

# NDL

## NEUE DEUTSCHE LITERATUR

MONATSSCHRIFT FÜR SCHÖNE LITERATUR UND KRITIK

Vol. 8

1960

No. 7-12

HERAUSGEGEBEN VOM DEUTSCHEN SCHRIFTSTELLERVERBAND

Redaktion: Helmut Hauptmann, Rosemarie Heise, Helmut Kaiser  
Achim Roscher, Horst Müller (Sekretär)

Beirat: Willi Bredel, Wieland Herzfelde, Wolfgang Joho  
Hans Koch, Eva Strittmatter, Max Zimmering

## INHALT

Brot und Rosen / <i>Hans Koch</i> . . . . .	3
Aus dem Briefwechsel Thomas Mann / <i>Johannes R. Becher</i> . . . . .	17
Bork emigriert / <i>Wolfgang Jobo</i> . . . . .	21
Traumlied / Die Ecke / Liebeslied / <i>Rose Nyland</i> . . . . .	69
Zwei Liebesgedichte / <i>Werner Bräunig</i> . . . . .	71
Renata / <i>Günter de Bruyn</i> . . . . .	73
Der Dieb / <i>Erik Neutsch</i> . . . . .	103
Der Springer mit den langen Ohren / <i>Günter Karau</i> . . . . .	117
Gedichte / <i>Arno Reinfrank</i> . . . . .	124

## NEUE BÜCHER

*Klaus Geißler*: Die erste umfassende Lyrik-Anthologie in unserer Republik (Günther Deicke und Uwe Berger, „Deutsches Gedichtbuch“), S. 128; *Werner Zirwick*: Soldat, Bauer und Rebell (Richard Scheringer, „Das große Los. Unter Soldaten, Bauern und Rebellen“), S. 132; *Erwin Kohn*: Das Glück ist nicht heimatlos (Wolfgang Held, „Die Nachtschicht“), S. 134; *Hans Jürgen Geerds*: Bemühungen und Versuche (Bodo Uhse, „Gestalten und Probleme“), S. 137; *Willy Walther*: Roman oder Reportage? Roman und Reportage! (Dieter Schlenstedt, „Die Reportage bei Egon Erwin Kisch“), S. 139; *Kurt Böttcher*: Die Cronique scandaleuse des Volkes („Das Volk – das lacht. Deutsche Schwänke des 15. und 16. Jahrhunderts“, hrsg. von Günther Jäckel; „Deutsche Schwänke“, hrsg. von Günter Albrecht), S. 141.

## UMSCHAU

*K. M.*: Ein Jahr nach Bitterfeld, S. 144; *Werner Lindemann*: Ländliche Episoden, S. 147; *Gerhard Dick*: Tschechow und Feuchtwanger, S. 149; *I. M. Lange*: Ein Brief nach Moskau, S. 151; *Alexander Raub*: Verbonnter Tucholsky, S. 153; *Karl Störenfried*: Das Neueste aus Katholien, S. 155; Glossen, Informationen u. a.

## BROT UND ROSEN

Ein neues Kapitel im Schaffen Willi Bredels

Es ist schade, daß das Buch nicht eher gekommen ist, es ist wirklich „ein Lehrbuch, aus dem sehr viele Kollegen, vor allem junge, lernen können, wie das nach 1945 alles so gewesen ist. Denn wer erinnert sich noch genau dieser ersten Monate nach dem Zusammenbruch des Faschismus? . . . Ich finde jedenfalls, daß das Buch sehr lehrreich ist, weil es uns zwingt, noch einmal zurückzudenken und die Lehren aus der Vergangenheit zu ziehen.“ Mit diesen Sätzen faßte Kollege Schurig, Dreher in den Halleschen Pumpenwerken, seinen Eindruck über das neue Buch Willi Bredels zusammen. Seine Frau fügte hinzu, daß sie in jeder freien Minute in dem Buch gelesen habe, weil es so interessant sei.

Diese Bemerkungen aus der Diskussion von Drehern der Halleschen Pumpenwerke mit ihrem ehemaligen Berufskollegen Willi Bredel spiegeln die Aufnahme wider, die „Ein neues Kapitel“ bei ihnen wie bei Tausenden von Lesern in der Deutschen Demokratischen Republik gefunden hat. Sie deuten zugleich den Grund an für den Erfolg des Buches und für die lebhafteste Anteilnahme, die ihm insbesondere von den Werktätigen entgegengebracht wurde.

Ein „neuer Bredel“ ist ohne Frage ein wirkliches Ereignis im ständig reicher werdenden literarischen Leben unserer Republik. Ein Buch zumal, das die Folge der „Väter“, „Söhne“ und „Enkel“ nicht nur zeitlich fortsetzt, sondern das den Sieg der Sache gestaltet, für die jene Generationen revolutionärer Arbeiter kämpften und litten, die bisher im Mittelpunkt von Willi Bredels Werken standen.

Vor einiger Zeit feierten die Frühwerke Willi Bredels „Maschinenfabrik N & K“ und „Die Rosenhofstraße“ ihre von alten und neuen Lesern begrüßte Auferstehung. Von diesen Erstlingswerken bis zum „Neuen Kapitel“ – welche großartige Konsequenz in der Entwicklung eines Schriftstellers, der aktiver Mitkämpfer auf dem Wege war und ist, welcher die deutsche Arbeiterklasse von den harten Streikämpfen der zwanziger Jahre über die schweren Prüfungen in der Zeit der faschistischen Nacht bis zum Arbeiter- und Bauern-Staat der Deutschen Demokratischen Republik führte.

„Ein neues Kapitel“ ist indessen sehr viel mehr als die einfache Fort-



setzung der thematischen Grundlinie, die Bredels Schaffen bisher bestimmte. Wir dürfen in dem Roman vielmehr zugleich den ersten Band eines umfangreicheren Werkes über die Geburt eines neuen Deutschland sehen. Denn die Geburt eines neuen Deutschland, durch das Prisma der ersten Aufbau-monate in der Stadt Rostock gesehen, ist der eigentliche, der nationale Gegenstand des Werkes.

Goethe hat einmal im Gespräch mit Eckermann bemerkt, nichts sei wichtiger als die Gegenstände. Alles Talent sei verschwendet, wenn der Gegenstand nichts tauge, und es hapere mit der Kunst, wo dem Künstler die würdigen Gegenstände fehlten. Mit seinem Buch hat sich Bredel dem würdigsten Gegenstand unserer sozialistischen Nationalliteratur zugewandt, ohne die Anstrengungen zu scheuen, die solch ein Gegenstand auch dem großen Talent immer abfordern wird.

Die Geburt eines neuen Deutschland zu gestalten, bedeutet für den Schriftsteller ungleich mehr als etwa „nur“ die komplizierte politische Geschichte jener ersten Monate nach dem Mai 1945 in Bildern festzuhalten und im Handeln individueller Gestalten nachzuzeichnen. Die Funktion des Künstlers, wiewohl er den geschichtlichen Prozeß in seiner lebendigen Entwicklung wahrheitsgetreu einzufangen trachten soll, ist doch eine andere, als nur „Illustrator“ der politischen Geschichte zu sein.

Bredel ist sich dieser Aufgabe bewußt und deshalb ist sein Buch – wie in jener Diskussion in Halle mit Recht gesagt wurde – „Lehrbuch“, vermittelt Kenntnis und Erkenntnis, und ist doch zugleich viel mehr als ein Lehrbuch. Es zeugt vom Wachstum neuer Menschen und neuer Beziehungen zwischen den Menschen und hilft so, neue Menschen zu formen. In dem Roman ist viel von der sozialistischen Perspektive der Arbeiter-und-Bauern-Macht die Rede, deren Fundamente damals gelegt wurden. Aber stärker, aufrüttelnder und überzeugender noch als in diesen oder jenen Debatten wird diese Perspektive überall dort erkennbar, wo die neuen Beziehungen zwischen den Menschen gestaltet werden. Auch darüber war in der Diskussion in den Pumpenwerken Halle die Rede, als davon gesprochen wurde, wie der humanistische Standpunkt des Autors jede Episode durchdringt, zum Beispiel in dem Abschnitt „Hungertyphus im Flüchtlingslager“. Selbst in dieser schrecklichen Szene, in der die Bauern ihr Dorf vor den Flüchtlingen versperren, sie damit dem sicheren Tode preisgeben und schließlich von sowjetischen Offizieren und deutschen Kommunisten nahezu mit Gewalt dazu angehalten werden müssen, sich der Hungernden und Kranken anzunehmen – selbst dort sieht Bredel, sehen die in seinem Buch handelnden Genossen nicht nur bis zur Unmenschlichkeit hartherzige Egoisten in diesen Bauern. Bredel und seine Helden wissen, daß diese Menschen sich ändern werden; sie legen den Keim dazu und erkennen in ihnen schon die



Kampfgefährten von morgen, die sie heute, nach fünfzehn Jahren, tatsächlich längst geworden sind. Es zeugt von der Kunst Bredels, daß er noch in der Gestaltung des Menschenunwürdigen diese Perspektive neuer menschlicher Beziehungen und Verhältnisse sichtbar zu machen weiß.

Von der Geburt eines neuen Deutschland zu erzählen, heißt deshalb für Bredel nicht nur, ein lebendiges Bild der politischen Geschichte zu entwerfen, sondern zu gestalten, wie im Osten Deutschlands damals die Grundlagen geschaffen wurden, auf denen sich – um mit Becher zu reden – das „Reich der Menschen“, der Bau einer neuen, realen, sozialistischen Menschlichkeit erhebt.

Aus der Quelle seines großen nationalen Themas wird der ästhetische Gehalt des Buches gespeist; vom Blickwinkel der inzwischen Realität gewordenen Perspektive aus kann Bredel wirkliche Schönheit und Poesie auch dort sichtbar machen, wo der oberflächliche Blick nur Trümmer, Chaos und Grauen erkannte.

Höhepunkt des neuen Romans und einer der Höhepunkte im gesamten Schaffen Willi Bredels ist die Novelle „Frühlingssonate“, die dem vierten Teil („Freunde“) seines Buches vorangestellt ist. Nur lose mit den Hauptlinien in Bredels Buch verknüpft, besitzt sie Kraft und Gewicht eines selbständigen Kunstwerkes. In ihr erreicht Bredels Erzählkunst eine neue Qualität, bewähren sich Realismus und Parteilichkeit seiner schriftstellerischen Methode in der schönsten Weise.

So beginnt es: „Der Offizier vom Dienst meldete dem Kommandanten, die Militärpolizei habe Hauptmann Nikolai Pritzker arretiert. In betrunkenem Zustand habe der sowjetische Offizier die Wohnungseinrichtung eines deutschen Professors demoliert und die Familienmitglieder bedroht.“

Wird hier ein sogenanntes „heißes Eisen“ angepackt? Gibt es Grund zum Frohlocken für gewisse Kritiker der „Welt“ oder des Rias? Nichts von alledem.

Der Schriftsteller Bredel ist kein Anhänger jener flachen Auffassung von der „Wahrheit“, die sich darauf beschränkt, auf einen Fleck im Tischtuch hinzuweisen und dann mit einer Miene, als seien neue Welten entdeckt, zu verkünden: „Das ist Wahrheit!“ Die Erzählung Professor Rinbergers rekonstruiert die im tatsächlichen wie im novellistischen Sinne „unerhörte Begebenheit“ des Nikolai Pritzker, des musikliebenden jüdischen Offiziers aus Kiew, der zum ständigen, gern gesehenen Gast der Familie wird, um dort Hausmusik zu hören. Als die Familie ihm zu Ehren sein Lieblingsstück, Beethovens Frühlingssonate, einübt und vorspielt, geschieht, was gleich in den ersten Sätzen berichtet wird. Danach erfährt Rinberger: Pritzkers Frau und beide Kinder wurden 1942, wie Zehntausende andere Juden, vor ihren

Gräbern erschossen. Am Abend, bevor Pritzker einrückte, hatten alle zusammen Beethovens Frühlingssonate gespielt.

Die Erzählung Rinbergers deckt den tiefen Wandel in seinen Beziehungen zu den Sowjetmenschen auf. Zuerst, heißt es, „starrten alle erschrocken auf den Eindringling“, oder etwa: „Man erzählt soviel Unerfreuliches von den Russen ...“

Nähere Bekanntschaft, gemeinsame Liebe zur Musik lassen Vertrautheit und Nähe reifen, zu echter Freundschaft aber kann sie wohl noch nicht werden, weil noch unbewältigt ist, was zwischen ihnen stand. Erst nach dem „Vorfall“ und der Kenntnis seiner Ursachen kann in Rinberger die Erkenntnis reifen, die für ihn wie für Millionen unseres Volkes damals zu der Grundlage wurde, auf der die Freundschaft zu den Sowjetmenschen erwachsen konnte. „Die Schuldigen sind doch eigentlich wir ... ich meine, wir Deutschen.“

Die „Frühlingssonate“ ist beste realistische Prosa, weil sie an einem einzelnen, in seiner Art unwiederholbaren Fall das Schicksal und die Beziehungen zweier Völker abspiegelt. In der Schilderung Pritzkers, eines scheuen, gebildeten, schlichten Menschen, der oft verwundert, mitunter auch traurig auf das Leben der deutschen Familie blickt, der aber auch witzig und schlagfertig ist und gern lacht: an dieser Gestalt wird die Tiefe des Leids, das über ihn und sein ganzes Volk gebracht wurde, gerade durch die Sinnlosigkeit seines trunkenen Ausbruchs schmerzhaft sichtbar. So gestaltet Bredel gerade in der Unwiederholbarkeit aller Umstände dieses „Falles“ in höchstem Grade Typisches. Die historische Schuld des vom Faschismus beherrschten Deutschland wird an deren scheinbarem Gegenteil, dem Übergriff eines sowjetischen Soldaten, behandelt. In dieser äußersten Zuspitzung eines Konflikts, dessen Dimensionen weit über die erzählte Begebenheit und deren Akteure hinausgehen und dennoch – durch die Kunst des Autors – in ihr sichtbar werden, bewährt sich die Kraft realistischer künstlerischer Verallgemeinerung besonders eindrucksvoll.

Man lese einmal in Rinbergers Erzählung nach, wie jedes Detail, etwa bei der Schilderung der musizierenden Familie, der immer tieferen Charakterisierung ihres Verhältnisses zu Pritzker dient, wie Rinbergers knappe Charakterisierung Pritzkers nicht nur Bericht über den Hauptmann bleibt, sondern durch die sorgsame Wahl der Worte und der Bilder ebenfalls offenbart, wie Rinberger selbst eine immer tiefere innere Bindung zu dem Sowjetmenschen gewinnt, bis er schließlich mit seinem Brief an den Kommandanten offen für den Arretierten Partei ergreift.

Wohl offenbart sich in der „Frühlingssonate“ die Kunst Bredels am besten und reifsten – aber neben ihr gibt es in Bredels neuem Buch eine Fülle von Episoden und Partien, in denen Bredels erzählerische Meisterschaft uns ge-



fangennimmt. Dennoch ist das Buch im ganzen nicht so aus einem Guß wie sein bester Teil, die „Frühlingssonate“.

Einen Zeitraum von fünf Monaten umschließt Bredels Buch. Es spannt den Bogen von jenen Maitagen im Jahre 1945, die für das deutsche Volk Katastrophe und Befreiung zugleich bedeuteten, bis hin zum Frühherbst. Was für eine Zeit!

So begann es: „Das Leben stand still wie das Pendel einer zerstörten Uhr. Das Feuer schwelte noch; aus den Ruinen drang Brandgeruch. Die Menschen begruben ihre Toten und verließen die Gräber ohne Hoffnung. Einige wenige, die das Schlimmste für überstanden hielten und von einer guten Zukunft zu träumen wagten, wurden nicht einmal belächelt.

Peter Boisen hatte sich seine Heimkehr anders vorgestellt.“

Fünf Monate später ist das Chaos im wesentlichen überwunden und – wie Oberst Pernikow es nennt – „eine Art Sondierung des Terrains für den Neuaufbau“ vorgenommen. Die antifaschistischen Kräfte haben sich gesammelt, der Beschluß über die Durchführung der demokratischen Bodenreform ist gefaßt. Noch ist es schwer, unsagbar schwer. Aber Peter Boisen kann in seinem Trinkspruch am Schluß des Buches schon davon sprechen, daß es zwar, aus der Not heraus, in die der Faschismus uns gestürzt hat, keine wichtigere Aufgabe gäbe, als allen arbeitenden Menschen das tägliche Brot zu sichern, daß wir jedoch keinen Augenblick vergessen, daß es Rosen gibt, unser Leben zu verschönen.

Das ist der Ausblick, mit dem dieses erste Buch vom neuen Kapitel schließt: „Brot und Rosen! Das Notwendige und das Schöne! Ein ganzes Programm!“

Den Weg von den ersten Tagen bis zu jenem Zeitpunkt zu schildern, ist das von Bredel selbst gewählte Anliegen seines Buches.

Brot und Rosen – wenn diese Perspektive glaubwürdig wird in einem Moment, da in Rostock gerade wieder die erste Straßenbahn fährt, so nicht zuletzt deshalb, weil Bredel höchst anschaulich gestaltet, durch welchen Wust von Widersprüchen, Konflikten, Schwierigkeiten hindurch der Weg führte, aber wie es doch unaufhaltsam vorwärtsging.

Vor welchem Berg von Widersprüchen und Konflikten stehen die Menschen, steht Thomas Weiß, der Arbeitersohn, Kämpfer im Nationalkomitee „Freies Deutschland“, der sich eines Tages als Oberbürgermeister einer großen Stadt wiederfindet – und das gerade in der schwierigsten Stunde in der ganzen jahrhundertelangen Geschichte dieser Stadt. Wie selbstverständlich und doch mit welchen Schwierigkeiten und Konflikten wächst Ermscher in seine Aufgabe hinein, die aus dem ehemaligen SA-Mann, späteren aktiven Kämpfer gegen den Faschismus und Partisan, einen „roten Polizei-



chef“ formt. Welch schweren inneren Konflikt muß der Kommunist August Wahlke durchstehen, der, seiner Sache und seiner kommunistischen Überzeugung getreu, zwölf Jahre großer Opfer auf sich nahm – und doch politisch auf dem Standpunkt von 1933 zurückgeblieben war. Wie streiten sich in dem bürgerlichen, antifaschistischen Arzt Dr. Vogel Zyniker und Menschenfreund!

Dabei sind diese Widersprüche noch die geringsten. Noch sind in den Köpfen die Überreste des Faschismus allenthalben lebendig. In der meisterhaften Szene „Der Heliand“ erweisen sie sich als so stark, daß die eben eröffnete Universität sogleich wieder geschlossen werden muß. Aber nicht nur in den Köpfen lebt der Faschismus weiter: in Graal-Müritz hat sich ein komplettes faschistisches „Soldatenparadies“ monatelang über den Zusammenbruch hinweggerettet. In der Verwaltung hatten sich faschistische Kräfte, die Wirrnis jener Wochen ausnutzend, eingeschlichen – nur ganz zufällig kann Robacz entlarvt werden. Selbst in der Kommunistischen Partei wirkt noch – sich „unentbehrlich“ machend – der Gestapoagent Sprede, dessen Vergangenheit niemand kennt und der mit dem Parteibuch in der Tasche „überwintern“ will. Durch die Gewalt des Umbruchs werden korrupte Elemente zeitweilig nach oben gespült – Fehs gehört dazu. Banditentum grassiert, das Bordellviertel gibt ihm eine Heimstätte. Hunger und Seuchen bedrohen die Stadt, empfindlichster Mangel an allem und jedem, Egoismus, Hartherzigkeit, Resignation erschweren die Hilfe. Zerstörungen größten Ausmaßes lähmen Wirtschaft und Verkehr – dazu kommen die Demontagen, die notwendige Wiedergutmachung.

Rechte Sozialdemokraten Schumacherscher Prägung wie Meyer und Sasse attackieren die sich herausbildende Arbeitereinheit, kämpfen mit Intrigen, pseudosozialistischen verwirrenden Phrasen und Verbrechen gegen die Formierung jener Kraft, die allein auf dem Wege aus der Katastrophe vorangehen konnte. Und mit wenigen Strichen – die Intimitäten von der Potsdamer Konferenz wären hier ganz überflüssig gewesen – macht Bredel sichtbar, wie sich die neuen Kämpfe schon wieder mit der neuerlichen Entscheidungsfrage verknüpfen: dauerhafter Friede oder neuer Krieg – Atomkrieg?

Aus jedem noch so kleinen Schritt aber, der durch dieses Knäuel von Schwierigkeiten und Widersprüchen hindurchführt nach vorn, wird die Zuversicht und der Optimismus, den Bredels Buch ausstrahlt, um so deutlicher und glaubwürdiger.

Es ist ein großes künstlerisches Verdienst Bredels, daß er in eine Vielfalt solcher Konflikte hineinleuchtet und so die ganze Schwierigkeit des Neubeginns anschaulich macht. Um den tatsächlichen Ablauf des geschichtlichen Prozesses wissend, hütet er sich davor, den Eindruck des Wirrwarrs,

eines Scherbenhaufens hervorzurufen. Er beschränkt sich nicht darauf zu erklären, daß die Widersprüche lösbar sind, sondern zeigt und gestaltet ihre Überwindung. Bredels Darstellung lenkt in all ihrer Fülle und Vieltgestalt auf den Grundkonflikt jener Etappe hin, wie Walter Ulbricht ihn formulierte: „In der damaligen Zeit stand auch in der sowjetischen Besatzungszone die Frage ‚Wer – wen?‘. Wird die Arbeiterklasse im Bündnis mit den werktätigen Bauern die führende Rolle im staatlichen und wirtschaftlichen Aufbau in die Hände nehmen, oder werden die Kräfte der Restauration in ähnlicher Weise wie nach 1918 das politische Übergewicht bekommen?“

Dennoch vermißt man in Bredels Darstellung etwas sehr Wichtiges: das Ringen um die Menschen, die noch kurze Zeit vorher – aus welchen Gründen immer – den Nazis folgten; die oft so schmerzvolle Abrechnung mit der eignen Vergangenheit und der Vergangenheit des ganzen Volkes; den komplizierten Prozeß, in dem in den Hoffnungslosen und Verzweifelten wieder Hoffnung erwachte; das Wachstum des vorher verschütteten Klassenbewußtseins in den Köpfen Tausender Arbeiter, wie es sich in jenen Monaten schnell und massenweise vollzogen hat; den großen Widerspruch, als bei vielen der Kopf und das Herz noch nicht begreifen wollten, was die Hände schon taten. Wie immer diese Konflikte sich äußern mochten – sie waren außerordentlich wichtige Erscheinungsformen, in denen in Tausenden von Einzelschicksalen der Grundkonflikt jener Epoche ausgefochten und als deren Ergebnis die Frage „Wer – wen?“ unwiderruflich entschieden wurde. Dies Ringen um die Massen, die nicht von Anbeginn in der Vorhut des Kampfes standen, wird in Bredels Buch leider allzu selten künstlerisches Ereignis. Sehr stark klingt dieses Thema erst in dem Schicksal des jungen Hans Schaber an, dem sich in der Begegnung mit den Rotarmisten der Grenzwache eine Welt neuer, guter menschlicher Beziehungen auftut und der unter falschem Namen als Neulehrer in einem Dorf an der Grenze „hängenbleibt“. Ohne Zweifel wird der Weg des jungen Hans Schaber im zweiten Band eine große Rolle spielen. Auch in einigen wenigen Episoden („Eine Entdeckung“, „Die Werftarbeiter“, „Begegnung im Regen“) wird diese widerspruchsvolle Entwicklung der Kraft und Aktivität der Massen gestaltet – sonst aber bleibt sie im wesentlichen trockener Bericht, der im Rahmen dieses Romans nicht überzeugen kann. So, wenn es zum Beispiel „inhaltlich“ völlig richtig heißt: „Immer mehr Arbeiter begannen, sich auf ihre Kraft zu besinnen und die Notwendigkeit des Zusammenschlusses zu erkennen... Es war erstaunlich zu sehen, mit welchem Eifer, welcher Hingabe viele Arbeiter ans Werk gingen, was für einen Einfallsreichtum, was für eine Erfindungsgabe sie besaßen und entwickelten, um der wahrlich nicht geringen Schwierigkeiten immer wieder Herr zu werden.“ –



„Erstaunlich“, zum Staunen und zur Bewunderung anregend, im ästhetischen Sinne aber wird all dies erst, wenn es auch für den Leser wirklich „zu sehen“ ist, wenn der Schriftsteller ihm erlaubt, daran teilzuhaben. Breidel läßt hier viele Möglichkeiten ungenutzt, die innerhalb des von der Handlung gesteckten Rahmens lagen. Der Aufbau des Wasserwerkes ist wohl die wichtigste. Welche Entwicklung zum Beispiel der Ingenieur Bergenhus durchmachte, bleibt unklar, weil ungestaltet; auch wie in dem ehrlichen sozialdemokratischen Arbeiter Thieme in seiner wirklichen Aktivistenleistung die Kraft wuchs, die ihn zu seiner neuen verantwortungsvollen Aufgabe befähigte, bleibt der Sicht des Lesers im wesentlichen entzogen. Helene Christwits weiter Weg aus konservativ-bürgerlichem Elternhause zur Kommunistischen Partei kann allein mit der Darstellung ihrer Liebe zu Gerhard Ermscher nicht überzeugend genug motiviert werden. Selbst Anna Friesebeck hat gleichsam keine Vergangenheit; sie beginnt eigentlich nach 1945 erst zu leben; warum sie so – richtig – lebt, bleibt ungestaltet. Was veranlaßt den Handwerksmeister Böttcher, an der wichtigen und so gar nicht risikolosen „Schwarzfahrt in die Westzone“ teilzunehmen? Alle diese Gestalten sind von Breidel gleichsam nur „von außen“ gesehen; er kriecht kaum in ihre Haut und hat daher selten die Möglichkeit, nicht bloß ihre Handlungsweise darzustellen, sondern sie wirklich ihrer Entwicklung und ihrem Charakter gemäß handeln zu lassen.

Daß – unbeschadet des hier Vermißten – die Vielfalt und Lebendigkeit der Konfliktdarstellung wesentlich zum künstlerischen Reiz dieses Buches beiträgt, daß Breidel jeden Schematismus zu vermeiden sucht, zählt zu den großen Vorzügen des Werkes. Der ästhetische Genuß beruht nun einmal wesentlich auf jener Fülle und Vielgestalt der künstlerischen Darstellung, die dem Leser erst die Möglichkeit gibt, seine eigene schöpferische Phantasie zu betätigen, nach eigenem Wissen und Erleben, nach eigener Lebenserfahrung das vom Schriftsteller entworfene Bild weiterzumalen und sich so in dem vom Künstler gegebenen Rahmen ein universelles Bild zu machen. Schematismus vereinfacht und verzerrt nicht nur die historische Wahrheit, sondern betrügt den Leser um den ästhetischen Genuß oder erstickt gar seine Fähigkeit zu ästhetischer Empfindung. Breidel weiß sehr genau um die politische und ästhetische Gefahr des Schematismus in der Literatur.

Aber schreibt er nicht aus diesem Grunde manchmal aus einer Position des Antischematismus, die am Ende doch nur eine negative Position ist? Manchmal behängt und belastet er seine Figuren mit Konflikten und Zügen, die im Rahmen seiner künstlerischen Zielsetzung ohne Bedeutung und Funktion sind, die er nicht zu Ende führen kann, ohne die von ihm selbst fixierte Grundidee zu sprengen oder zu verschieben, oder die er auch aus anderen Gründen nicht zu Ende führt. Das aber macht die Gestalten nicht lebendi-



ger, wie es den Leser nicht klüger macht, wenn er nur erfährt, daß es dies oder jenes auch gegeben hat.

Einige Beispiele: Nach dem Einmarsch in Graal-Müritz verbringt Kotlubow die Nacht bei Anna Friesebeck. Sie bekommt ein Kind. Aber dieses Erlebnis trägt nicht zu einer tieferen Charakterisierung beider Gestalten bei. Daraus etwa einen tragischen Konflikt zu machen, widerspricht der ganzen Anlage der Gestalten, und Bredel hat es mit Recht vermieden. Aber die fast absolute Gleichgültigkeit, mit der sowohl Anna als auch Kotlubow im weiteren über diese immerhin wichtigen „Umstände“ hinweggehen (müssen), weil die Handlungslinien des Romans keinen Raum für dies Problem lassen, bringen nur einen Bruch in der Charakterzeichnung beider hervor.

Ähnlich verhält es sich mit der komplizierten Beziehung des sozialdemokratischen Genossen Knab zu einer Frau Burmann oder mit den Familienkonflikten des in seiner Parteiorganisation so gut arbeitenden Kommunisten Johannes Schaber, der vom Autor noch zusätzlich damit belastet wird, daß er seiner Sekretärin „verfallen“ ist. Der Hauptkonflikt, in dem Schaber steht, reicht völlig aus, den Charakter und das widerspruchsvolle Wachstum dieser Gestalt zu enthüllen. Das von Bredel noch hinzugefügte Detail gewinnt weder für die Gestalt noch für die Handlung Bedeutung.

Greta Wächter, so erfahren wir anfangs, wartet auf die Rückkehr ihres Vaters aus dem KZ; sie weiß offensichtlich gar nicht, ob er noch lebt. Später aber spielt dieses Warten – als habe der Autor es vergessen – gar keine Rolle mehr: auch dieses Detail gibt also nicht dem Charakter Gretas ein stärkeres Profil, sondern macht die Charakterzeichnung des Autors widerspruchsvoll.

Wer waren die Kräfte, die im Osten Deutschlands das Volk auf den Weg führten, den Bredels Buch den Leser mitgehen heißt? In welchen Gestalten macht Bredel diese Kräfte sichtbar? „... aus eigener Kraft allein wäre die deutsche Bevölkerung damals nicht imstande gewesen, sich wieder Boden unter den Füßen zu schaffen. Die sowjetischen Kommandanten und Offiziere, die eben noch an der Front gegen die faschistischen Heere gekämpft hatten, gingen jetzt mit unvergeßlicher Energie daran, den Deutschen zu helfen und sie zu ermuntern, selbst zielbewußt und kühn an die Arbeit zu gehen. Das war – nachdem die faschistische Herrschaft niedergeworfen war – die Krönung ihrer Befreiungsaufgabe.“

Diese Worte Walter Ulbrichts könnten als Leitmotiv über Bredels Darstellung der sowjetischen Offiziere stehen. Oberst Pernikow, Oberstleutnant Kowalenko, Leutnant Schumanin, Sergeant Kotlubow heißen sie bei Bredel, aber jeder Leser, der damals mit dabei war, gleich in welcher Stadt der sowjetischen Besatzungszone, könnte ihnen andere Namen geben: er erkennt die Kommunisten im Waffenrock aus „seiner“ Kommandantur wieder. Schon von dieser Warte her ist Bredels Darstellung von großer nationaler

Bedeutung – als ein auch in unserer epischen Literatur notwendiges, hier endlich ausgesprochenes Wort des Dankes. Und Bredels Buch legt bededtes Zeugnis davon ab, wieviel wir zu danken haben. Allein die Gestalt Kowalenkos, wie scharf ausgeprägt ist sie in ihrer unverwechselbaren Individualität und wie typisch ist sie für das, was den Tausenden von Sowjetoffizieren eigen war, die in den Kommandanturen der Sowjetischen Militäradministration arbeiteten. Mit seinem Oberstleutnant Kowalenko schafft Bredel ein Beispiel dafür, wie sich der Charakter und die Individualität einer Gestalt in dem, was sie tut und wie sie es tut, enthüllt, wie sich in der lebendigen Tätigkeit, in Erfolg und Mißerfolg die Gestalt „rundet“ und plastisch wird, und wie wenig es doch künstlich aufgetragener Flecken bedarf, um der Gefahr von Schematismus und Schönfärberei zu entgehen.

Aber bei Kowalenko wie auch bei den anderen sowjetischen Offizieren ist diese Darstellung außerordentlicher Aktivität weit mehr als wichtigstes Element der Charakterisierung einer Gestalt; durch eine solche Darstellung erst beginnt der historische Prozeß in der Kunst wieder lebendig zu werden. Bredels Schilderung jener Menschen macht auf diese Weise eine große geschichtsbildende Kraft sichtbar. Theo E., der Verleger und Buchdrucker, hebt in seinem Trinkspruch: „Der Biene muß“ diese vehemente Kraft noch einmal höchst originell und einprägsam hervor. Dieser Trinkspruch, den die Kritik mit Recht als ein Kabinettstück Bredelscher Erzählkunst bezeichnet hat, setzt gleichsam das Tüpfelchen auf das i in Bredels Porträts der sowjetischen Offiziere.

Es kann und darf jedoch nicht übersehen werden, daß durch einige Mängel in der Darstellung der deutschen Antifaschisten eine gewisse Verschiebung in dem Gesamtbild eintritt, das Bredel zu geben bestrebt war – eine Verschiebung, die auf Grund ästhetischer Gesetzmäßigkeiten die historische Wahrheitstreue und Parteilichkeit des Gesamtbildes beeinträchtigt. Durch solche Mängel kommt die historische Rolle der deutschen Antifaschisten und des deutschen Volkes bei der Schaffung ihres neuen Deutschland ungenügend und nicht überzeugend genug zur Geltung – das aber kann falschen Vorstellungen über die revolutionären Umwälzungen Nahrung geben, die sich bei uns, im Osten Deutschlands, vollzogen. Diese Umwälzungen konnten, unter der Führung der einig handelnden Arbeiterklasse, allein vom deutschen Volk selbst vollzogen werden.

Sehen wir uns einige Gestalten deutscher Antifaschisten, Kommunisten und Sozialdemokraten an, die historisch schon in jenen allerersten Wochen auf dem Wege vorangehen, den Bredel in seinem Buch gestaltet.

Am blassesten wohl bleibt Peter Boisen, den Bredel vermutlich deswegen nicht in die ihm in diesem Roman zustehenden Rechte einsetzen zu können glaubte, weil diese Gestalt unverkennbar autobiographische Züge trägt. Die

autobiographische Anlage der Gestalt Boisens wird offensichtlich zu einer Fessel. Boisen-Bredel ist Instrukteur des Zentralkomitees der KPD, und wir wissen sehr genau, welches Maß an Wissen, Kraft und Aktivität in den ersten Monaten nach dem Mai 1945 gerade von diesen Genossen ausstrahlte, welche entscheidende Rolle sie als führende Aktivisten der ersten Stunde bei der Geburt eines neuen Deutschland überall spielten. Diese Rolle ist in die Geschichte eingegangen. Der Schriftsteller Bredel aber, ein bescheidener und liebenswerter Mensch, schreckt – und das ist verständlich – davor zurück, sich selbst in dieser bedeutsamen historischen Rolle zu porträtieren, sich selbst in voller Lebendigkeit, mit dem ganzen Umfang seiner Aktivität, dem Maß seiner Verantwortung, der Größe seines Verdienstes dem Leser vorzuführen. Der Schriftsteller Bredel weiß geradeso wie der Instrukteur Boisen, daß diese führenden Aktivisten der ersten Stunden gerade deshalb Großes leisten konnten, weil sich in ihnen die ganze ungebrochene Kontinuität der Entwicklung der Kommunistischen Partei verkörperte, die über die Konferenzen von Brüssel und Bern zu dem klaren Aktionsprogramm für alle friedliebenden Deutschen vom Juni 1945 führte. In diesen Menschen lebte die Theorie, die seit dem Mai 1945 zur historischen Praxis im Osten Deutschlands wurde.

Bredel, offensichtlich aus den erwähnten Gründen, beraubt einerseits Boisen jener Aktivität und läßt ihn kaum agieren, rüstet ihn aber auf der anderen Seite richtig mit dem Wissen der Partei um den weiteren geschichtlich notwendigen Weg des deutschen Volkes aus. Damit erhält seine Hauptfigur einen tiefen Bruch: Boisen geht nicht als kraftvolle realistische, am Erfolg wachsende und am Mißerfolg die eigene Unzulänglichkeit überwindende Gestalt durch den Roman, sondern hauptsächlich als Träger von Ideen, vielfach lehrhaft und auf diese Weise manchmal recht schematisch. Daraus ergibt sich ein schiefes Bild von der historischen Rolle der revolutionären Vorhut der Arbeiterklasse.

Waiß und Ermscher sind ungleich aktiver – es wurde bereits darüber gesprochen. Doch auch eine ganze Anzahl der anderen Kommunisten oder klassenbewußten, nach der Einheit strebenden Sozialdemokraten kann Bredel nicht zu gleichem Leben erwecken wie etwa den Oberstleutnant Kowalenko. Beginnen wir, um diesen Widerspruch in der Gestaltungsweise Bredels sichtbar zu machen, mit der besonders liebevoll, besonders plastisch und „rund“ gezeichneten Gestalt des sozialdemokratischen Pastors Dr. Klausmann. (Dabei ist – Karl Kleinschmidt möge diese Bemerkung verzeihen – nur ganz am Rande interessant, wer Bredel für diesen Klausmann Modell gegessen hat.) Man könnte meinen, diese so lebendige, vitale Gestalt, der man gegenüberzusitzen glaubt, wo Bredel sie nur auftreten läßt – man könnte meinen, daß dies literarische Porträt ein Meisterstück realistischer



Charakterzeichnung sei. Der Dr. Klausmann des Romans hat indessen einen kleinen, aber folgeschweren Fehler: er wohnt ein paar Wegstunden vom Ort der Handlung entfernt und kommt nur, von seiner Rückkehr aus dem KZ hier abgesehen, als gern gesehener Ehrengast festlicher Anlässe nach Rostock. Die künstlerisch am stärksten und besten profilierte Gestalt des ganzen Romans (aus der Gruppe der deutschen Genossen) hat also kaum Gelegenheit, handelnd an der Verwirklichung der Grundidee in Bredels Buch teilzunehmen, das Volk aus dem Chaos und der nationalen Katastrophe des Mai 1945 auf dem Wege zu Brot und Rosen voranzuführen.

Wie interessant und liebenswert erscheint uns Greta Wächter, die spätere Frau Thomas Weiß, als wir sie kennenlernen! Wir wissen: ihre Zeit ist jetzt mit der Befreiung gekommen, und ihr starker Charakter, ihre sprühende Lebendigkeit, ihre Aktivität, ihr praktischer Sinn werden sie diese ihre Zeit nutzen lassen. Aber Bredel schränkt allmählich den Blick des Lesers auf das Wirkungsfeld Gretas – wie mir scheint ungewollt – ein, führt sie uns hauptsächlich in der häuslichen Wirkungssphäre der Frau Oberbürgermeister vor und gibt ihr damit wenig Möglichkeit, ihrem Charakter gemäß zu handeln und sich zu entwickeln. August Wahlke zögert lange, ehe er mit anpackt; Otto Holmsen, Knab, Thieme, Tolpzin und eine ganze Reihe anderer sind zu stark als Nebenfiguren angelegt, als daß sie das Bild der historischen Aktivität deutscher Werktätiger in den ersten Monaten des demokratischen Neuaufbaus wesentlich verdichten könnten. So entsteht eine Verschiebung des Gesamtbildes, die dem Anliegen des Buches schädlich ist.

Das Beispiel einer der hauptsächlichen Handlungslinien des Romans soll helfen, die meines Erachtens wichtigste Ursache dieser Widersprüche in Bredels Roman aufzudecken: seine Darstellung des Aufbaus der Kläranlage. Sie spielt sozusagen von Anfang bis Ende des Buches ihre Rolle, auf den letzten Seiten wird sie in Theo E.s Tischrede noch einmal herangezogen: „Sie alle wissen, die Kläranlagen der Stadt waren verschmutzt und verschlammt, aus den Wasserhähnen kamen Würmer und kleine Aale. Innerhalb weniger Wochen mußten die Anlagen gereinigt sein. Dort sitzt Ingenieur Bergenhus; er sagte: Völlig unmöglich! Aber: *Der Biene muß!* Die Kläranlage wurde fertig und die Stadt vor Seuchen bewahrt.“

Es braucht hier nicht betont zu werden, welche lebenswichtige Rolle der Aufbau der Kläranlage für die Normalisierung, für den Beginn des neuen Lebens in der Stadt spielte. Was erleben wir von dieser Arbeit?

Thomas Weiß erteilt den Auftrag, die Kläranlage wieder instand zu setzen, spricht mit Thieme und Bergenhus. Die Arbeit stockt, weil Eisenzement fehlt, in der Stadt bricht Typhus aus. Der Zement kann nur aus der Westzone „schwarz“ beschafft werden. Es schließt sich die umfang-

reiche, herrlich geschriebene „Schwarzfahrt in die Westzone“ an, die im Rahmen des gesamten Buches eine sehr wichtige Funktion hat. Boisen nimmt an dieser Fahrt teil. Er besucht auch das Wasserwerk. Wirklich beiläufig erfährt der Leser etwas von der Leistung der Arbeiter, die in dem eisig kalten Betonbecken arbeiten: „Gummischuhe hatten sie nicht, von Gummianzügen ganz zu schweigen; nackt hatten sie im Wasser gestanden und das Becken gereinigt, denn auch die Pumpenvorrichtung war defekt . . .“

Das ist alles, was über dieses wahre Heldentum hier gesagt wird – jenes Heldentum der ersten schwierigsten Aufbauzeit, das nirgends künstlerische Gestaltung findet, wiewohl öfter davon die Rede ist. Später stellt sich heraus, daß die Arbeiter monatelang keinen Pfennig Lohn erhalten hatten.

Niemand wird bestreiten – und am wenigsten sicher Bredel selbst –, daß dieses Heldentum der Arbeiter auf dem Wege aus dem Chaos zum Gedanken von Brot und Rosen eine Bedeutung hat, die gar nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Warum aber gestaltet Bredel sie nicht in einem Buche, dessen ureigenstes Anliegen ist, diesen Weg zu zeichnen?

Es wäre eine ebenso unsinnige wie böswillige Unterstellung, Bredel Geringschätzung solcher im wirklichen Sinne historischer Leistungen der Arbeiter vorzuwerfen. Warum also gestaltet er es nicht, warum vergibt er auch hier die – völlig im Rahmen seines Themas liegende – Möglichkeit, das interessante, komplizierte, widerspruchsreiche Wachstum jener Menschen darzustellen, die unter solchen Umständen solche Taten vollbringen?

Bredel gestaltet im wesentlichen nur die Erscheinungen und Ereignisse, bei denen Boisen, Weiß, Ermscher, Kowalenko, Pernikow und einige wenige andere selbst dabei waren, die ihr unmittelbares Erlebnis wurden. (Wo die Manipulationen von Feinden und Verrätern wie Sprede oder Meier notwendig dargestellt werden müssen, wird dieses Prinzip selbstverständlich durchbrochen.) Aber aus der Sicht des unmittelbaren Erlebnisses Boisens (und einer bestimmten Funktionärgruppe) geraten, so hoch man den Wert dieses Erlebens schätzen muß, viele Dinge doch so episodisch, daß bestimmte historische Zusammenhänge zerreißen oder verschoben werden.

Wir haben gesehen, welche hohe künstlerische Kraft dem Schriftsteller aus der Verarbeitung und Verdichtung dieser unmittelbaren Erlebnisse in Einzelteilen und Partien immer wieder zuwächst, wie das Dabeigewesen-sein, das Mit-Hand-Anlegen, das daraus gewonnene Erlebnis des Autors zur stärksten Grundlage seiner erzählerischen Meisterschaft wird. Und wir sehen nun, wie die *Beschränkung* auf das unmittelbare Erlebte zur *Einschränkung* des Realismus der künstlerischen Darstellung führt, wie sie den Autor daran hindert (wahrscheinlich empfindet er es selbst als unbefriedigend), zu jenem tiefen, realistischen Gesamtbild zu kommen, dem er mit der ganzen Anlage seines Buches zustrebte. Die von ihm selbst gewählte

Sicht beschneidet das legitime Recht des Schriftstellers, seine von Wissen und Erfahrung gelenkte Phantasie frei walten zu lassen; sie bietet zu wenig Raum für die Geschlossenheit der Darstellung, für die ungehemmte Entwicklung der Charaktere, für die Lösung der Konflikte.

Die Kritik äußerte wiederholt die Meinung, diese Widersprüchlichkeit in Bredels Buch sei in erster Reihe ein Problem des Genres. Bredel habe sich gewissermaßen nicht entscheiden können zwischen Roman, Chronik oder anderer Form. Ich halte dieses Problem für sekundär. Gewiß folgt die Bestimmung der Genres objektiv begründeten Gesetzmäßigkeiten. Und durchaus möglich, daß die „klassische“ Romanform die geeignetste ist, um Bredels in diesem Roman so sichtbarem politisch-künstlerischem Anliegen adäquaten Ausdruck zu geben. Aber nehmen wir nur einen Augenblick an, der Schriftsteller arbeite sein Buch um. Wäre nicht ebenso denkbar, daß – bei Preisgabe der genannten Position – eine reiche Episodenfülle diesem seinem Anliegen ebenso adäquaten Ausdruck geben könnte? Ich will damit nur sagen, daß beim theoretischen Streit um solche Frage doch am Ende der Schriftsteller das letzte Wort behält.

Bredels Einschränkung der Möglichkeiten der Methode der realistischen Darstellung, wie sie in den Widersprüchen seines Buches sichtbar wird, scheint mir also hauptsächlich darin zu bestehen, daß er hier die Rolle des Ausdenkens, Kombinierens, Phantasierens einschränkt – Faktoren also, die der künstlerischen Methode des Realismus unabdingbar zugehören; auf die zu verzichten letzten Endes bedeuten würde, auf Kunst zu verzichten.

Diese Zuspitzung liegt selbstverständlich außerhalb der kritischen Betrachtung von Bredels Werk. Aber es wäre sicherlich wichtig und richtig – vielleicht auch aus Anlaß dieses Buches –, über eine Reihe von ästhetischen Problemen zu diskutieren, vor denen unsere Literatur auf dem „Bitterfelder Weg“ steht, zumal momentan die Bedeutung des „Dabeiseins“, der Unmittelbarkeit des Erlebnisses notwendig in den Vordergrund gerückt ist.

Bredels Buch ist so in doppeltem Sinne lehrreich – lehrreich für alle weitere Erörterung um Probleme des Realismus in unserer Literatur, sowohl in dem, was ihm nicht ganz geglückt ist, als vor allem in den großen, gelungenen Zügen, die es in reicher Fülle aufweist.

Lehrreich ist es aber vor allem in dem Sinne, in dem der Dreher Schurig es sah, der eingangs zitiert wurde. Gewisse Widersprüche können nicht überschatten, daß es ein in vieler Hinsicht begeisterndes und schönes Buch, ein im besten Sinne nützliches Buch ist, weil es wirksam zu helfen vermag, voll und frei zur Reife zu bringen, was in jenen schweren ersten Monaten der Geburt eines neuen Deutschland begann. Deshalb warten Tausende von Lesern mit Ungeduld und Liebe auf die Fortsetzung von „Ein neues Kapitel“.



THOMAS MANN

1550 SAN REMO DRIVE  
PACIFIC PALISADES, CALIFORNIA

16. Nov. 1942

Lieber Herr Reckn,

ich bin im Besitz Ihrer auf dem Schrift-  
steller-Kongress gehaltenen ersten und schönen  
Rede und danke Ihnen vielmals für die Mitteilung  
dieses bedeutenden Dokuments. Dass sein Grundmo-  
tiv „Friede!“ lautet, ist beglückend und chat  
sowohl Sie wie des Staatswesens, in dessen Geist  
und unter dessen Schutz Sie sprachen.

Persönlich war es mir eine Freude zu sehen,  
dass Sie für mein oft bemäkeltes Deutschum  
ein gutes Wort eingelegt haben. Uebrigens ist das  
ja im Laufe der Diskussion auch noch von ande-  
rer Seite geschehen — zu meiner Genugtuung, wenn  
ich mir auch jene trüsten Höflichkeit und An-  
würfe mit sehr nahe habe gehen lassen, werden  
in diesen Dingen durchaus die richtigstellenden  
Zeit verheuen. Schon mein neuer Roman, ein

Doktor Faustus', der auch in Deutschland selbst  
erscheinen soll, wird wahrscheinlich viele  
überzeugen, dass es ein Trauma war, einen Do-  
zenten vom deutschen Schicksal in mir zu sehen.

Ihr sehr ergebener  
Thomas Mann.

Berlin, den 19. 1. 1948

Lieber sehr verehrter Herr Thomas Mann!

Darf ich Sie um Ihr neues Werk „Dr. Faustus“ bitten? – denn alle Ver-  
suche, die ich hier angestellt habe, das Buch zu erhalten, blieben bisher  
erfolglos, und auch ein Brief an Bermann-Fischer, Stockholm, blieb bisher  
unbeantwortet. Aber ich bin überzeugt, daß, wenn Sie eine Anweisung  
dorthin geben, mir dieses Buch zugesandt wird, das hier in Deutschland  
bereits vor seinem Erscheinen begeisterte Kritiken gefunden hat.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich zu erwägen geben, ob es nicht zweck-  
mäßig wäre, gerade für dieses Buch eine Art Gemeinschaftsproduktion  
möglich zu machen, wofür meines Erachtens für die Ost-Zone als leistung-  
fähigster Verlag der „Aufbau-Verlag“ in Betracht käme. Vielleicht kann  
der Aufbau-Verlag in diesem Ausnahmefall eine Lizenz von Bermann-  
Fischer bzw. Suhrkamp erwerben, denn bei der verhältnismäßig geringen  
Auflage des Suhrkamp Verlages kann von einer Konkurrenz natürlich nicht  
die Rede sein, und es wäre tief bedauerlich, wenn Ihr neues Werk nur ver-  
hältnismäßig wenig Deutschen zugänglich gemacht würde.

Seien Sie bestens begrüßt und mit vielem Dank für Ihre Bemühungen

Ihr Johannes R. Becher

1550 San Remo Drive, Pacific Palisades, California

14. Februar 1948

Lieber Herr Becher,

von Ihrem Wunsch, den „Faustus“ betreffend, habe ich Bermann sofort  
Mitteilung gemacht. Kann man aber denn Bücher vom Auslande in die  
russische Zone schicken? Ich hoffe es.

Ihr Vorschlag einer Lizenz-Ausgabe des Romans in Ihrer Zone hat sehr viel Anziehendes für mich, und auch darüber beeile ich mich an Bermann zu schreiben. Wenn Suhrkamp etwa nicht die Möglichkeit haben sollte, seine Verlagswerke im russischen Gebiet zu verkaufen, so wäre die Sache sehr dringlich.

Haben Sie Dank für Ihr Interesse! Nach der außerordentlichen Empfänglichkeit, die die Schweiz gezeigt, bin ich desto neugieriger auf den Erfolg in Deutschland.

Ihr ergebener Thomas Mann

*1550 San Remo Drive, Pacific Palisades, California*  
*23. Juli 1948*

Sehr verehrter Herr Becher,

gleich nachdem ich meine Danksagung für Ihre Gedichte abgesandt hatte, kamen Heft 6 des „Aufbau“ und fast gleichzeitig Ihre Zeilen wegen der neuen Zeitschrift. Dies schreibe ich nicht nur, um der Redaktion des „Aufbau“ und dem Verfasser persönlich zu danken für die schöne und warme Besprechung des Faustus-Romanes, sondern auch, und besonders, um meinem Vergnügen und meiner Überraschung Ausdruck zu geben über das hohe Niveau der Zeitschrift, zu dem ich Sie und Ihre Mitarbeiter nur beglückwünschen kann. Man kann wohl sagen: es steht kein unbedeutendes Wort in dem Heft, und kaum ist mir aus Deutschland etwas Fesselnderes, Umsichtigeres und Lebendigeres vor Augen gekommen.

Ob Sie freilich gut taten, meine „Zwei Briefe“ aufzunehmen, ist mir doch fraglich. Zu viel der Ehre! Der erste, an den alten Schulkameraden, ist allzu mündlich geredet und herzlich primitiv. Der zweite, sachlich wichtiger, ist mangelhaft aus dem Englischen übersetzt, verfehlt die Nuancen, und Flaubert hätte die Luft durch die Zähne gezogen, wenn er gelesen hätte: „Et la politique – quelle saleté!“ statt: – „une belle saleté!“, wie es in „Bouvard et Pécuchet“ heißt. Das Zitat war aber überall verdruckt, Sie können nichts dafür.

Sie fragten nach einem Beitrag für die neue Revue. Ach, ich gehöre zu den Menschen, die immer an weitläufige, zunächst unpraktische Unternehmungen gebunden sind, und war daher von jeher ein schlechter Mitarbeiter. Im Augenblick habe und sehe ich nichts für Sie – es ist ein wohlbekanntes Versagen. Alles, was ich versprechen kann, ist, daß ich Ihren Wunsch im Gedächtnis behalten werde für den Fall, daß sich etwas Passendes herstellt. Für nächstes Frühjahr habe ich einen neuen Goethe-Vortrag zustandezubringen, zu halten in Washington, Oxford (England) und Zürich. Vielleicht wäre ein Teil daraus etwas für Sie.

Ihr Thomas Mann

*Berlin, den 2. Juni 1955*

Hochverehrter, lieber Thomas Mann!

Das Ministerium für Kultur der Deutschen Demokratischen Republik übermittelt Ihnen anlässlich Ihres 80. Geburtstags die allerherzlichsten Glückwünsche. Mehr, als es unsere Grußadresse vermag, hat Ihnen bei Ihrem Aufenthalt in Weimar die werktätige Bevölkerung durch ihre Ovationen zu erkennen gegeben, was alle deutschen Menschen guten Willens für Sie, den großen Dichter unseres Jahrhunderts, empfinden. Ihre Anwesenheit in der Deutschen Demokratischen Republik wurde für Sie, wurde für uns alle zu einem Freudentag. Der festliche Empfang, der Ihnen zuteil wurde und der sich von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, als Sie das Thüringer Land durchfuhren, immer wiederholte, kann nur gedeutet werden als ein Zeichen dafür, welch eines hohen Ansehens sich der Dichter bei den Bürgern der Deutschen Demokratischen Republik erfreut. Sie, Thomas Mann, sind es, der geachtet und geliebt wird als eine unteilbare, ganze Persönlichkeit, als der hervorragende Künstler, der sich nie versagt hat, wenn es galt, für die Sache der Freiheit und des Friedens streitbar hervorzutreten. Wir sind stolz auf Sie, wie wir stolz sind auf das Beste, was Deutschland an Persönlichkeiten hervorgebracht, an Werken geschaffen hat. Sie haben die Ehre des deutschen Namens gerettet und hochgehalten in einer Zeit, da Deutschland zutiefst darniederlag. Diese Ihre Haltung in den bitteren Jahren der Verbannung wird Ihnen ebenso unvergessen bleiben wie Ihr unentwegtes Bemühen von heute, „sämtliche vereinigten Kräfte“ zu wecken und aufzurufen, um die „politische Unnatur des zweigeteilten Deutschlands“ zu überwinden.

Dank, Ehre und Ruhm für all das! Möge es Ihnen und uns beschieden sein, den Tag der Wiedervereinigung unseres Vaterlandes zu erleben, den Tag der Verwirklichung jenes wahrhaft demokratischen Deutschlands, wie es in den besten deutschen Menschen, wie es in Ihnen und Ihrem Werk vorgeahnt, herbeigesehnt und vorgebildet ist.

Mit hochachtungsvollem Gruß

Johannes R. Becher



## BORK EMIGRIERT

I

Ludwig Franz Bork war fast heiterer Stimmung, als er an diesem späten Sommermorgen des Jahres 1935 das graue Mietshaus verließ, in dessen oberstem Stockwerk er ein einfaches Zimmer bewohnte. In der Tasche trug er das Manuskript eines Aufsatzes über die deutschen Kaiserdome im Mittelalter, um es zur Redaktion einer kleinen Zeitschrift zu bringen, der es gelungen war, auch in diesen schwierigen Zeiten ziemlich unbehelligt ihr bescheidenes, aber von einer kleinen Schar getreuer Anhänger geachtetes Dasein zu fristen.

Bork wußte, daß ihm diese Arbeit geglückt war und daß der Redakteur, der sie bei ihm bestellt hatte, der gleichen Meinung sein würde. Er schritt aus mit dem Bewußtsein eines Mannes, der etwas Gutes und Nützliches vollbracht hat. Das Thema mochte auf den ersten Blick recht abseitig erscheinen. Aber wer zwischen den Zeilen zu lesen verstand – und es gab glücklicherweise nicht wenige Menschen, die dies vermochten –, der konnte unschwer die aktuellen kritischen Anspielungen entdecken.

Bork war einige hundert Meter gegangen und wollte gerade um die Ecke biegen, als er das Gefühl hatte, jemand verfolge ihn. Ruckartig drehte er sich um und bemerkte erstaunt, zugleich erleichtert Paul. Der bedeutete ihm mit einer kaum wahrnehmbaren Kopfbewegung, er möge weitergehen, ohne ihm Beachtung zu schenken. Unruhig setzte Bork seinen Weg in Richtung zur Stadtbahnstation fort. Vom Rummelplatz drüben kamen durch die blaue Luft des Sommertags die abgehackten Klänge einer Drehorgel und die spitzen Schreie von Kindern. Borks Heiterkeit und Genugtuung über den geglückten Aufsatz aber war jäh verflogen. Während Paul, noch immer hinter ihm gehend, ihn flüsternd zu dem Platz dirigierte und ihn schließlich vor einer dichtumlagerten Schaubude haltmachen ließ, empfand Bork nackte Angst.

Um eine Lukasfigur, an der man für einen Groschen mit einem Hammer seine Muskelkräfte erproben konnte, hatte sich eine Gruppe lachender Zuschauer gebildet. Mit scheinbarem Interesse mischte sich Paul unter sie; Bork tat es ihm nach. Da vernahm er dicht neben seinem Ohr die Worte: „Du mußt sofort verschwinden! Wir wissen aus sicherer Quelle, daß man dich morgen verhaften wird.“ Ehe Bork Zeit gefunden hatte, mit einer

Geste oder einem Wort zu antworten, meinte Paul, der ihn nicht weiter beachtete, laut: „Na, wollen wir's mal versuchen!“, bezahlte einen Groschen und ließ den Hammer auf den hölzernen Bolzen sausen. Der Zeiger sprang die Skala hinauf und blieb dicht unter der Markierung „Schwerarbeiter“ stehen. Ich hätte es vermutlich nur bis zum „Stubenhocker“ gebracht, registrierte Bork mechanisch und bewunderte Pauls Leistung. Da traf ihn von der Seite dessen unwilliger Blick. „Sofort, verstehst du, sofort!“ flüsterte Paul mit Nachdruck und wandte sich zum Gehen. Als er Borks ratloses, bestürztes, ängstliches Gesicht sah, glitt über seine Züge ein wissendes, verständnisvolles Lächeln, das wegen einer tiefen Narbe zwischen Auge und Nase seltsam verzerrt wirkte. „Also mach's gut, Kumpel!“ murmelte er und entfernte sich mit so entschiedenen Schritten, daß Bork begriff, er dürfe ihm auf keinen Fall folgen.

Während Pauls breiter Rücken immer kleiner wurde und schließlich hinter einer Straßenkrümmung verschwand, stand Bork, umbrandet von Lärm, Kinderlachen und Drehorgelmusik, wie erstarrt an der gleichen Stelle, an der der Genosse ihn eben verlassen hatte, und ließ Minuten verrinnen, von denen jetzt jede kostbarer war als früher Stunden und Tage. Der Morgen hatte so gut begonnen, dachte er in sinnlosem Bedauern, stierte Paul nach, obwohl der längst nicht mehr zu sehen war, und fühlte sich ohne seine Gegenwart mit einemmal hilflos wie ein Schiffbrüchiger auf weitem Meer. Dann, sich nur mühsam aus seiner Erstarrung lösend, tat er, was in dieser Stunde ebenso gefährlich wie disziplinlos war: Er kehrte in seine Wohnung zurück. Paul hatte ja schließlich erklärt, man würde ihn erst morgen verhaften. So blieb ihm genug Zeit, seine Flucht vorzubereiten. Den wahren Grund für sein Tun gestand er sich nicht ein: Es war ihm unmöglich, sich so übergangslos von seinem gewohnten Leben zu trennen und den unsicheren Pfad eines gehetzten Flüchtlings zu betreten.

In seinem Zimmer angekommen, warf er zuerst einen langen Blick durch das Fenster auf den Kastanienbaum im Hinterhof und stellte fest, als sei dies jetzt von Belang, daß der schon kleine stachelige Früchte trug. Er nahm einige Bücher vom Bord, blätterte in ihnen und stellte sie zögernd wieder zurück. Er wühlte in einer Lade mit Photographien und steckte einige von ihnen in seine Brieftasche. Er suchte mit bedächtiger Sorgfalt zwei Pfeifen aus und verstaute sie in seiner Tasche. Erst dann packte er die wichtigsten Sachen zusammen. Er benahm sich wie ein Mensch, der in normalen Zeiten eine normale Reise antritt.

Ein fremder Beobachter würde Bork wohl für ruhig und kaltblütig gehalten haben. Er war es nicht, sondern handelte wie unter der Einwirkung eines unwiderstehlichen Zwanges. In dieser entscheidenden Stunde entlarvte sich sein eigentliches Wesen. Seit seiner Studentenzeit hatte er sich für einen

Revolutionär gehalten. Bis heute hatte er sich ehrlich, stolz und selbstverständlich jenen zugerechnet, die wie Paul und die anderen Genossen entschlossen waren, der Welt ein neues Gesicht zu geben und zu verzichten auf vieles, was für die meisten den Inhalt ihres persönlichen Lebens ausmachte. Nun entpuppte er sich als ein Mensch, der allzu sehr an Bäumen, Büchern, Pfeifen, Erinnerungen, an dem ganzen vielfältigen Durcheinander von hundert Kleinigkeiten hing. Nachdem er endlich sein Zimmer verlassen hatte, verstieß er zum zweitenmal gegen Pauls Anordnung: Er beschloß sich vor der Flucht ins Ungewisse von seinen Eltern zu verabschieden.

Die Borks ahnten nichts vom Doppelleben ihres Sohnes. Sie achteten seinen Wunsch, für sich allein zu wohnen. Schließlich war er neunundzwanzig Jahre alt und sorgte auch für sich selbst. Als er nun zu ungewohnter Stunde bei ihnen auftauchte und in knappen Worten berichtete, daß er fliehen müsse und warum, stürzte für die alten Leute mit einem Schlag die Welt zusammen. Die Mutter, eine kleine zierliche Frau nahe Sechzig, wurde blaß bis in die Haarwurzeln und ließ sich in einen Sessel fallen.

„Warum mußtest auch gerade du dich in diese furchtbaren und gefährlichen Dinge verstricken?“ fing sie mit leisem Vorwurf zu klagen an, sobald sie ihre Fassung einigermaßen wiedergewonnen hatte. Dabei sah sie Ludwig Franz an wie den kleinen Jungen von acht, der seinen neuen Sonntagsanzug beschmutzt hat. Sie liebte die neuen Herren nicht; sie waren ihr ebenso wie ihrem Manne aus tiefster Seele zuwider. Und hätte sie von einem Manne gelesen, der Widerstand leistete und um seiner Überzeugung willen fliehen mußte, so hätte sie ihn geachtet und wahrscheinlich Tränen echter Rührung um ihn geweint. Daß aber ihr eigener Sohn ein solcher Mann war, brachte sie zur Verzweiflung.

Der Vater war von der Nachricht nicht weniger erschüttert. Sein schmales Gesicht wurde noch hagerer; und die Nase trat aus seinem jäh veränderten Antlitz steil hervor wie bei einer Totenmaske. Er fand die Sprache nicht gleich. Erst auf die jammernde Frage seiner Frau reagierte er mit einer heftigen, unwilligen Handbewegung. „Unsinn! Er hat ganz richtig gehandelt! Er konnte und durfte nicht anders! Wenn man etwas tut, muß man es ganz tun!“ Er versuchte mit der ungewohnten Heftigkeit weniger die Frau zu überzeugen, als sich selbst stark zu machen gegen den Schicksalsschlag. Wie immer, wenn er erregt war, ging er mit hastigen Schritten im Zimmer auf und ab und murmelte, seinen ganzen ohnmächtigen Haß in diese Worte legend: „Diese Barbaren, oh, diese Barbaren!“ Welche Mühe kostete es ihn, nicht zusammenzubrechen: Ludwig Franz plötzlich herausgeworfen aus der Bahn geordneter bürgerlicher Existenz, verfeimt, geächtet, vogelfrei, zurückgeschleudert ins Nichts! Alle Wünsche, Pläne, Hoffnungen eines halben Lebens mit einemmal vernichtet!



Karl Bork hatte im Leben kein besonderes Glück gehabt. Nach dem allzu frühen Tod des Vaters hatte er aus finanziellen Gründen auf das ersehnte Studium verzichten und widerwillig die sogenannte mittlere gehobene Laufbahn eines Beamten einschlagen müssen. Diese mittlere gehobene Laufbahn war des Mannes Los und Bestimmung, dem Ungunst der Verhältnisse wie auch Mangel an außergewöhnlicher Begabung den Aufstieg verwehrt hatten. Dafür träumte er vom Aufstieg des Sohnes seit dessen Geburt – in mannigfacher Gestalt. Da er selbst ein zwar nicht ausgebildeter, aber recht gut dilettierender und von echter Liebe zur Musik erfüllter Klavierspieler war, ging sein frühester Traum für den Sohn auf den großen Komponisten. Gleichsam um das Schicksal zu beschwören, gab er dem Sohn den Vornamen der beiden Musiker, die er vor allen anderen liebte, ihrer Größe wie auch ihres tragischen Geschicks wegen: Beethoven und Schubert. Daß Ludwig Franz keinerlei Begabung zur Musik zeigte, war des Vaters erste Enttäuschung, die er nur allmählich verwand. Als aber der Sohn ziemlich früh Gedichte zu schreiben begann und gute Aufsätze aus der Schule nach Hause brachte, tröstete sich Karl Bork: Er erblickte in Ludwig den künftigen Dichter. Er tat es auch noch, als Beweise früher Meisterschaft ausblieben und der Sohn selbst schon die ihm gesteckten Grenzen schmerzlich zu erkennen begonnen hatte. Eines wenigstens stand fest: Ludwig Franz mußte studieren. Damit schien, wenn auch nicht der außerordentliche, so doch wenigstens der normale Aufstieg im bürgerlichen Sinne gesichert. Leider trog selbst diese Hoffnung: Ohne akademisches Abschlußexamen und Doktorgrad ging Ludwig, angeekelt und enttäuscht von der Hohlheit des Universitätsbetriebes und rebellierend gegen die Konventionen, trotz Vaters Protest zum Journalismus über. Daß dies nur ein halber Aufstieg war, das wußten Vater und Sohn. Und sie litten beide auf ihre Weise darunter: Der Vater, weil sich auch die bescheidenen Träume nicht verwirklicht hatten; der Sohn, weil er ein drückendes Gefühl der Schuld nie ganz los wurde. Es wurde freilich von diesen Dingen nie zwischen ihnen gesprochen. Im Lauf der Jahre begann beim Vater die Wunde zu vernarben, und er fand sich mit dem Weg des Sohnes ab. Nun war sie plötzlich schmerzhaft wieder aufgebrochen.

Noch immer ging der Vater unentwegt im Zimmer auf und ab. Die Mutter saß im Sessel und seufzte ab und zu. Ludwig Franz aber stand hilflos zwischen ihnen und erkannte zu spät, wie falsch es gewesen war, noch einmal hierher zu kommen. Alle drei schwiegen. Was blieb auch zu sagen? Mutters fast geflüsterte Frage „Kann man denn da gar nichts machen? Gibt es nicht irgendeinen Ausweg?“, hilflos im Raume schwebend, blieb ohne Antwort. Erst als sie, eine auch in tiefster Not auf das Konkrete und Praktische gerichtete Natur, sich erkundigte, wohin denn Ludwig eigentlich gehen wolle, erwachte der Sohn aus seiner Erstarrung. Er hatte sich selbst diese nahe-

liegende Frage noch gar nicht gestellt, so wenig er in allem sonst auf sein Flüchtlingsdasein vorbereitet war. Aber die Mutter wartete auf eine Antwort. Um sie zu beruhigen, tat er, als habe er alles genau geplant und erwiderte aufs Geratewohl, er wolle sich zunächst einmal nach Süden, zum Bodensee durchschlagen. Von da hoffe er leicht über die nahe Grenze in die Schweiz entkommen zu können. Wider Erwarten gab sich die alte Frau mit dieser improvisierten Antwort zufrieden. Er werde wohl wissen, was er zu tun habe, dachte sie.

Nachdem sie sich mit dem Unabänderlichen überraschend schnell abgefunden, flüchtete sie sich nach ihrer Art in mütterliche Geschäftigkeit. Sie verschwand in der Küche und begann in fliegender Hast belegte Brote zurechtzumachen, fragte, ob er denn auch genügend Hemden eingepackt habe und benahm sich, als träte Ludwig eine gewöhnliche Ferienreise an. Sie verstellte sich nicht einmal dabei und belog sich auch nicht; sie besaß einfach die glückliche Gabe, schnell auch Schweres in den Kreis ihres Alltags einzuordnen.

Dem Vater wurde es schwerer, wenn er es auch nicht zeigte. Sich zu dem Gleichmut zwingend, den die Frau von Natur besaß, steckte er Ludwig trotz dessen Protest einige Geldscheine zu, eine für die Verhältnisse eines pensionierten Beamten der mittleren gehobenen Laufbahn zu hohe Summe. „Du wirst es brauchen können. Ohne Namen und auch noch ohne Geld ...“ Er sprach nicht zu Ende, hob nur hilflos die Schultern.

In diesem Augenblick war der Sohn am Rand der Verzweiflung. Das Gefühl der Schuld erdrückte ihn fast. Alles, was er in den letzten Jahren getan hatte, erschien ihm wie ein Irrtum, den er gern ungeschehen gemacht hätte. Aber davon durfte kein Wort über seine Lippen kommen: Er hätte den Eltern den letzten und einzigen Trost geraubt, den Sohn für einen Kämpfer und Helden halten zu können. So drückte er Vater und Mutter stumm die Hand und wandte sich zum Gehen, ohne daß sie ihn aufzuhalten versuchten. Scheu blickte er sich noch einmal in dem Raum um, dessen Gegenstände ihm seit der Kindheit vertraut waren. Überlaut inmitten des dreifachen Schweigens vernahm er das schwächliche Ticken der Wanduhr mit dem altertümlich geformten Perpendikel. Mit einem scheuen Blick streifte er das Klavier, an dem er vor zwanzig Jahren zu Vaters Begleitung Kinderlieder gesungen hatte – damals, als der aus dem Sohn noch einen Musiker hatte machen wollen. Das letzte, was Ludwig sah, war – Ironie der toten Dinge! – ein Druck von Segantinis Gemälde „Rückkehr ins Heimatland“, der an der Wand hing, seit sich der Sohn erinnern konnte. Rückkehr ins Heimatland – wie gerne wäre er in die verlorene Geborgenheit zurückgekehrt, in der er tiefer wurzelte, als er es bis zu diesem Tag hatte wahrhaben wollen!

Als Ludwig Bork die ausgetretenen Treppenstufen hinabging, stand die

Mutter lautlos an der halb geöffneten Flurtür und lauschte in hilflosem Schmerz den unerbittlich sich entfernenden Schritten des Sohnes nach. Der Vater hatte seine Wanderung durch das Zimmer, in dem er wie ein gefangenes Tier entlang der Gitterstäbe ging, wieder aufgenommen und murmelte haßerfüllt immer das gleiche: „Diese Barbaren, oh, diese Barbaren!“

2

Sie sahen keineswegs wie Barbaren aus. Kaum war Bork auf die Straße getreten, kamen zwei gutgekleidete Herren in Zivil auf ihn zu und forderten ihn mit drohender Bestimmtheit auf, mitzukommen. Am Straßenrand parkte ein offener Kraftwagen.

In Sekundenschnelle wirbelte das farbige Alltagsleben eines Sommertages an Bork vorüber: Ein junges Mädchen in hellem Kleid, die offene Ladentür, hinter der die dicke Bäckersfrau einem Kunden gelbe Hörnchen in die Tüte packte, der Postbote, der mit Päckchen und Briefen im Haus nebenan verschwand ... Bork registrierte all dies mechanisch und empfand dann mit tiefem Erschrecken, daß er für eine unbestimmte lange Zeit an diesen Dingen und Geschehnissen nicht mehr teilhaben würde. Und er erkannte im nämlichen Augenblick, als habe er es nie zuvor erfahren, wie sehr er dieses alltägliche Leben liebte. Ebenso blitzschnell maß er, die Chancen einer Flucht abwägend, die Entfernung bis zur nächsten Ecke. Doch die beiden Männer an seiner Seite, keine Neulinge auf solchen Gedankenpfaden, hatten ihn schon mit einer schmalen Handfessel an sich gekettet. Von nun an war jeder seiner Schritte fremdem Willen untertan.

Während Menschen, Bäume, Häuser, Plätze, Brücken der vertrauten Stadt an Ludwig Bork vorbeiglichen und er in dumpfer Sachlichkeit feststellte, daß sie wahrscheinlich direkt zum Polizeipräsidium fuhren, beschäftigte er sich nicht mit dem Kommenden, sondern nur mit der Frage: Wäre es nicht besser gewesen, ein Leben geführt zu haben wie Millionen, wie seine früheren Mitschüler, die Lehrer, Ärzte, Juristen, Kaufleute geworden waren, zu atmen, zu essen, zu lieben, zu wandern und einer ordentlichen Beschäftigung nachzugehen? Bedauerte er gar, daß er sich nicht für diese Art von Leben entschieden hatte? Nein, nein, dreimal nein, schrie er in seinem Inneren – vielleicht etwas zu laut und heftig.

Sie fuhren in das große rote Gebäude des Polizeipräsidiiums. Das Tor glich einem gefräßigen Schlund, der sein gewaltiges Gebiß knackend hinter ihnen schloß. Als sie in einem der vielen schachtartigen Höfe aus dem Wagen stiegen und die Fenster der zahllosen Diensträume mit der Kälte von gleichgültig mitleidlosen Augen auf ihn herabblickten, spürte Bork erschauernd, daß er nun eine Welt ohne Erbarmen betrat. Seine beiden Begleiter über-



gaben den Häftling, ohne ihn eines weiteren Blicks zu würdigen, mit einigen zynischen Scherzworten den Polizeibeamten. Nun spielte der Apparat mit geölter Präzision.

Nachdem die Zellentür hinter ihnen ins Schloß gefallen war, setzte sich Bork auf den Hocker und blieb lange Zeit starr sitzen, ohne Schmerz, ohne Angst, ohne Bedauern oder irgendwelche Gefühle und Gedanken. Einmal wurde rasselnd die Eisentür aufgeschlossen und ein verbeulter Blechnapf mit übelriechender Kohlsuppe hereingereicht. Bork stellte ihn auf den Klapp Tisch und setzte sich, ohne das Essen zu berühren, rasch wieder auf seinen Hocker. Später öffnete sich die Tür zum zweitenmal: Bork empfing drei Scheiben Brot, ein Stück Margarine und einen Becher mit brauner Brühe. Der Beamte sah flüchtig auf das unberührte Essen auf dem Klapp-tisch und dann auf den Gefangenen. Sein Blick war weder haßerfüllt noch erbarmungsvoll, nur gleichgültig. Er sagte nichts und schloß die Tür. Als es dunkel wurde bis auf die trübe Birne über der Tür, klappte Bork mit großer Willensanstrengung die mit Ketten an der Wand befestigte Pritsche herunter und legte sich darauf, ohne die Decke, die stark und widerlich nach Desinfektionsmittel roch, auszubreiten und ohne die Härte des Holzes zu spüren. Er lag so gedankenlos da, wie er auf dem Hocker gesessen hatte. Endlich versank er in traumlosen Schlaf wie in eine bodenlose Tiefe.

Seinen ersten Kampf hatte Bork mit der Zeit auszufechten. Der monotone Turnus von Morgenkaffee, Mittagessen und Abendbrot zerschnitt den Tag in drei Teile, die ausgefüllt waren mit ungeheuer viel Zeit. In den ersten Tagen war es nicht so schlimm: Er war noch mit Entdeckungen beschäftigt, und er hatte vor allem die Spannung des Wartens. Er wartete darauf, daß man ihn zum Verhör holen würde. Gierig folgte er jedem Schritt, der sich der Zellentür näherte, und war jedesmal enttäuscht, wenn die Schritte verklangen. Er wartete Tag um Tag vergebens. Schließlich fragte er den Wärter bei der Essenausgabe. Der zuckte die Schultern und warf ihm wortlos die Tür vor der Nase zu. Bork begann zu begreifen: Es gehörte zu dem ausgeklügelten System, den Häftling in der Qual der Ungewißheit zu lassen. Dies war die erste Phase des ungleichen Kampfes zwischen den Gegnern, die drüben hinter den zahllosen Fenstern saßen, und ihrem ohnmächtigen Opfer in der Zelle.

Da wurde zum erstenmal seit seiner Festnahme in Bork der Wille zum Widerstand wach. Er wollte und durfte nicht unterliegen! Er nahm den Kampf mit der Zeit auf, auf seine Weise: Er rezitierte Gedichte von Eichendorff, Mörike, Lenau, Hölderlin, während er stundenlang in der Zelle auf und ab ging und sich am Wohlklang der halblaut gesprochenen Worte mehr berauschte als an ihrem Sinn. Dann begann er, in den tieferen Schichten seines Gedächtnisses zu forschen. Und es gelang ihm zu seiner Verwunderung und

Genugtuung, Strophen aus der Odyssee und aus der Äneis, Bruchstücke von Oden des Horaz, Gedichten Ovids und Chorliedern aus der Antigone des Sophokles Stück um Stück aus der Vergessenheit heraufzuholen und mit beharrlichem Eifer zu rekonstruieren. Das machte ihm Freude und gab ihm in seiner trostlosen Lage zum erstenmal ein stärkendes Gefühl der Überlegenheit.

Wie sein Gedächtnis schärften sich seine Sinne. Die auf dem Dach des Präsidiums wuchernden Gräser und bescheidenen Blüten erschienen seinen Augen leuchtender als alles, was er früher auf Wiesen in der Freiheit gesehen hatte. Wie ein wunderbares Schauspiel genoß er, auf dem Schemel stehend und das Gesicht gegen die Gitterstäbe pressend, das wechselnde Spiel der Farben in Sonne und Schatten. Und er genoß mit Wonne und Schmerz zugleich den Windhauch, der den Geruch nach Regen und Holz, den Duft des Sommers oder auch nur die Gerüche aus der nahen Markthalle zuweilen über Mauern und Höfe hinweg in die Zelle trug.

Aber als Tag um Tag in Einsamkeit verging, wurde das Gewebe dieses beinahe idyllischen Lebens, gebildet aus Erinnerungen, Einbildungen und Träumen, immer brüchiger und vermochte ihn immer weniger vor der harten Wirklichkeit seines Daseins abzuschirmen. Die Gräser auf dem Dach begannen ihr Leuchten, die Verse des Horaz ihre Schönheit zu verlieren. Da floh Bork aus Angst vor dem Erwachen in Phantastereien: Er malte sich aus, daß es ihm gelingen würde, auf irgendeine Weise von hier zu fliehen, sich bis zum Bodensee und über die Schweizer Grenze durchzuschlagen. Es gab nicht die leiseste Wahrscheinlichkeit für die Möglichkeit einer solchen Flucht. Aber allein der Gedanke versetzte ihn für Stunden in einen trügerisch tröstlichen Rausch.

Allmählich wurden die unfruchtbaren Fluchtgedanken in Borks Hirn zu einer fixen Idee, die ihn völlig beherrschte. Wie sehr, das zeigte sich deutlich, als etwas eintrat, das in der öden Monotonie seines Gefangenendaseins ein großes Ereignis bedeutete: Drei Wochen nach seiner Einlieferung wurde Bork zum erstenmal zur Freistunde aus seiner Zelle geholt. Im Kreis der anderen Häftlinge drehte er in einem der düsteren Höfe eine halbe Stunde lang stumpfsinnig und schweigend seine Runden. Er hätte die Gesichter seiner Leidensgefährten betrachten und nach einem Genossen unter ihnen forschen, er hätte ein geflüstertes Wort aufschnappen, selbst seinem Vorder- oder Hintermann etwas zuflüstern können. Er tat aber nichts von alledem, sondern wurde von der ersten Sekunde an fast magisch gebannt vom Anblick des schweren, mit vielen Eisenriegeln verrammelten Tores, das diesen Hof von der belebten Straße und damit von der Freiheit trennte. Es gab nichts Lächerlicheres als in diesem Tor einen möglichen Fluchtweg zu sehen. Doch Bork wurde während der halben Stunde des Rundgangs von einer einzigen

absurden Vorstellung beherrscht: Draußen auf der Straße würde ein schwerer Lastwagen bei einem Zusammenstoß ins Schleudern geraten, mit voller Wucht über den Bürgersteig gegen das Tor rasen und es aufsprengen. Er würde die entstehende Verwirrung ausnützen und blitzschnell auf die Straße entkommen ...

Dieses Hirngespinnst beschäftigte ihn jeden Tag, seit er, von nun an regelmäßig, an der Freistunde teilnahm. Zuweilen versuchte Bork, sich selbst wegen seiner Wahnvorstellungen zu verspotten und von solchen unfruchtbaren Gedanken loszukommen. Aber da machte er in seiner Zelle, die er längst in- und auswendig zu kennen geglaubt hatte, eine unwahrscheinliche Entdeckung: Eng zusammengeknüllt fand er in einer Ritze seines Spinds ein Stückchen Papier, das sich als ein 5-Mark-Schein entpuppte! Der Fund war in seiner Lage gänzlich wertlos. Doch Bork sah in ihm einen Wink des Schicksals: Dieses Geld würde ihm weiterhelfen, sobald das eiserne Tor aufgesprungen war. Und es würde aufspringen!

Es sprang nicht auf. Aber etwas anderes geschah eines Morgens während der Freistunde: Das gewohnte Bild der Kolonne blasser Schutzhäftlinge in Zivilkleidung war verändert. Zwischen ihnen schritt eine Gruppe von fünf kräftigen, braungebrannten Männern in schwarzen Zuchthausuniformen mit gelben Streifen an Ärmeln und Hosenbeinen. Ihre Anwesenheit wehte wie ein frischer, belebender Wind durch den dumpfen Hof und über die bleichen Gesichter. Die fünf trotteten nicht wie die übrigen schlurfend und mit bewegungsungewohnten eingeknickten Beinen – sie schritten. Sie blickten nicht stumpfsinnig vor sich hin, sondern betrachteten interessiert und lebhaft die Mitgefangenen. Sie blieben auch nicht stumm, sondern unterhielten sich, mehr sprechend als vorsichtig flüsternd, miteinander und versuchten mit den Gefährten ein Gespräch anzuknüpfen, ohne den Mahnungen, den Befehlen und schließlich dem Gebrüll der aufsichtführenden Wachtmeister die geringste Beachtung zu schenken. So erfuhr die ganze Runde, daß sie Kommunisten seien, vor kurzem erst abgeurteilt und auf Transport von einem Zuchthaus zum anderen. Lachend und als handle es sich um eine Bagatelle, verrieten sie den erschauernden Mitgefangenen, daß sie zu acht, zwölf und fünfzehn Jahren verurteilt seien.

Gegen Ende der Freistunde geschah etwas Unerhörtes: Die fünf begannen plötzlich in voller Lautstärke die Internationale zu singen! Brüllend stürzten sich die Wachtmeister mit geschwungenen Knüppeln auf die Singenden und schrien: „Aufhören, augenblicklich aufhören!“ Fenster wurden aufgerissen, und erschrockene Gesichter von Gestapobeamten sahen heraus. Die meisten Häftlinge duckten sich wie erschrockene Tiere und versuchten so zu tun, als hörten und sähen sie nichts. Aber in den sonst ausdruckslosen Augen von einigen blitzte Triumph auf; und ihre Münder bewegten sich im



Takt der Melodie, die noch immer nicht erstickt war, obwohl die Meute der Wachtmeister die fünf Männer schlagend ins Gebäude trieb. Der letzte wandte sich, ehe sein Rücken im Eingang verschwand, noch einmal um und rief laut: „Macht's gut, Genossen! Kopf hoch!“ Dabei blickte er Bork, der gerade vorüberging, mitten ins Gesicht.

Im Innersten aufgewühlt, kam Ludwig Bork in seine Zelle zurück. Zum erstenmal seit Wochen beschäftigte er sich an diesem Tag nicht mit seinem Fluchtplan. Er blickte auch nicht auf seine „Wiese“ auf dem Dach des Präsidiums. Und weder das „Beatus ille“ des Horaz noch Byrons „Ode an den Ozean“ kamen heute über seine Lippen. Er sah unentwegt nur die harten, klaren, lebendigen, lachenden Gesichter der fünf Genossen vor sich, vor allem das Antlitz des einen, der ihm in die Augen geblickt hatte. Er fühlte sich voll Stolz diesen fünf Männern zugehörig. Erregt in seiner Zelle auf und ab gehend, sumnte er leise die Internationale; und er erinnerte sich zum erstenmal seit seiner Festnahme freudig daran, daß er Flugblätter verteilt, Beiträge kassiert, Kurierdienste getan und nachts in seinem Zimmer auf dem Vervielfältigungsapparat Zeitungen abgezogen hatte. Zum erstenmal, seit ihm Paul auf dem Rummelplatz den Rücken gekehrt, fühlte er sich ohne wehmütiges Bedauern wieder als Genosse.

3

Zwei Tage nach dieser Begegnung auf dem Hof wurde Bork zur Vernehmung geholt. Während sie mit hallenden Schritten die langen Korridore entlanggingen, musterte der Beamte, ein rosiger, mit übertriebener Eleganz gekleideter Bursche von höchstens fünfundzwanzig Jahren, den Gefangenen abschätzend von der Seite. „Na, haben Sie sich gut eingelebt in unserem Hotel, Bork? Etwas bescheiden für einen Herrn wie Sie, was?“ Bork antwortete, ohne eine Miene zu verziehen: „Ich habe keinen Komfort erwartet.“ Dabei schlug ihm das Herz bis zum Hals, und er hatte ein hohles Gefühl in der Magengegend. Nun beginnt die Bewährung, dachte er und bemühte sich, an Paul und die fünf Genossen im Hof zu denken, um Kraft zu sammeln. „Na, Sie werden Ihren Mund schon noch aufmachen, dafür garantiere ich Ihnen, Herr Bork“, sagte der Beamte wütend über die gleichmütige Miene des Häftlings und taxierte ärgerlich, daß man es mit Prügeln bei diesem Mann auf Anhieb wahrscheinlich nicht schaffen werde.

Sie durchschritten ein Gittertor, das der Wachtmeister hinter ihnen wieder verriegelte. Bork erkannte plötzlich die Örtlichkeit: Sie befanden sich im Erdgeschoß, in unmittelbarer Nähe des Einwohnermeldeamts. Er sah die Menschen geschäftig ein- und ausgehen, konnte sogar einen flüchtigen Blick auf das breite Portal an der Ecke und auf die sonnige, lärmgefüllte

Straße werfen. Dieser plötzliche Anblick traf ihn wie ein Blitzschlag. Das Gewebe des Fluchtplans wurde wieder ganz dicht. Einige Sekunden später standen sie im Vernehmungszimmer.

Sie nahmen ihn ins Kreuzverhör, der Beamte, der ihn geholt, und ein zweiter älterer mit dem Aussehen eines Biedermanns, der offensichtlich der Vorgesetzte war, denn er führte die Verhandlung. Bork spürte Erleichterung: Dieser Mann, so hoffte er, würde ihn, den Schriftsteller und studierten Mann, den Sohn eines Beamten, nicht so hart anfassen wie einen Arbeiter und auch nicht mit dem forschen Übereifer des Jüngeren. Er war in diesem Augenblick froh, nicht Paul oder einer von den Arbeitergenossen zu sein. Und er bemühte sich, in seinem Benehmen und der Art seiner Antworten, den Eindruck eines ordentlichen Bürgers zu machen, der aus Idealismus und romantischer Verstiegenheit in eine dumme politische Sache geraten war.

Anfangs gelang ihm dies nicht schlecht. Man behandelte ihn mit einer Mischung von ironischer Höflichkeit und Mitleid. Als sie aber nicht weiterkamen, warfen die Beamten ihre Biedermannsmaske schnell ab. Ihr Ton, bis dahin fast väterlich jovial, wie man zu einem Irregeleiteten spricht, der nicht zu den eigentlichen Feinden gehört, wurde schärfer und drohend; und in ihren Augen glomm Haß auf. Wie zufällig begann der Jüngere mit einem Gegenstand zu spielen, der vor ihm auf dem Schreibtisch lag. Es war eine Stahlrute. Er spielte so lange damit, bis er Borks Aufmerksamkeit erregt hatte. Dann stieß er leise und betont zwischen den Lippen hervor: „Sie leugnen – schade für Sie.“ Und während er die Rute pfeifend durch die Luft sausen ließ, beobachtete er den Häftling. Er bemerkte mit Genugtuung den nackten Schrecken auf dessen Gesicht und revidierte seine erste Meinung: Dieser da gehört nicht zu den Burschen, die man erst bewußtlos schlagen und wieder zum Leben erwecken muß, ehe man etwas ins Protokoll bekommt!

Die beiden Beamten verständigten sich mit einem Blick, flüsterten kurz miteinander. Dann sagte der ältere laut, aufstehend: „Nun, dann werden wir zunächst einmal eine Gegenüberstellung machen.“ An der Tür blieb er stehen, drehte sich noch einmal um, maß Bork mit aufmerksamem Blick und sagte mit gemütlichem Lachen zu seinem Kollegen: „Ich denke, das werden wir schon hinkriegen.“ Der nickte grinsend. Ludwig Bork war von seinen Gegnern eingestuft. Die Einstufung war nicht ehrenvoll für ihn.

Er blieb mit dem Jüngeren allein, endlos lange, wie ihm schien. Nun kommt es, dachte er zitternd und fühlte sich ohne Hilfe und Widerstandskraft. Aber es geschah nicht, was er befürchtete. Der Beamte zündete sich eine Zigarette an, paffte und blickte von Zeit zu Zeit lauernd unter der Maske der Langeweile auf den Gefangenen. Dann beschäftigte er sich gelegentlich damit, die rosarote Seidenschleife an einem in buntes Papier

gehüllten Päckchen gerade zu zupfen und pfiß, nachdem er die kaum angerauchte Zigarette im Aschenbecher zerdrückt hatte, halblaut einen Schlager vor sich hin. Schließlich hielt er in seiner Tätigkeit inne, warf einen kurzen Blick auf seine Armbanduhr und sagte, ohne Bork dabei anzusehen: „Ich habe nicht mehr viel Zeit für dich, merk dir das! Ich bin mit meinem Mädchen verabredet und habe verdammt keine Lust, das schöne Kind warten zu lassen, weil ich mich mit dir hier herumärgern muß! Ich rate dir, vernünftig zu sein!“ Er nahm die Stahlrute in die Hand, bewegte sie in Richtung auf den Häftling und schlug dann im Takt eines gesumnten Schlagers gegen das Päckchen. Bork zwang sein entsetztes Gesicht zu einem verständnisinnigen, devoten Lächeln, und seine Blicke baten um Gnade. Paul und die Genossen aus dem Hof waren unsichtbar fern.

Nach zwanzig Minuten ging die Tür auf. Der ältere Beamte stieß eine Gestalt in den Raum, deren Antlitz kaum mehr etwas Menschliches hatte, so sehr war es verunstaltet durch Striemen, Schwellungen, verkrustetes Blut. Voll Grauen starrte Bork auf dieses geschändete Gesicht und wollte sich schnell abwenden, weil ihm der Anblick unerträglich war. Da sah er, wie sich die Muskeln in dem Antlitz mühsam und qualvoll bewegten und ein grimassenhaft verzerrtes schwaches Lächeln auf ihnen erschien. Kaum konnte Bork einen Aufschrei in der Kehle ersticken: Er erkannte Paul!

Beide Beamte beobachteten Bork und waren befriedigt. „Sie erkennen ihn wieder, was? Trotz gewisser bedauerlicher Veränderungen . . . Antworten Sie, los, antworten Sie!“ schrie der ältere Beamte wütend. „Es ist nicht gut für dich, wenn du uns etwas vorlügst“, fügte der jüngere hinzu, blickte auf die Armbanduhr und spielte lässig mit der Stahlrute.

Bork fühlte sich verloren, erbärmlich, gepeinigt von panischer Angst. Sie würden auf ihn einprügeln, wenn er behauptete, Paul nicht zu kennen. Er durfte es nicht sagen, aber er wußte, daß er es zugeben würde, sobald, vielleicht noch ehe der erste Hieb ihn traf. Er blickte um sich wie ein gejagtes Tier, das von allen Seiten umstellt ist. Ein Fausthieb traf ihn im Nacken. „Ihn sollst du ansehen, deinen sauberen Kumpan!“ Bork zwang sich gehorsam, seinen Blick voll dem zermarterten Gesicht von Paul zuzuwenden. Und er sah, wie der kaum merklich den Kopf schüttelte. Auch der Beamte hatte es gesehen. „Du rührst dich nicht, verstanden!“ und er stieß Paul mit voller Wucht die Faust ins Gesicht. Paul zuckte mit keiner Miene. Unverwandt sah er Bork an, als sei nichts geschehen, und zwang dessen Blick auf sich. Zum zweitenmal und mit größter Anstrengung rang er seinem zerstörten Antlitz ein Lächeln ab, jenes gleiche verstehende und aufmunternde Lächeln, mit dem er ihm vor Wochen auf dem Rummelplatz zugerufen hatte: „Mach's gut, Kumpel!“ Er erwartete von Bork, daß er es diesmal gut machen würde, besser als vor Wochen.

Bork verstand ihn. Eine wunderbare Verwandlung vollzog sich in ihm, wie bei der Begegnung mit den fünf im Hof. Er dachte nicht mehr an die Beamten und nicht mehr an die Schläge, die ihn erwarteten. Er sah nur, hundertfältig vergrößert und vervielfältigt, das Lächeln auf Pauls Gesicht. Und laut, mit fester Stimme sagte er: „Ich kenne ihn nicht!“

Voll Entsetzen vernahm er im gleichen Augenblick, da er gesprochen, seine eigene Stimme wie die eines Fremden und hatte das Gefühl, als spränge er von einem Fels in den Abgrund. Wie durch einen Schleier sah er Pauls Gesicht, sah, wie der Genosse ihm zunickte, wie er in der nämlichen Sekunde von einem furchtbaren Hieb getroffen gegen die Wand taumelte und dann aus dem Zimmer gezerrt wurde.

Wieder war Bork mit dem Jüngeren allein. Die Schläge blieben aus. Aber Bork dachte gar nicht an sie. Er dachte nur unentwegt: Es ist alles gut abgelaufen! Ich habe die erste Probe bestanden! Da traf ihn die Stimme des Beamten: „Du weißt, was du erleben wirst, wenn du nicht in den nächsten zwei Minuten die Wahrheit gesagt hast, du roter Strolch! Oder soll ich dir verraten, was mit dir passiert, du Schreiberling ohne Phantasie?! Ich werde dich so lange prügeln, bis du in Ohnmacht fällst. Aber glaube ja nicht, daß du uns damit entslüpfen kannst. Ich werde dich wieder aufwecken, und dann beginnt die Tour von neuem, mit Verstärkung. Wir verstehen unser Handwerk! Und ich werde dir's ganz besonders geben, weil du Schwein durch dein Leugnen mich davon abgehalten hast, mein Mädchen zu treffen!“

Bork duckte sich und erwartete den ersten Schlag. Mit dem Verschwinden Pauls war wieder alle Kraft aus ihm gewichen. Ohnmächtige Angst peinigte ihn; nicht viel hätte gefehlt, und er wäre dem Beamten zu Füßen gefallen und hätte ihn um Erbarmen angefleht. Ironisch lächelnd erkannte der Jüngere den Zustand des Häftlings. In vertraulichem, fast freundschaftlichem Ton meinte er: „Abgesehen davon, daß du ein Verbrecher bist, bist du ein Dummkopf.“ Er wartete eine Sekunde, dann kam es plötzlich: „Haut ihn, den Lukas!“ Bork zuckte zusammen, während der andere in wieherndes Gelächter ausbrach. „Du brauchst nicht zu erschrecken – wenigstens noch nicht. Oder heißt du vielleicht Lukas, he?! Du weißt doch, was ich meine? Treff mit einem angeblich gänzlich Unbekannten auf dem Rummelplatz. Warum denn noch leugnen, dummes Schwein? Dabei riskierst du höchstens deine Zähne, ein paar Rippen und sonst noch was.“ Ohne sich um den Häftling weiter zu kümmern, begrüßte der Beamte den Kollegen, der in diesem Augenblick zur Tür hereinkam: „Es geht alles in Ordnung, auch ohne Abreibung.“ Und er setzte sich hinter die Schreibmaschine, spannte einen Bogen mit mehreren Durchschlägen ein und begann, die Worte halblaut vor sich hinsagend: „Es erscheint, vorgeführt, Ludwig Franz Bork und erklärt . . .“



Er machte eine Pause und sah Bork an. Als der nicht gleich den Mund aufmachte, sprang der Beamte auf, schlug ihm mit der flachen Hand ins Gesicht und brüllte: „Wenn du jetzt nicht augenblicklich das Maul aufmachst, Sorge ich dafür, daß du es nie mehr aufmachen kannst!“ Für den Bruchteil einer Sekunde sah Bork noch einmal Pauls verzerrtes Lächeln vor sich. Es zuckte auf und verschwand. Dann war er allein, müde, gleichgültig, kraftlos. Er sagte: „Ich gebe zu, ihn zu kennen.“ Und er sagte noch mehr. Er sagte alles, was er wußte, bis zu den kleinsten Einzelheiten. Wie in einem Rauschzustand redete er sich alles von der Seele, bis es nichts mehr zu sagen gab und er ganz ausgeleert war. Der Jüngere schrieb mit fliegenden Fingern das Protokoll. „Na also, warum denn nicht gleich so? So verstehen wir uns ausgezeichnet!“ Fast liebenswürdig reichte er dem Gefangenen das Protokoll zur Unterschrift, wie man jemand eine harmlose Quittung unterschreiben läßt. Vorgelesen, genehmigt, unterschrieben . . .

Bork sah die gepflegten Hände des Mannes, seine Armbanduhr, sein rosiges, höhnisch und verächtlich lächelndes Gesicht. In diesem Augenblick traf ihn ein furchtbarer Schlag, schlimmer und unheilbarer als alle, die ihm zudedacht waren, als jeder, den eine Stahlrute schlagen konnte: Er begriff, daß er die Bewährungsprobe nicht bestanden hatte, daß er zum Verräter geworden war! Nein, nein, wollte er schreien, ich habe ja nichts verraten, was sie nicht schon wußten! Aber er sah Paul den Kopf schütteln ohne Lächeln. Und das Nein erstarb ihm auf den Lippen. Er blieb im Verrat gefangen wie in einer eisernen Falle. Er wollte fliehen, fliehen, fliehen – aber vor sich selbst konnte er nicht die Flucht ergreifen.

Zweimal mußte der Beamte ihn auffordern, mitzukommen, ehe er begriff. „Wohl etwas mitgenommen von den überstandenen Aufregungen, was? Das gibt sich in der Stille des Einzelappartements“, meinte sein Begleiter ironisch. In der Stille – es graute Bork vor dem erbarmungslosen Alleinsein mit seinem Verrat.

Als sie, wie auf dem Hinweg, in der Nähe des großen Portals vorbeikamen, traf der Beamte einen Kollegen, blieb stehen und wechselte einige scherzhaftige Worte mit ihm, in bester Laune trotz des versäumten Rendezvous, denn wieder einmal hatte er einen, sogar ohne Schläge, zum Geständnis gebracht und sich als tüchtig erwiesen. Er drehte dem Häftling während des Gesprächs den Rücken. Im Vollgefühl seines Sieges hielt er Bork für so erledigt, daß er ihm keine Beachtung schenkte und jede Vorsicht außer acht ließ.

Es war unwahrscheinlicher als alles, was sich Bork in seinen kühnsten Fluchtphantasien zusammengespinnen hatte: Er sah das offene Portal, die Menschen, die nahe Straße – und handelte so blitzschnell, wie er es nie gekonnt hätte, wäre der Fluchtgedanke nicht schon lange in ihm vorbereitet

gewesen. Er verschwand um die Ecke des Korridors und brachte es fertig, in gemächlichem Schritt und mit gleichgültigem Gesicht an dem Polizisten vorbeizugehen, der vor dem Portal zum Einwohnermeldeamt stand. Dann war er auf der Straße, ein Passant von Hunderten. Der absurde Traum war Wirklichkeit geworden. Und Bork, der als Kämpfer und Genosse versagt hatte, handelte als Flüchtling, für den es um Sein oder Nichtsein ging, mit einer kaltblütigen Überlegung, die seinem Wesen sonst fremd war. Während er nicht auffälliger als ein beliebiger Mensch dem nächsten Eingang zur Untergrundbahn zustrebte, waren seine Sinne aufs äußerste gespannt. Er wußte, daß in dieser Minute drinnen im Präsidium schon der erbarmungslose und gut funktionierende Apparat zu spielen begonnen hatte. Er lauschte auf Rufe, Piffe, auffällige Bewegungen. Aber er vernahm nichts. Er betrat das Labyrinth des Untergrundbahnschachtes, das mit seinen zahlreichen Zugängen und Korridoren wie geschaffen war für einen Flüchtling, löste eine Karte – nun kam ihm der gefundene Geldschein zugute – und verschwand in dem nächsten einfahrenden Zug, ohne auf Richtung und Ziel zu achten.

4

Erschreckt fuhr Bork auf: Der Zug fuhr über der Erde, rechts und links von Alleen grüner Bäume gesäumt, hinter denen die vornehmen Villen des westlichen Stadtteils sich verbargen. Er kannte die Strecke – wie gut kannte er sie aus früheren schönen und erfüllten Jahren! Das kluge braunäugige Gesicht eines jungen Mädchens tauchte vor ihm auf: Erika Dilger. Sie war damals seine beste Studienfreundin an der Universität gewesen. Mehr noch: Die gleiche Gesinnung hatte sie verbunden, in gemeinsamer Begeisterung hatten sie die Welt mit neuen Augen zu sehen und zu verstehen begonnen. Er sah das schöne Haus in der stillen Seitenstraße vor sich, das Haus ihrer Eltern, in dem er einmal so selbstverständlich ein- und ausgegangen war wie ein Sohn. (Und im stillen hatte er lange die Hoffnung gehegt, hier einmal Schwiegersohn zu werden, bis ihm eines schlimmen Tages Erika, die von seinen Träumen nichts ahnte, beiläufig erzählt hatte, sie liebe einen Geologen und werde ihn heiraten, sobald ihr Studium zu Ende sei.) Wie oft hatten sie hier draußen Streitgespräche geführt, an denen sich Erikas Vater, ein bekannter Rechtsanwalt, beteiligte. Inzwischen war Erika Dilger längst mit ihrem Geologen, einem ordentlichen, tüchtigen Mann, in die Türkei gezogen. Und nur ab und zu, in immer größeren Abständen, besuchte Bork aus alter Anhänglichkeit die Eltern, die ihm Erikas Briefe aus der Fremde vorlasen.

Die Dilgers ... Plötzlich kam Bork ein rettender Gedanke: Zu ihnen würde er gehen, ihnen würde er alles berichten können, sie würden ihm

weiterhelfen! Rechtsanwalt Dilger, selbst Sozialist, hatte in den Jahren der Weimarer Republik oft Kommunisten vor Gericht verteidigt, ja sich mit diesen Verteidigungen seinen Namen gemacht. Er, wenn irgendeiner, würde den geflohenen Häftling vor dem Zugriff der gemeinsamen politischen Feinde retten!

Bork stieg aus und ging den wohlbekannten Weg wie in alten Tagen, ein Besucher und kein geflohenen Häftling. Ein Mädchen in weißer Schürze öffnete ihm und fragte höflich nach seinem Begehren. Er nannte seinen Namen und wurde ins Bibliothekszimmer geführt. Nach diesem Empfang und gar beim Anblick des vertrauten Raums wurde das Bewußtsein seiner gegenwärtigen Lage von Erinnerungen verdeckt. Die Verhaftung, die Wochen in der Zelle, die Vernehmung, die Flucht – all dies war nicht viel mehr als ein Spuk, ein furchtbarer Alptraum. Hier fühlte er sich geborgen. In dieser Halle hatten sie oft diskutierend gesessen und sich über Revolution und Klassenkampf die Köpfe heiß geredet. Bork sah, wohlgeordnet hinter Glas, die Tausende von Bücherrücken; und er hätte heute noch, ohne zu zögern, genau den Platz bezeichnen können, an dem etwa Lenins „Staat und Revolution“ oder Gladkows Roman „Zement“ standen, die damals ihn nicht weniger als Erika und alle von der Studentengruppe begeistert hatten. (Würde er freilich an diesem Tag die Probe aufs Exempel gemacht haben, er hätte weder Lenin noch Gladkow mehr an der gewohnten Stelle gefunden.) Er begrüßte auch wieder das große Landschaftsbild an der Wand, eine Darstellung aus der rheinischen Heimat des Doktor Dilger, ein Porträt des Rechtsanwalts und eine sehr gut getroffene Studie von Erika – alles Werke angesehener Künstler.

Während der Besucher im weichen Sessel versank, umhüllte ihn der Zauber der Vergangenheit ganz. Den Blick auf ihr Bild geheftet, dachte Bork mit einem Anflug wehmütiger Eifersucht an Erika. In einer politischen Versammlung hatte er sie kennengelernt. Ein chinesischer Genosse hatte eine Rede in englischer Sprache gehalten, und ein Dolmetscher hatte die Ansprache recht unvollkommen übertragen. Da war ein hübsches Mädchen im Saal aufgesprungen und hatte sich bereit erklärt, die Übersetzung zu übernehmen. Dieses resolute Mädchen hatte ihm, Bork, der damals noch nicht als Genosse, sondern als Berichterstatter einer Zeitung gekommen war, imponiert, er hatte sich nach der Versammlung mit ihr unterhalten und erfahren, daß auch sie Studentin war. Erika war es gewesen, die ihn zuerst mit der kommunistischen Studentengruppe zusammengebracht, die dem Schwankenden den letzten Anstoß gegeben hatte, unklare Rebellion und vagen Protest in ein festes Bett zu lenken ...

Bork vernahm von nebenan gedämpfte Stimmen und das diskrete Gelapper von Porzellan und Besteck. Ihrer alten Gewohnheit getreu, speisten

die Dilgers erst um vier Uhr zu Mittag. Bork merkte plötzlich, daß er starken Hunger hatte. Er war kurz vor Mittag zur Vernehmung geholt worden. Sein Napf mit Suppe erkaltete wohl inzwischen in seiner Zelle im Polizeipräsidium. Er hörte das murmelnde Geräusch einer Unterhaltung, ohne einzelne Worte verstehen zu können. Warum kam eigentlich niemand? Er hatte das Gefühl, schon eine Ewigkeit hier in der Bibliothek zu sitzen. Vielleicht waren sie peinlich berührt von seinem Besuch? Aber warum? Sie konnten ja nicht wissen ...

Da ging die Tür geräuschlos auf; Frau Dilger kam ebenso geräuschlos über den dicken Teppich auf ihn zu. Das weiße Haar um ihr gepflegtes Gesicht, dessen Ebenmäßigkeit noch die Schönheit von einst verriet, war einfach, fast männlich frisiert. Die Schlichtheit ihres Kleides betonte seine Kostbarkeit mehr, als daß es sie verbarg. Während sie Bork drucklos, unkörperlich fast die schmale Hand reichte, war ihre Miene liebenswürdig und verriet nichts von Verwunderung über den unerwarteten Besuch. Sie gab ihrer Freude darüber Ausdruck, daß er – ein so alter Freund des Hauses – wieder einmal den Weg hierher gefunden habe. Alles war Sicherheit, Konvention, Kälte, während sie plauderten. Habe ich mich hier einmal wohlfühlt, fragte sich Bork, während er, ohne den Zweck seines Besuches mit einem Wort zu erwähnen, mit den üblichen Phrasen auf ihre uninteressierte Frage nach seinem Wohlergehen antwortete. Endlich forderte Frau Dilger ihn auf, falls er nicht schon gespeist habe, einen Löffel Suppe mit ihnen einzunehmen. Bork lehnte nicht ab.

Rechtsanwalt Dilger begrüßte den Gast jovial, ja fast herzlich mit seiner sonoren, beruhigenden Anwaltsstimme. Bork hatte ihn immer lieber gemocht als sie. In seiner Gegenwart wich der Bann der Fremdheit, und Bork fühlte sich fast heimisch und war hoffnungsvoll. Sein Hauptinteresse galt freilich zunächst dem Teller Suppe, den das weißbeschürzte Hausmädchen ihm auf einen Wink von Frau Dilger reichte und den er hastig leerte, um die Gastgeber, die den ersten Gang schon hinter sich hatten, nicht warten zu lassen – vor allem aber aus Hunger. Im übrigen verlief das Essen ganz so, wie er es aus früheren Tagen kannte: Auf dem Tisch stand eine große Platte mit Rohkostsalaten und ein Korb mit fünferlei Brotsorten, wozu sich freilich heute, nach einem geflüsterten Gespräch der Frau mit dem Mädchen, noch eine kleine Platte mit kaltem Aufschnitt gesellte, zu Ehren des Gastes. „Sie wissen ja, Herr Bork, mein Mann und ich sind überzeugte Rohköstler“, vergaß Frau Dilger nicht zu bemerken, als sie ihm mit feinem Lächeln die Wurst- und Fleischplatte anbot. Bork war fast schwindelig vor Hunger, aber er wagte sich kaum zu bedienen. Unter den Blicken der Gastgeberin kam er sich vor wie ein Barbar, der die edlen Sitten eines alten Kulturvolkes schändet.



Während lautlos abgeräumt wurde, plauderte Frau Dilger ohne Spur von Anteilnahme über Nichtigkeiten. An was er augenblicklich arbeite, fragte sie schließlich höflich und quitierte seine gestammelte Antwort, er habe gerade einen Aufsatz über die deutschen Kaiserdome des Mittelalters geschrieben, mit einem hingesäuselten: „Ich liebe die Architektur jener Epoche besonders.“ Herr Dilger beschränkte sich auf kurze Bemerkungen oder auf ein Nicken, schien im übrigen recht müde zu sein und wäre wohl eingeschlafen, hätte ihm seine Frau nicht einen verweisenden Blick zugeworfen. Während sich so das Gespräch mühsam hinschleppte, warteten beide darauf, der Gast möge sich verabschieden oder erklären, warum er zu so unüblicher Zeit gekommen sei.

Bork spürte es wohl. Aber wo sollte er beginnen? Konnte er überhaupt sprechen? Auf dem Weg hierher war ihm alles viel einfacher vorgekommen. Er hatte sich eingebildet, offen und ohne Umschweife diesen Menschen alles anvertrauen zu können wie echten Freunden und Genossen. Nun war er dessen nicht mehr so sicher. Um vorzufühlen und einen Übergang zu finden, brachte er das stockende Gespräch auf die politische Lage. Es war kein guter Anfang: Frau Dilger vereiste, kaum hatte der Gast das Thema berührt. Der Rechtsanwalt und frühere Kommunistenverteidiger aber stieß einen tiefen Seufzer aus. „Ja, mein lieber Freund Bork, es sind keine leichten Zeiten heutzutage! Wer von uns hätte sich das alles vor drei Jahren träumen lassen ... Aber seien Sie versichert: Auch das wird eines Tages wie ein Spuk vorübergehen!“ Die letzten Worte sprach er fast flüsternd und wie ein Verschwörer vertraulich zu dem Gast geneigt. Frau Dilger aber warf dem Mann einen verweisenden Blick zu. Einen zweiten, vielsagenden Seufzer ausstoßend, der diesmal nicht der politischen Lage galt, schwieg Herr Dilger gehorsam.

Während Frau Dilger, um von dem heiklen politischen Thema abzulenken, ihn mit einem Redeschwall übergoß, spürte Bork, wie sich eine Explosion in ihm vorbereitete. Seine gefährliche Lage, das kaum gestillte Hungergefühl, Enttäuschung und Erbitterung über die Dilgers – all dies ließ ihn fast die Beherrschung verlieren. Seine Hände begannen zu zittern, und er verspürte Lust, der unentwegt plaudernden Frau Dilger den Inhalt seiner Mokka- tasse über das schlicht vornehme Kleid zu schütten. Unhöflich und mit einer jähen Handbewegung unterbrach er sie mitten im Satz – sie sprach gerade über eine Bekannte, die sich hatte scheiden lassen, was sie mißbilligte – und berichtete sachlich und klar über seine Verhaftung vor einigen Wochen und von seiner heutigen Flucht aus dem Polizeipräsidium.

Die Gesichter seiner Gastgeber erstarrten. Sekundenlang herrschte Schweigen, als habe ein Blitz mitten ins Zimmer eingeschlagen. Dann brach Frau Dilger los, schrill, kreischend, mit einer Stimme und einem Gesicht, aus

denen die letzte Spur gewohnter Höflichkeit gewichen waren. „Geflohen, aus der Haft geflohen sind Sie?“ stieß sie hervor, als sei ein größeres Verbrechen nicht vorstellbar. „Um Gottes willen, Herr Bork, da haben Sie uns ja eine schöne Sache eingebrockt! Wie konnten Sie es wagen, ausgerechnet zu uns zu kommen, die wir sowieso schon durch unsere, ich wollte sagen durch die frühere Gesinnung meines Mannes gefährdet sind! Was haben Sie sich eigentlich dabei gedacht? Sie können uns ja alle in namenloses Unglück stürzen! Vielleicht wurden Sie beim Betreten unseres Hauses beobachtet, und man wird am Ende noch meinen Mann oder sogar mich wegen Beihilfe zur Flucht eines Staatsfeindes verhaften! Es ist nicht auszudenken . . .“

Einen Augenblick hielt sie inne, während ihre schmalen Hände in nervösem Krampf über die Tischdecke fuhren. Dann blickte sie empört auf ihren Mann, der wortlos und verlegen dasaß und nur seufzte. „Willst *du* denn nichts sagen, Heinrich?“ Ohne seine Antwort abzuwarten, machte sie eine verächtliche Geste und wandte sich streng an Bork. „Ich weiß nicht, was Sie vorhaben. Das ist auch schließlich Ihre eigene Sache. Meine Pflicht aber ist es, Ihnen, auch im Namen meines Mannes, ganz deutlich mitzuteilen, wie unverantwortlich es von Ihnen war, uns, alte und gute Bekannte, die wir einmal waren, in eine so lebensgefährliche Lage gebracht zu haben. Auf jeden Fall dulde ich nicht, daß Sie auch nur einen Augenblick länger hier bleiben. Gehen Sie, gehen Sie, Herr Bork!“

Mit hysterischer Geste hatte sich Frau Dilger erhoben, während sie diese Worte hervorstieß. In unverhohlener Feindseligkeit maß sie den Gast und wies mit ausgestreckter Hand nach der Tür, als spiele sie eine dramatische Szene auf der Bühne. Langsam geriet nun auch der Rechtsanwalt in Bewegung. Er erhob sich schwerfällig und machte einige hilflose Bewegungen mit den Armen, was ihm eine gewisse Ähnlichkeit mit einem Pinguin gab, der seine Stummelflügel bewegt. Ohne Bork dabei anzusehen, murmelte er stammelnd Worte lahmer Entschuldigung für das laute Verhalten seiner Frau. „Sie müssen die Erregung meiner Frau verstehen, Freund Bork . . . Sie können uns durch Ihre Unbesonnenheit in der Tat in Teufels Küche bringen. Gerade ich als Rechtsanwalt . . . Unbeschadet meiner Gesinnung . . . Ich . . .“

Er verstummte, berührt von der Peinlichkeit der Situation und auch ein wenig aus Scham über sein eigenes Verhalten. Krampfhaft suchte er nach einem Ausweg, wollte sein Gesicht wahren und griff endlich wie erlöst nach seiner Brieftasche. Seine Frau sah es und kam ihm zuvor. „Nein, Heinrich! Was glaubst du denn, was geschieht, wenn man Geld bei ihm findet und er sagt, von wem er es hat!“

Bork ging wortlos zur Tür, überwältigt von Bitterkeit und Ekel. „Benützen Sie um Himmels willen nicht den Vorderausgang!“ Frau Dilger hielt ihn auf. „Warten Sie, ich werde Ihnen den Ausgang für Lieferanten zeigen.

Und wenn man Sie wieder festnehmen wird, sagen Sie nicht, daß Sie bei uns gewesen sind. Wenn nicht unsertwillen, so Erika zuliebe, mit der Sie ja einmal befreundet gewesen sind.“ Mit diesen Worten schloß sie den Lieferantenausgang hinter ihm ab.

Als Bork auf der stillen, nachmittäglich übersonnten Straße stand, wurde er plötzlich von einem unbändigen, anhaltenden Lachkrampf geschüttelt. Sein Gelächter gellte durch die Straße, während Frau Dilger hinter der Gardine der Bibliothek stand und vor Entsetzen zitterte. Als habe das Lachen eine unerträglich gewordene Spannung gelöst, fühlte sich Bork befreit und ging ohne besondere Eile und ohne einen Gedanken daran, was er jetzt beginnen solle, mechanisch weiter. Ernüchterung kam über ihn. Er erinnerte sich plötzlich eines Erlebnisses, das einige Jahre zurücklag: Dilgers bereiteten eine große Abendgesellschaft vor, und er war gerade bei ihnen, als Frau Dilger dem Mädchen die letzten Anordnungen gab und alles noch einmal mit Feldherrnblick überprüfte. Dabei beobachtete er, wie sie ein kleines Lenin-Bild, das gerahmt auf dem Schreibtisch ihres Mannes stand, wegnahm und in die Schublade legte. „Es ist schließlich nicht unbedingt nötig, daß unsere Gäste das sehen“, meinte sie, als sie bemerkte, daß Bork ihr Tun mitangesehen hatte. Das war im Jahre 32 gewesen. Er hätte sich früher an diese Szene erinnern sollen.

Die länger werdenden Schatten der Bäume zeichneten Muster auf die gepflegten Bürgersteige. Vom nahen Park kamen die schrillen Schreie spielender Kinder. Alles atmete so tiefen Frieden und so heitere Sorglosigkeit, daß auch Bork minutenlang davon eingefangen wurde. Die widerwärtige Begegnung mit den Dilgers lag hinter ihm, als habe sie vor langer Zeit stattgefunden. Das war ein abgeschlossenes Kapitel; und sicher war es gut, daß es abgeschlossen war. Aber das Hungergefühl scheuchte ihn aus seiner Sorglosigkeit. Er kaufte in einem Bäckerladen fünf Brötchen, ein Luxus, den er sich nicht mehr oft leisten konnte. Mit der Tüte, die er wie einen kostbaren Schatz trug, setzte er sich auf eine Bank in den Anlagen, in der Nähe eines kleinen Teichs. Langsam und mit Genuß verzehrte er die Brötchen und fühlte sich danach gesättigt wie nach einer großen Mahlzeit.

Als er endlich – die Dunkelheit war inzwischen hereingebrochen – aufstand, hatte er nur den einen vagen Plan, von dem er zuerst den Eltern erzählt hatte: sich nach Süden, zur Schweizer Grenze, durchzuschlagen. Vor der Gefährlichkeit, ja Hoffnungslosigkeit dieses Unternehmens ohne Geld und Papiere schreckte er nicht zurück; er hatte kaum ein klares Bewußtsein davon. Er handelte wie ein Schlafwandler beim halsbrecherischen nächtlichen Weg über den Dachfirst.

Der Mann, der in der milden Sommernacht mit gleichmäßigen, weit ausholenden Schritten losmarschierte und den Bannkreis der Stadt und bald

die letzten, in Schlaf versunkenen Vororte hinter sich ließ, war nicht ein flüchtiger Hochverräter, sondern ein Vagabund und Abenteurer.

I

Hunger und Angst, Müdigkeit oft bis zur Erschöpfung und – häufiger noch und schlimmer als die physischen Entbehrungen – ein verzweifelter Gefühl der Ausweglosigkeit waren die Wegbegleiter des Abenteurers Bork. Er war glücklich und wähnte einen bedeutenden Sieg im Kampf mit dem Dasein errungen zu haben, wenn er wieder einen Tag unentdeckt geblieben oder wenn es ihm gelungen war, als Entgelt für harte und ungewohnte Arbeit Essen und Unterkunft für die Nacht zu erhalten. Dabei hatte er Glück: Das Wetter war trocken und warm, und es war Erntezeit. Auf dem Land wurde jede Hand gebraucht. Die Bauern in Thüringen, in der Rhön, im Schwarzwald und in der Rheinebene fragten nicht viel nach Namen, nach Woher und Wohin, wenn einer kam, der bereit war, für kräftiges Essen und bescheidenen Lohn mitzuschuften. Sie interessierten sich weniger für den Mann als für die Arbeitsleistung, die er vollbrachte. Zuweilen wohl sah man diesen Menschen im städtischen Straßenanzug etwas seltsam an, wenn er nach Arbeit fragte. Und jedesmal durchfuhr dabei Bork eisiger Schreck, und er wurde sich seiner gefährlichen Lage aufs neue bewußt. Hie und da traf ihn ein spöttisch prüfender Blick, wenn er sich an der Dreschmaschine oder beim Rübenverziehen unbeholfen und weniger schnell als die anderen zeigte. Aber wenn er während der Mittagspause seine Mahlzeit mit den Landarbeitern und Knechten auf dem Acker hockend einnahm, schwitzend und verdreht wie sie und nicht weniger müde und einsilbig, dann gehörte er zu ihnen und fühlte sich in ihrer Mitte wie von einem Schutzmantel umgeben.

Im übrigen verwischten sich die äußeren Unterschiede zwischen dem flüchtigen Schriftsteller Bork und den Landarbeitern aus allen Gegenden Deutschlands mit der Zeit mehr und mehr. Seine Haut bräunte sich, sein Anzug wurde schäbiger, Ausdauer und Geschicklichkeit nahmen zu. An manchen Orten hätte er länger bleiben können. Aber Bork widerstand der Versuchung, um keine gefährliche Aufmerksamkeit zu erregen und zu vermeiden, daß sich irgendwer seine Person zu deutlich einprägte. Auch hatte er es eilig, zum Bodensee und über die Grenze zu kommen.

Was anfangs unwahrscheinlich, fast aussichtslos schien, gelang ihm: Er blieb, meist bei Nacht wandernd und Seitenpfade einschlagend, unentdeckt und wurde nicht ein einziges Mal nach seinen Papieren gefragt. Es gelang ihm noch Unwahrscheinlicheres: Er führte ein Leben gleichsam außerhalb der Zeit und spürte kaum etwas von ihrer Grausamkeit. In den Dörfern und auf den Äckern sprach man weniger über Politik als von den Ernteaussich-



ten, vom Wetter, vom Essen und Lohn. Das war gut für Bork. Nur zuweilen überkam ihn mit fast unwiderstehlicher Macht die Versuchung, einem Landarbeiter, einem Bauern, einer Frau im Laden, irgendeinem Unbekannten, den er auf der Wanderschaft traf, seine Geschichte zu erzählen und zu erfahren, was sie dazu sagen würden. Doch er wußte, daß er schweigen mußte: Ein einziges unvorsichtiges Wort konnte das Ende bedeuten. Und so flüchtete er, zur Einsamkeit mitten unter den Menschen gezwungen, in Monologe, während er allein auf der Landstraße ging oder auf einem Nachtlager hinter einem Heustapel lag.

Selten begegnete Bork in den Dörfern jener wortreichen Begeisterung, von denen Zeitungen und Versammlungen voll waren. Aber noch weniger entdeckte er irgendwelche Anzeichen des Widerstandes. Er bewegte sich in einer Atmosphäre lastender Kirchhofsruhe, Gleichgültigkeit und schweigender Ergebung. Das lähmte ihn und wirkte sich auf sein Wesen aus. Wäre er einer gewesen wie Paul, er hätte den keimenden Widerstand nicht nur aufgespürt, er hätte ihn geweckt und zur Glut entfacht. Aber dieser Ludwig Franz Bork, der sich vorsichtig, schweigend und mit Schläue durchs Land schlängelte, war aus anderem Holz geschnitzt als Paul und seine früheren Genossen. Und er verlor, angesteckt von Gleichgültigkeit und Resignation, immer mehr das Bewußtsein, ein politischer Flüchtling zu sein, als sei es ein fremdes Gewand, dessen er sich entledigt hatte. Dieser Mensch, der in den Dörfern nach Arbeit fragte und ganz damit beschäftigt war, sein Dasein zu fristen und dem Zugriff der Polizei zu entkommen, unterschied sich kaum mehr von irgendeinem Vagabunden. So hinterließ er auf seiner Wanderung durch das geknechtete Land keine Spuren, keine schlechten und keine guten.

Einmal nur in diesen Wochen hatte Bork ein Erlebnis, das ihn plötzlich mit Beschämung erkennen ließ, wie sehr er heruntergekommen war, wie weit er sich von dem Weg entfernt hatte, den er einmal voll Mut und Begeisterung eingeschlagen.

Er hatte am Tag zuvor nicht schlecht verdient und leistete sich deshalb den seltenen und nicht ungefährlichen Luxus, in einem Dorfgasthaus ordentlich zu Mittag zu essen. Dabei belauschte er durch Zufall die Unterhaltung zwischen einigen Bauern, die Wein trinkend am Nebentisch saßen. Der eine erzählte, daß er, als er wie gewöhnlich Essenabfälle für seine Schweine aus dem in der Nähe gelegenen Konzentrationslager abgeholt habe, Augenzeuge der Auspeitschung eines Häftlings auf der Lagerstraße geworden sei. Er berichtete, während er ab und zu gemächlich einen Schluck aus dem Glase nahm, von den kräftigen Schlägen, die auf den an einen Pfahl gebundenen Gefangenen niedergesaust waren, von den gellenden Schmerzensschreien und dann dem dumpfen Röcheln des Opfers, dem schließlich die Haut in Fetzen vom blutigen Körper hing. Der Bauer erzählte sachlich und anschau-

lich, ohne eine Spur von Erregung, gar Empörung in der Stimme. Auch auf den Gesichtern der übrigen war nichts zu erkennen als die gespannte, fast gierige Aufmerksamkeit von Zuhörern einer spannenden Geschichte. Als der Erzähler geendet hatte, nickten sie wortlos. Nach einiger Zeit meinte einer: „Ja, hart soll es zugehen in diesen Lagern, wie man hört . . .“ Ein anderer fügte hinzu: „Aber warum geben diese Kommunisten auch keine Ruhe? Warum lassen sie sich in solche gefährlichen und aussichtslosen Sachen ein? Schließlich sind sie selber schuld, wenn . . . Narren sind sie, einfach Narren!“ Er schüttelte, fast betrübt über soviel Dummheit, den Kopf, seufzte kurz auf und sprach von etwas anderem. Der Erzähler aber erklärte abschließend mit Nachdruck: „Draushalten soll man sich eben, das ist alleweil das beste!“

Bork, der der Unterhaltung am Nebentisch mit Herzklopfen gelauscht hatte, ohne ein Wort von ihr zu verlieren, hatte die Empfindung, es habe ihm jemand aus dem Hinterhalt einen Schlag versetzt. Zum erstenmal seit Beginn seiner Flucht tauchte mit erbarmungsloser Deutlichkeit und Gegenwärtigkeit Pauls zerschundenes Gesicht wieder vor ihm auf. Während man nebenan behaglich diskutierte, krallte er die Hände in die Tischplatte und war nahe daran, mit einem harten Wort die behäbige Unterhaltung am andern Tisch zu durchbrechen. Er wollte diesen weinseligen Selbstgerechten den Haß und die Empörung aller Verfolgten und Gemarterten in die wohlgenährten Gesichter schreien. Aber im gleichen Augenblick wurde ihm erschreckend deutlich, daß er weder Recht noch Mut dazu hatte. Er, der seine Stimme nie erhob, der, während ringsum Greueltaten geschahen, von denen er besser als andere wußte, auch wenn er sie nicht sah, schweigend, sich duckend und verkriechend von einem Tag zum andern dahinvegetierte, der Augen und Ohren verschloß – war er einen Deut besser als diese Bauern?

Vielleicht hatte der Erzähler am Nebentisch bemerkt, daß Bork seiner Geschichte zugehört hatte. Jedenfalls wandte er plötzlich sein Gesicht Bork zu und wiederholte für ihn mit Nachdruck, was er zu den anderen schon gesagt: „Draushalten soll man sich, das ist alleweil das beste! Hab ich nicht recht, Herr Nachbar?“ Eisiger Schreck durchzuckte Bork. Hatte der Bauer etwa einen Verdacht, wollte er ihn auf die Probe stellen und zu einer unbedachten Äußerung provozieren? Schon sah er sich verhaftet. „Sicher haben Sie recht!“ beeilte er sich mit fester und lauter Stimme zu antworten.

6

Als Bork auf dem Wegweiser den Namen der Stadt las, in der er geboren worden war und den größten Teil seiner Kindheit und frühen Jugend verbracht hatte, jenen vertrauten Namen, mit dem fast alle Erinnerungen der ersten siebzehn Jahre seines Lebens verbunden waren, fühlte er

sich unwiderstehlich angezogen. Es trieb ihn, durch die alten Straßen zu streifen, die vollgesogen waren mit Erlebnissen einer entschwundenen Zeit.

Vom ersten Schritt an war alles bemerkenswert und freudig-schmerzliche Wiederbegegnung. Mit Rührung fast stellte Bork fest, daß der Bäckerladen, in dem sie ihre Semmeln gekauft, und das Schreibwarengeschäft, wo er sich als Pennäler seine Schulhefte besorgt hatte, noch die gleichen Namen trugen. Und ungehalten wie über eine Taktlosigkeit war er, daß die Fassade des Mietshauses, in dessen drittem Stock er während seiner Jugend gewohnt hatte, inzwischen renoviert worden und das kleine Gärtchen hinter dem Hof einer Schmiedewerkstatt gewichen war. Dafür fand er den klassizistischen Bau des Gymnasiums unverändert. Obwohl er nie gern zur Schule gegangen war, sah er fast mit Sehnsucht hinauf zu dem Eckzimmer im zweiten Stock, wo er zuletzt – vor der Versetzung des Vaters nach Berlin – als Unterprimaner gegessen hatte, voll Hoffnung und gewaltiger Pläne. Gern hätte er dem Summen des Unterrichts durch die offenen Fenster gelauscht, das Klingelzeichen zur großen Pause vernommen und den berstenden Lärm der Jungen, die sich wie eine ungestüme Woge über den Schulhof ergossen. Aber es herrschte die tote Stille der Sommerferien, die Bork befremdend und wie eine Abweisung empfand.

Der Weg von der Schule zum Theater war nicht weit. Als Bork – in der Abenddämmerung schon – vor dem vertrauten Bau stand, sah er sich selbst, den Jungen, wieder, wie er unruhig in der Pause auf dem Theaterplatz auf und ab ging, halb noch erfüllt vom Geschehen auf der Bühne, halb schon beschäftigt mit den Gedanken an das Mädchen, das er liebte und das ihm fest versprochen hatte, auch zur heutigen Vorstellung zu kommen. Doch auch der Theaterbau lag in Ferienstummheit.

Plötzlich, beim Anblick des Theaters, erinnerte er sich an Carlo Martini, einen guten alten Freund seiner Eltern aus der Zeit, die sie hier verbracht hatten. Er war Regisseur des hiesigen Theaters gewesen, in den Augen mancher Kritiker nur eine Lokalgröße, in Wirklichkeit ein von seinem Beruf besessener Mann von bedeutender Begabung, der nicht wegen unzureichender Fähigkeiten keine größere Karriere an wichtigeren Bühnen gemacht hatte, sondern weil er trotz verlockender Angebote mit Liebe und Treue an einem Institut hing, in dem und mit dem er gewachsen war.

Für den jungen Bork war Martini in zweifacher Hinsicht eine wichtige Persönlichkeit gewesen: Er war nicht nur ein immer gefälliger Spender von Freikarten, sondern dieser Mann mit der dichten Mähne, den weit ausladenden Gesten, der pathetisch tremolierenden Stimme, mit der nachlässigen Kleidung und der souveränen Verachtung aller Konventionen war für den Jüngling Bork der Inbegriff des Künstlers, die Inkarnation der Freiheit von spießbürgerlicher Enge. Ihm hatte er sich heimlich geistesverwandt gefühlt.

Nun empfand er plötzlich Sehnsucht nach diesem Manne, wenn er ihn auch heute in anderem Lichte sah und, nüchterner und wissender geworden, gleich seinen Kritikern über sein Pathos und seine Extravaganzen nachsichtig lächelte. Er dachte nicht daran, Hilfe von ihm zu erbitten; es drängte ihn einfach nach der Wiederbegegnung mit einem Menschen, dem er sich trotz allem hundertmal verwandter fühlte als den Dilgers, verwandter auch – was er sich freilich nicht eingestand – als den Genossen. Er zweifelte nicht daran, daß er den Regisseur noch in seiner alten Wohnung finden würde, einem niedrigen, etwas muffigen Häuschen aus der Biedermeierzeit, das Martini trotz seiner Unbequemlichkeit immer geliebt hatte. Und in der Tat fand er den schwungvollen Namen noch auf dem blinden Messingschild unter dem altmodischen Türklopfer, der die Form einer Hand hatte.

Bork mußte zweimal läuten, ehe sich Schritte vorsichtig und zögernd der Flurtür näherten. Dann war eine Weile alles still. Bork spürte die Nähe eines Menschen, der jetzt hinter der Tür stand und wohl den Besucher durch das Schlüsselloch musterte. Vielleicht war der alte Martini inzwischen sonderlich und menschenscheu geworden? Aber als die Tür schließlich langsam geöffnet wurde, sah sich Bork einer weißhaarigen Frau gegenüber, die ihn bestürzt anblickte, als sei er ein Gespenst. War er schon so heruntergekommen? „Was wünschen Sie, bitte?“ fragte sie schließlich mit brüchiger Stimme. Erst jetzt erkannte Bork in ihr Frau Martini, so sehr hatte sie sich im letzten Jahrzehnt verändert. Damals war sie eine schöne und reizvolle Frau gewesen, für die er nach Jünglingsart zeitweise geschwärmt hatte. Nun war sie alt, gebrechlich, fast durchsichtig geworden; und ihre Züge hatten eine gewisse Schärfe. „Bork“, sagte er, nachdem er sich gefaßt hatte, und fügte, als sie offensichtlich nicht gleich begriff, hinzu: „Ludwig Franz Bork – erkennen Sie mich nicht wieder, Frau Martini?“

Als werfe sie eine Maske ab, so plötzlich veränderten sich die Züge der Frau nach diesen Worten. Ihr Gesicht entspannte sich, bekam Farbe, und in die Augen trat etwas von dem früheren jugendlichen Glanz. Mit überschwenglicher Freude begrüßte sie den Gast, drückte ihm beide Hände und bat ihn in die Wohnung.

„Karl“, rief sie, kaum hatte sie die Zimmertür geöffnet, „stell dir vor, wer gekommen ist – der junge Herr Bork! Und ich dachte schon, ich befürchtete . . .“ Sie verstummte, ohne den Satz zu vollenden. Ehe Bork begriff, hatte ihn schon der alte Martini in die Arme geschlossen, klopfte ihm auf die Schulter und rief mit tremolierender Stimme so laut, als befände er sich nicht in den ziemlich engen vier Wänden, sondern auf der Bühne: „Herzlich willkommen, mein Freund, herzlich willkommen! Dies nenne ich wahrhaftig eine angenehme Überraschung in einer bösen Zeit, in der man meist nur unangenehme Überraschungen zu erleben pfllegt.“ Seine Frau warf ihm



einen ängstlichen Blick zu. Aber Martini antwortete ihr mit einer seiner breiten Gesten: „Wo denkst du hin, Gertrud? So weit ist es noch nicht gekommen, daß wir vor Freund Bork aus unseren Herzen eine Mördergrube machen müßten! Er ist der Sohn seines Vaters und wird es wohl geblieben sein, nicht wahr?“ Bork bestätigte mit heftigem Nicken, überwältigt, zu Tränen fast gerührt über die Herzlichkeit dieses Empfangs und wollte gleich berichten, wie es um ihn stand, um alle Bedenken zu zerstreuen. Aber er kam nicht dazu, denn zuerst mußte er hundert Fragen beantworten nach dem Ergehen der Eltern, gemeinsamen Bekannten.

Mitten in der Unterhaltung fuhr Frau Martini erschrocken auf. „Da reden und reden wir, und ich habe Sie noch nicht einmal gefragt, ob Sie schon zu Abend gegessen haben. Nicht? Entschuldigen Sie, entschuldigen Sie vielmals.“ Und sie rannte hinaus und trug auf Tellern und Platten alles herbei, was sie im Hause hatte, als ahne sie, was sie nicht wissen konnte: daß es Bork vor Hunger fast schwindelig war. Er griff mit zitternden Händen zu. Er aß und aß und konnte sich nicht beherrschen. Und er sagte schließlich, denn nun war die Zeit gekommen, alles zu berichten: „Ich habe lange nichts Richtiges gegessen, müssen Sie wissen.“ Und dann erzählte er, während die beiden alten Leute regungslos dasaßen, in wenigen Sätzen, was in den letzten Wochen mit ihm geschehen war.

Als er geendet hatte, herrschte einige Augenblicke fast atemloses Schweigen. Dann geschah etwas Seltsames, Unerwartetes und Erschütterndes: Der alte Carlo Martini erhob sich auf eine feierliche Art, trat auf den wie erstarrt dasitzenden Bork zu, verbeugte sich tief vor ihm, reichte ihm die Hand und sagte mit einer Stimme, in der tiefste Bewegung schwang: „Freund Bork! Wir danken Ihnen aus innerstem Herzen! Im Namen aller Leidtragenden, Unterdrückten, Verfolgten, Gejagten, Gedeemühten danken wir Ihnen, dem selbst Verfolgten! Gertrud und ich fühlen uns aufs schönste geehrt durch den Besuch eines Menschen, der zu jenen Helden gehört, die Widerstand leisteten unter Einsatz ihrer Freiheit und ihres Lebens . . .“

Er brach jäh ab und wandte den Kopf zur Seite, um die Tränen zu verbergen, die in seinen Augen aufstiegen. Seine Frau aber, ohne daß er sie mit einer Geste aufgefordert, sich durch einen Blick mit ihr verständigt hätte, folgte stumm seinem Beispiel. Sie trat vor Bork, der sich schnell erhoben hatte, neigte den grauen Scheitel vor ihm und legte ihre kleine, schmale, gebrechliche Hand in die des Gastes.

Ludwig Bork stand bewegungslos, ohne ein Wort. Schluchzen stieg ihm in der Kehle hoch. Aber weniger Rührung als abgrundtiefe verzweifelte Scham übermannte ihn. Zwei alte Menschen hatten sich vor ihm verbeugt, und einen Helden hatten sie ihn genannt! Ihn, der keinem von denen glich, die solche Ehrung verdient hätten . . . Er wollte Einhalt gebieten, die Wahrheit

gestehen, wollte fluchtartig das gastliche Haus verlassen, in dem ihm Gastrecht nicht zukam.

Aber er tat nichts von alledem. Er duldete es in feigem Schweigen, daß die beiden ihn bewundernd ansahen, daß sie jedes seiner belanglosen Worte, jede seiner Gesten als eine Offenbarung eines Menschen nahmen, der Autorität besaß und hoch über ihnen stand – ähnlich, wie sie es wohl getan hätten, würde ein weltberühmter Regisseur sie eines Besuches gewürdigt haben. Und während sich Bork dies gefallen ließ, beruhigte er sich damit, daß er es ihnen gar nicht antun durfte, die Wahrheit zu bekennen: Er hätte ihnen damit eine schöne Illusion genommen, die für sie ein Quell der Kraft war.

Nachdem sie so alle drei ihrer Erregung Herr geworden waren, begann Martini zögernd vom eigenen Schicksal zu sprechen. „Was Sie uns sagten, Freund Bork, gibt mir die Möglichkeit und ein gewisses Recht, auch von uns zu berichten. Sie wissen vielleicht – vielleicht ist es Ihnen auch unbekannt, denn um derlei kümmerte man sich früher wirklich nicht –, daß meine Frau Jüdin ist. Nun verlangt man von mir als einer in der Öffentlichkeit stehenden Persönlichkeit, diese ‚eines deutschen Mannes unwürdige Bindung‘ zu lösen, andernfalls ich alle Konsequenzen zu tragen haben würde. Ich brauche Ihnen wohl nicht zu versichern, daß von einer solchen Trennung selbstverständlich nicht die Rede sein kann.“ Er machte eine kleine Pause und fügte dann mit einem Lächeln, das selbst ihm, dem Schauspieler, nur schlecht gelang, hinzu: „Ja, und nun sitzen wir beide gleichsam auf Abruf hier – in Erwartung eben jener Konsequenzen, die wir gemeinsam zu tragen haben werden.“ – „Darum auch meine erschrockene Miene, als Sie vorhin an der Tür standen“, fügte Frau Martini hinzu. „Nicht wahr, in unserer Lage kann man nie wissen ...“

Martine zündete sich eine Zigarre an, und Bork bemerkte, wie seine Hände dabei zitterten. „Ich wundere mich jeden Tag, daß ich noch Regisseur sein darf, man also die nächstliegende Folgerung noch nicht gezogen hat, mir meine Verdienstmöglichkeit – was sage ich: die Wurzel meiner geistigen Existenz – zu nehmen. Ich vermute, es ist nur Perkam, unser Intendant, der mich vorläufig noch hält. Ein großartiger Mensch, einer, der für seine Überzeugung etwas riskiert – wie Sie, Bork. Verstehen Sie mich nicht falsch: Er wagt gewiß lange nicht soviel wie Sie, nein, das nicht! Aber er gehört zu den Menschen, die einen nach seinen Fähigkeiten werten und nicht nach seinem Parteibuch, seiner Nase oder nach der Herkunft seiner Frau. Und das bedeutet heute schon etwas, nicht wahr? Ich fürchte nur, sie werden auch Perkam bald davonjagen, wie jeden, der Mensch zu bleiben versucht unter Unmenschen. Und dann ist unsere Galgenfrist um ...“

Er schwieg und machte eine Handbewegung, als wolle er all dieses Unerfreuliche wegwischen. „Entschuldigen Sie, verehrter Freund Bork, daß ich

Sie mit unseren unbedeutenden Sorgen belastet habe – Sie haben wahrlich größere und haben Schwereres durchgemacht. Ich weiß nicht, was Sie vorhaben, und wir wollen uns Ihnen natürlich nicht aufdrängen. Aber selbstverständlich können Sie bei uns übernachten. Überhaupt – verfügen sie ganz über uns.“ Lebhaft nickte Frau Martini zu seinen Worten. Es gab nicht eine Spur Meinungsverschiedenheit zwischen ihnen und keinen Schimmer von Furcht, einen politischen Flüchtling zu beherbergen und ihm weiterzuhelfen.

Nur zu gerne wäre Bork bei diesen Menschen geblieben, die Helden waren, während er nur für einen galt. Er wußte, wie unmöglich es war: Es bedeutete Gefahr für sie alle drei. Sollte man einen flüchtigen Hochverräter gerade bei ihnen finden, so war es um sie wie um ihn geschehen. So erklärte er, er müsse noch heute abend weiterfahren. (Weiterwandern – hätte er wahrheitsgemäß sagen müssen, denn für eine Fahrkarte besaß er gar kein Geld.)

Vielleicht hatte er eine Sekunde gezögert, bevor er das Wort „weiterfahren“ aussprach, vielleicht begriffen sie aus der Intuition liebenden Verstehens seine Lage besser, als er vermutete. Der alte Martini faßte sich erschrocken an den Kopf. „Da haben wir von unseren privaten Nöten geredet und das Wichtigste darüber vergessen, ich alter Narr! Sie werden gewiß Geld brauchen . . . Doch, doch, leugnen Sie nicht! Mir brauchen Sie nicht zu verhehlen, daß es Ihnen dreckig geht. So etwas ist heute eine Ehre eher als eine Schande.“ Er hatte seine Blicke nicht gut genug in der Gewalt, um zu verbergen, daß sie über des Gastes ausgetretene Schuhe und mehr als schäbigen Anzug geglitten waren. Und der alte Regisseur drängte Bork trotz seines Sträubens eine nicht unbeträchtliche Summe auf, während Frau Martini ihm Proviant zusammenpackte, dann noch einmal verschwand und mit verlegenem Gesicht wieder zurückkam: Über dem Arm trug sie einen Anzug, ein Hemd und in der Hand ein Paar Schuhe. „Ich weiß nicht, ob ich Ihnen das hier anbieten darf . . . Es sind Sachen meines Mannes. Sie haben etwa die gleiche Größe . . . Und Ihre Sachen . . .“ Sie verstummte, weil sie sich schämte, zu sagen, daß der Held Bork wie ein Landstreicher aussah. Bork murmelte Worte des Dankes. „Danken Sie nicht uns! Wir danken Ihnen – im Namen der Verfolgten“, erwiderte Martini bewegt.

Als Bork draußen auf der Straße stand, den letzten Händedruck der beiden Alten noch fühlend, kamen ihm das Geld in seiner Brusttasche, der Proviant, der Anzug, den er auf dem Leib trug, vor wie Diebesgut, entwendet von einem, der Gastfreundschaft erschlichen und übel belohnt hat. Die Menschen seien es nicht wert, daß man für sie kämpfe – so hatte er sich kürzlich vorgelogen. Waren es die Martinis etwa nicht wert? Und gab es nicht Hunderte, Tausende ihresgleichen, die er nicht kannte? –

Die Galgenfrist der Martinis, die Zeit ihrer gemeinsamen Qualen und

Ängste dauerte länger, als sie gedacht. Erst zwei Jahre nach Borks Besuch kamen sie zu Martini, um seine jüdische Frau abzuholen. Der Mann, bar jeder klaren Vernunft, aber ein Held, trat ihnen mit bloßen Fäusten und der ohnmächtigen Gewalt seiner Zornesworte entgegen und wurde von ihnen „in Notwehr“ wie ein Hund niedergeschossen. Bork erfuhr nie etwas davon. Er bewahrte den Martinis eine dankbar gerührte Erinnerung in einem Winkel seines Herzens. Mehr tat er nicht. Während Bork seinem vorläufigen Ziel zustrebte, verblaßte das Erlebnis mit dem alten Regisseur und seiner Frau, verdrängt durch Eindrücke anderer Art, die ihn nicht an seine Erbärmlichkeit erinnerten.

7

Zwei Monate nach Beginn seiner Flucht stand Ludwig Bork am Ufer des Bodensees. Drüben, greifbar nah im Licht des heiteren Tages, tauchte die Insel Reichenau mit ihren drei uralten Kirchen auf, grün sich aus dem Wasser hebend im Schmuck ihrer Wiesen, Pappeln, Gemüsefelder, Weiden und Rebhügel. Während das kleine Motorboot, das den Verkehr zwischen Festland und Insel versah, ihn hinüberbrachte, folgte Bork mit den Augen den Wellen der Kiellinie. Er sah sie sich in der unbewegten Glätte des Wasserspiegels auflösen; und es war ihm, als verlöschten mit ihnen zugleich alle Spuren, die er auf seiner Flucht hinterlassen hatte, ja, als entferne sich seine ganze Vergangenheit weiter und weiter von ihm. Er bedauerte es nicht, und erleichtert setzte er den Fuß aufs Land, als sei er schon, gerettet, jenseits der Grenzen.

Nach wenigen hundert Metern Wegs zwischen Schilf und dann zwischen Gemüseäckern tauchte der niedrige, breit gelagerte Gasthof vor ihm auf mit seinem gewaltigen altertümlichen Wirtshausschild, auf dem ein tanzender Bär mit einem Bärenführer zu sehen war. In diesem Haus, einer billigen und soliden Pension mit Metzgerei, hatte er mit den Eltern seit früher Jugend fast alle Sommerferien verbracht. Hier war er auch als Student oft eingekehrt.

Als gäbe es auch für sie nicht die Kluft der Jahre und Ereignisse, begrüßte ihn die Bärenwirtin mit freudigem Ruf in ihrer heimatlichen Mundart. Sie sei zwar bis unters Dach besetzt. „Aber für Sie, Herr Bork, findet sich noch immer ein Platz – und wenn ich jemand von den Pensionären an die Luft setzen müßte“, meinte sie mit verschmitztem Lächeln. Sie wunderte sich flüchtig, daß er ganz ohne Gepäck gekommen sei. Aber als Bork erklärte, er sei nur auf der Durchreise hier und habe das große Gepäck an der Station gelassen, beruhigte sie sich schnell.

Bork prallte zurück, als er die Gaststube betrat: Sie war von essenden und schwatzenden Feriengästen dicht besetzt, die dem Neukömmling, glück-



lich über jede Abwechslung, die Köpfe mit jener unverhohlenen Neugier zuwandten, die er am wenigsten gebrauchen konnte. Bork verzog sich schnell in das kleine Vorzimmer, in dem die Einheimischen ihr Viertel Wein zu trinken pflegten und das den Urlaubern zu wenig komfortabel war. Die Wirtin bemerkte es mit Genugtuung. Sie mochte die Pensionäre nicht, obwohl sie ihr viel Geld einbrachten. Sie tischte Bork ungefragt einen besonders schönen Hecht auf und einen Krug vom besten Wein der Insel. Bork aß und trank mit Genuß, und während er der schrillen Stimme der Wirtin lauschte, die in der Küche im Ton eines Feldwebels ihre Anweisungen gab, fühlte er sich ins Jugendferienland zurückversetzt und aller Überlegungen ledig.

Später setzte sich die Wirtin zu einem kleinen Schwatz an seinen Tisch – auch dies ganz wie einst.

Nach einer Viertelstunde stand die Wirtin auf; sie müsse wieder an ihre Arbeit. Auch Bork erhob sich, mit leicht umnebeltem Kopf. Er fühlte sich gerettet, aber die Ferienstimmung war verfliegen. Unschlüssig wanderte er über die staubigen und glutheißen Straßen und flüchtete sich schließlich in die Kühle des alten Münsters. Er setzte sich in einen der geschnitzten Kirchenstühle und war des Abenteuers, jedes Abenteuers müde, ihm fremd geworden. Im Kirchenschiff mit seinen klobigen Rundbögen über stämmigen Säulen, seinen jahrtausendalten, durch den Verputz halb verdeckten und durch die Zeit halb zerstörten Fresken voll steifer Starre, mit seinen Grabsteinen und seinem süßlichen Geruch nach Weihrauch, kam er sich seltsam geborgen vor, wie wohl vor langen Zeiten ein Flüchtiger vor seinen Verfolgern an den Stufen des Altars. Er ruhte gleichsam im Schoß der festgefrorenen, fernen, unpersönlichen Vergangenheit.

Später ging er hinunter zum Strand, spürte den Geruch von faulenden Pflanzen, Teer und modrigem Wasser und hörte die Wellen in schläfriger Trägheit ans Ufer schlagen. Er blickte auf und sah vor sich die drei Nachen, die dem „Bären“ gehörten und je nach Laune der Wirtin an bevorzugte Gäste ausgeliehen wurden, langsam im Takt der Wellen ächzend hin und her schaukeln. Sie riefen ihn in die Gegenwart zurück: Auf einem dieser Boote würde er in die Schweiz hinübereudern. Er brauchte sich nur von der Wirtin den Schlüssel geben zu lassen, der die Kette am Boot löste und er konnte in dieser Nacht schon drüben sein . . .

Hundertmal unterwegs hatte Bork diesen Augenblick ersehnt: Wenn ich erst soweit bin . . . Nun war er soweit. Auf was wartete er noch? Nur auf die Nacht? Er sah lange auf das Wasser, beobachtete die Fischer, eine Kröte, die am Ufer entlanghüpfte, und kehrte erst gegen Abend zum Gasthof zurück. Er wollte die Wirtin um den Kahnschlüssel bitten. Als er sie nicht gleich fand, entschloß er sich, einen kleinen Spaziergang zu dem Aussichts-

turm auf einer Anhöhe der Insel zu machen. Er ließ den Blick über die schlafenden Dörfer auf der deutschen und auf der Schweizer Seite gleiten, lauschte dem weithin schallenden Bellen eines Hundes, dem ein anderer antwortete, und dem Tuckern des letzten Motorbootes, das Passagiere vom Festland zur Insel brachte. Nein, heute würde er nicht mehr hinübere Rudern. Es wäre zu auffällig, wenn er noch am späten Abend den Schlüssel erbäte. Und außerdem brauchte er Proviant.

Bork atmete auf, weil die Last schneller Entscheidung von ihm genommen war – für vierundzwanzig Stunden wenigstens. Er ging ins Gasthaus zurück und setzte sich zu einem Schoppen Wein in den Schankraum, der um diese Zeit von Einheimischen, Bauern und Fischern dicht besetzt war. Wie auf Kommando unterbrachen sie ihr lebhaftes Gespräch, als der Fremde eintrat; sein Gruß wurde nur da und dort brummend und zurückhaltend erwidert. Aber als er sich still in eine Ecke setzte und gar die Wirtin ihm vertraulich zunickte, nahmen sie ihr Gespräch wieder auf. Bork hätte sich gerne beteiligt, doch er wagte es nicht. So lauschte er nur ihren Worten. Sie unterhielten sich über die Absatzmöglichkeiten von nahtlosen grünen Bohnen, über die voraussichtliche Qualität der diesjährigen Weinernte und – die Stimmen zu einem Flüstern gesenkt – über die Fische, die sie heimlich in die Schweiz schmuggelten.

Am nächsten Morgen bat Bork die Wirtin um den Schlüssel für das kleinste Boot. Zur Probe gleichsam ruderte er ohne besonderes Vergnügen auf dem See herum und ließ, als er die Gondel wieder an Land gezogen, das Schloß, das die Kette zusammenhielt, nicht einschnappen. Nun war es entschieden, daß dies der unwiderruflich letzte Tag war.

Lustlos verzehrte er sein Mittagessen. Die Feriengäste, die mit gierigen Mägen und entschiedenen Schritten dem Speisesaal zustrebten, waren ihm widerwärtig – und zugleich beneidete er sie.

Vor dem Abendbrot bat Bork die Wirtin, ihm etwas Reiseproviant und die Rechnung fertig zu machen. Während er in der Schankstube ohne Appetit seine letzte Mahlzeit in diesem Lande aß, blickte er jedesmal auf, sobald ein Gast den Raum auf dem Weg zum Speisesaal durchschritt. Als er endlich aufbrach, überreichte ihm die Wirtin ein Proviantpaket von mächtigem Umfang und einen Briefumschlag. „Aber das ist ja Verpflegung für mindestens drei Tage“, meinte er erstaunt. „Sie werden es schon brauchen können“, erwiderte sie lächelnd. Als er den Umschlag mit der Rechnung öffnete, fand er ein leeres Blatt. Sprachlos sah er die Wirtin an. „Sie waren mein Gast“, sagte sie und fügte hinzu: „Mein Ehrengast“. Er stammelte etwas davon, daß er das doch nicht annehmen könne. Sie schnitt ihm das Wort ab: „Lassen Sie, lassen Sie, Herr Bork! Sie sind mir hundertmal lieber als all diese Fremden. vor allem“ – sie senkte ihre grelle Stimme zu

einem Flüstern und beugte sich zu ihm herab – „vor allem als diese Braunen ... Verstehen Sie?“ Er wußte nicht, ob er sie ganz richtig verstanden hatte. Sie aber streckte ihm die Hand hin. „Machen Sie's gut. Wir werden uns nicht mehr sehen – ich muß morgen frühzeitig nach Konstanz.“ Sie lächelte verschmitzt, nickte ihm noch einmal zu und verschwand ... Überall begegnete er Menschen – nur er war kein Mensch.

Als es Nacht geworden war, ging Bork hinunter zum Strand, wo das Boot lag.

8

Bork stieß vom Ufer ab. Er ruderte mit leisen Schlägen. Von Zeit zu Zeit hielt er inne, um zu lauschen, ob ihm jemand folge oder ob sich das Zollboot auf dem See herumtrieb. Das Wasser perlte wie Silber von den hochgehaltenen Rudern. Sonst war alles still. Das minderte seine Spannung nicht. Er bewegte sich gleichsam im Niemandsland, von unerkannten Gefahren umlauert und möglicherweise beobachtet von einem unsichtbaren Feind, der jeden Augenblick auf ihn stoßen und seiner Flucht ein Ende setzen konnte. Vielleicht verfolgten sie ihn vom Ufer aus in tückischer Gelassenheit.

Die Nacht war wolkenreich. Nur ab und zu trat der Mond hervor, in dieser Stunde kein freundlicher Geselle. Die Umrisse der Insel mit ihren drei Kirchen wurden immer kleiner. Auf dem Schweizer Ufer lagen die Bork seit der Kindheit vertrauten Ortschaften, mit ihren breiten Häusern und spitzen Kirchtürmen wie ruhig atmende Tiere längs des Ufers hingebreitet, und erwarteten den Flüchtling in schweigender Gleichgültigkeit. Als irgendwo ein Hund bellte, fuhr Bork zusammen, und seine Hände begannen zu zittern. Dann war alles wieder nächtlich still.

Zwischen zwei Dörfern ging Bork an Land. Mit leise knirschendem Geräusch, das dem Manne aber so laut vorkam, als müsse es die Menschen in ihren Häusern wecken, lief der Nachen auf den Kies auf. Nichts regte sich. Bork war zum zweitenmal in Freiheit. Aber so wenig wie damals im Untergrundbahnschacht wagte er aufzuatmen. Er stieß keinen Jubelschrei aus und küßte die Erde nicht. Regungslos stand er lange Zeit neben dem Kahn und tat keinen Schritt. Nur allmählich konnte er sich daran gewöhnen, daß er nicht mehr in Feindesland war.

Dann, während er noch einmal hinüberblickte zu der Insel, die wie ein langgestreckter breiter Strich im Mondlicht lag, geschah ihm etwas Unerwartetes: Anstatt glücklich zu sein über die unwahrscheinliche Rettung, empfand Bork beim Anblick der fernen Insel einen tiefen Schmerz, der ihn wie ein Stich durchbohrte. Es war, als sei plötzlich die Nabelschnur zerschnitten. Alles, mit dem er verbunden war, alle guten und schlechten Erlebnisse lagen jenseits dieses schmalen Wasserstreifens. Auf diesem Boden aber, auf dem

er nun stand, fühlte er sich, noch ehe er einen Schritt getan und ein einziges Erlebnis gehabt hatte, wie ein Fremdling, ein Ausgestoßener, losgelöst vom festen Grund.

Er nahm sein Bündel aus dem Boot, legte einen schon drüben geschriebenen Zettel, auf dem vermerkt war, wem das Boot gehöre, auf den Sitz und beschwerte die Nachricht mit einem Stein. Dann wandte er sich der Landstraße zu, die auf der einen Seite vom See, auf der anderen von den in sanften Wölbungen ansteigenden Bergen begrenzt war. Er schritt aus in der Hoffnung, bald irgendwo eine Strohmiete zu finden, in der er die Nacht verbringen könnte.

Plötzlich bemerkte er mit Erschrecken, wie ihn von hinten der Strahl eines Scheinwerfers erfaßte. Er wollte in den Graben springen – da glitt ein Radfahrer mit einem gleichmütigen „Grüß Gott“ an ihm vorüber und tauchte in der Dunkelheit unter. Bork hätte dem Unbekannten die Hand drücken, ihn umarmen mögen; er erschien ihm wie der erste Bote aus einer friedlichen Welt. Und jetzt erst wurde er überwältigt von dem beglückenden Gefühl, Furcht und Mißtrauen, die ihn Tage und Nächte hindurch wie Wölfe auf leisen Sohlen begleitet, hinter sich gelassen zu haben. Gastland, Asyl der Verfolgten, jubelte er und wähnte, eine neue Heimat gefunden zu haben. –

Es war um die Mittagszeit. Bork, schon mehrere Tage unterwegs, besaß nur noch wenig Geld. Hunger und Durst quälten ihn; er hatte heute noch nichts gegessen. Da traf er vor einer Hütte ein altes, zahnloses Mütterchen und bat sie um ein Glas Milch. Mehr als zehn Rappen konnte das nicht kosten; wahrscheinlich sogar würde ihm die Milch umsonst gereicht. Die Alte grinste freundlich, trippelte eilig davon und kam mit einem Becher Milch zurück. Es sei ihm gern gegönnt, murmelte sie, während sie ihm den Trank reichte. Bork stürzte das Getränk in vollen Zügen hinunter; es störte ihn nicht, daß es Ziegenmilch war, die er nie gemocht hatte. Von einem wohligen Gefühl der Sättigung durchströmt, empfand er das Glück patriarchalischer Gastfreundschaft.

Mit herzlichem Dank reichte er der Alten den geleerten Becher zurück und wandte sich zum Gehen. Da verzerrte sich das lächelnde Gesicht der Greisin zu einer bösen Grimasse, sie packte den Fremden mit ihren dünnen Fingern am Ärmel und stieß, während ein ängstlicher Ausdruck in ihre Augen trat, hervor: „Dreißig Rappen, mein Herr! Es kostet dreißig Rappen!“ Bork brachte vor Verblüffung kein Wort hervor. Am liebsten hätte er laut hinausgelacht, so ungeheuerlich war diese Forderung für ein Glas Ziegenmilch in den Bergen. Aber die Alte war nicht zu Scherzen aufgelegt. Als Bork schließlich wütend hervorstieß, mit zehn Rappen sei die Ziegenmilch mehr als bezahlt und sie eine Wucherin schimpfte, da sprühten ihre



Augen Feindseligkeit und Habgier, sie begann mit kreischender Stimme zu zetern, beschimpfte ihn in kehligen, zischenden Lauten und schrie nach der Polizei, von der freilich in dieser einsamen Gegend weit und breit nichts zu sehen war. Bork warf der Frau ein 10-Rappen-Stück aus seinem bescheidenen Vorrat vor die Füße und ging schnell davon.

Das war die erste einer fast ununterbrochenen Folge von bitteren Erfahrungen, die ihn von einem Schutz und Erbarmen heischenden und erwartenden Flüchtling allmählich in einen verzweifelten, gedemütigten und demütigen Vagabunden verwandelten, der zuweilen nahe daran war, zurückzukehren und sich zu stellen, mochte kommen, was wollte. Und was war es doch für ein sauberes, schönes und wohlhabendes Land, durch das er in den herrlich warmen Spätsommertagen wanderte! In einer herrlichen Postkartenlandschaft lagen die weißen Würfel seiner großen Hotels, die Golfplätze, Musikpavillons, gepflegten Anlagen. Über vorbildliche Straßen und den spiegelglatten Asphalt der Städte glitten wie Phantome einer anderen Welt märchenhafte Limousinen. Die blinkenden Geschäfte barsten vor Würsten, Früchten, Konfitüren. Die Bahnhöfe mit ihren elektrischen Zügen rochen statt nach Ruß nach den Südfrüchten, die in den Kiosken prangten. Selbst die Briefkästen mit ihrer leuchtend frischen, immer erneuerten Bemalung sahen wie Schmuckgegenstände aus. Die Menschen aber, die sich in dieser Umwelt bewegten, gediegen gekleidet, machten zufrieden selbstgerechte Gesichter und ließen vergessen, daß es irgendwo auf der Welt Armut und Unterdrückung gab.

Durch dieses Land trieb Bork wie ein Aussätziger mit seinem um den dünner gewordenen Leib schlotternden Anzug, seinen glanzlosen Schuhen, seinen gierigen Augen und seinem stets hungrigen Magen. Und wie einen Aussätzigen behandelte man ihn auch meist. Gastwirte, Krämer, Polizisten, Einheimische und Kurgäste taxierten ihn verwundert, geringschätzig, spöttisch, mißtrauisch oder auch einfach ärgerlich, weil er das schöne Bild störte. Und selbst die Gesichter jener, die zuerst gleichmütig oder unverbindlich freundlich erschienen, wurden verschlossen und abweisend, sobald er sich nach Arbeit erkundigte oder gar um Geld oder Essen bat.

Getrieben von Not und Hunger, erzählte Bork dem einen oder anderen, den er um Unterstützung bat, die Geschichte seiner Verhaftung und Flucht, kurz und in dünnen Worten. Schließlich lasen sie ja Zeitungen und hörten Radio und mußten deshalb wissen, was einen politischen Flüchtling aus Deutschland erwartete. Und schließlich mußten sie ja als Bürger eines demokratischen Landes verabscheuen, was in seiner Heimat geschah. Aber sein nackter Bericht entlockte den Angesprochenen fast niemals eine Regung des Mitgefühls, gar der Achtung oder Bewunderung. Im besten Falle kam es vor, daß ihm einer einen Franken oder fünfzig Rappen in die Hand

drückte und ihn dann schnell stehen ließ. Manchmal murmelte auch einer, ohne ihn anzublicken, etwas von „schrecklich“ und „bedauerlich“ und sah dann, daß er weiterkam, ehe er um ein Almosen angegangen wurde, das er nicht zu geben gewillt war. Aber das waren die Ausnahmen. Die meisten Gesichter verschlossen sich abwehrend. Man hielt die Deutschen für sehr tüchtige Leute, ihren Staat trotz allem, was man gelegentlich hörte und was wohl reichlich übertrieben war, für einen wohlgeordneten Staat und ihre Regierung für eine rechtmäßige Regierung, die man anerkannte und mit der man durch Handelsverträge verbunden war. Dieser abgerissene Mann da, der auch ein Deutscher zu sein behauptete, aber allzu offensichtlich keiner von den tüchtigen war, störte sie und war ihnen ein Ärgernis. Es mochte sogar stimmen, was er sagte – aber mit einem Aufrührer, Rebellen und Revolutionär wollte man nichts zu tun haben. Solche Leute waren imstande, auch hier Unfrieden zu stiften.

In seinem tiefsten Innern wußte Bork allzu gut, daß er tatsächlich längst kein Revolutionär mehr war. Aber je mehr er sich ausgestoßen und gedemütigt fühlte, desto fester klammerte er sich wieder an die fast vergessene und verblaßte Vorstellung, Kämpfer und Rebell zu sein. Er flikte sich eine Heldenlegende zusammen, weil ohne sie dieses Dasein noch unerträglicher gewesen wäre. Er schrie den satten Bürgern seinen Haß, seine Verachtung, seinen Hohn ins Gesicht – in Gedanken.

Auf seiner plan- und ziellosen Wanderung hatte sich Bork nach Zürich durchgeschlagen. Es war ein langes, mühseliges und von Gefahren umlauertes Stück Weg gewesen, das er zurückgelegt hatte – ohne Papiere und mit einer trotz größter Sparsamkeit immer beängstigender schwindenden Geldsumme. Wie im Hungern, so hatte er es auch darin zu großer Fertigkeit gebracht, die Gefahren einer Ausweiskontrolle zu wittern und ihnen rechtzeitig auszuweichen. Als er in Zürich angekommen war, wunderte er sich selbst, daß er es bis hierher geschafft hatte. Aber Freude empfand er nicht.

Er trottete, ein Fremdkörper hier noch mehr als unterwegs, die elegante, menschen erfüllte Bahnhofstraße hinunter. Als er, am See angekommen, den Blick hob, war er fast bestürzt über die Aussicht, die sich ihm bot: Wie auf einer Leinwandkulisse erhoben sich hinter dem mit weißen Segeln bestickten blaugrünen See scheinbar greifbar nahe in breiter Kette die schneegekrönten Alpengipfel. Bork fühlte sich in eine Traumwelt versetzt. Aber plötzlich fesselte ihn etwas anderes, was gar nicht bemerkenswert schien: Die Inschrift HOTEL BAUR AU LAC an einem großen Gebäude, das seine repräsentative Front dem See zukehrte. Hotel Baur au Lac – der Name, die Buchstabenfolge sprangen ihm in die Augen, waren ihm merkwürdig vertraut, weckten mit einemmal verschüttete Erinnerungen aus früheren Jahren.

Ein Klebezettel mit der Aufschrift „Hotel Baur au Lac“ hatte den

alten Kabinenkoffer der Eltern geziert, ein ehrwürdiges und höchst solides, fast für die Ewigkeit gefertigtes Stück aus der Vorkriegszeit. Der Abc-Schütze Ludwig Franz Bork hatte mit dieser merkwürdigen Buchstabenverbindung, die ihn in ihrer Fremdheit und Farbigkeit jedesmal magisch anzog, wenn sie in die Sommerferien fuhren, lange nichts anfangen können, bis ihm die Eltern nicht ohne Stolz erklärten, in diesem Hotel der oberen Zehntausend am Zürichsee mit Blick auf die Alpen hätten sie dank einer großzügigen Spende von Vaters Verwandten auf ihrer Hochzeitsreise drei Tage gewohnt – ein einziges Mal und nie mehr wieder. „Es war sündhaft teuer“, pflegte Vater jedesmal zu bemerken, wenn Ludwig Franz die Rede darauf brachte und Einzelheiten erfahren wollte. „Aber sehr schön war es“, fügte dann Mutter mit einem verklärten Lächeln und einem leisen Seufzer hinzu. Der Junge aber war stolz auf das farbige Hotelschild, das durch soliden Leim für immer mit dem alten Kabinenkoffer verbunden war und seinen Besitzern das Ansehen von Weitgereisten gab, mochten sie auch nur in einer bescheidenen Familienpension im Schwarzwald absteigen ...

Und nun stand er, ein Flüchtling mit genau 2 Franken und 50 Rappen in der Tasche seines fadenscheinigen einzigen Anzugs, vor dem feudalen Baur au Lac der Elternerinnerungen und Jungenträume. Er konnte – mochte das in seiner Lage auch schon ein Luxus sein – eine farbige Ansichtskarte des Hotels kaufen und an die Eltern schicken: „Aus dem schönen Zürich, wo ich einige Tage der Ausspannung in umstehendem Hotel verbringe, grüßt Euch, in Erinnerung an entschwundene Tage, Euer hoffnungsvoller Sohn Ludwig.“ Und die Lüge würde die Gesichter der Eltern in ihrem Kummer verklären.

Wie erstarrt verweilte Bork vor dem Hotel und blickte auf die sorglosen Menschen, die ein- und ausgingen, sich an den Fenstern ihrer eleganten Appartements zeigten oder lachend im Vorgarten flanierten. Und er war nicht mehr, wie noch vor wenigen Tagen, rebellisch und wütend auf die, die im Lichte lebten, sondern wurde überwältigt von einem einzigen Gedanken: Das konntest du auch haben! Auch du, Ludwig Franz Bork, könntest einer von denen sein, die hier, von einem betreten Portier respektvoll begrüßt und von einem Heer geschulter Angestellter lautlos bedient, selbstverständlich ein- und ausgehen. Du wurdest ja nicht in einem Hinterhaus geboren, hast Bildung erworben und verfügtest schon früh – und verfügst heute noch unter der zerknitterten Hülle deines wenig ansehnlichen Äußern – über ein beträchtliches Maß an Phantasie, gepaart mit einem nicht geringen Vorrat an Wunschträumen. All dies hätte aus dir einen Erfolgsschriftsteller werden lassen können, der nicht in den Verlagen schon von der Vorzimmerdame abgewiesen, sondern höflich ins Allerheiligste gebeten wird, weil ja seine Romane nicht nur von jenen gelesen werden, die in den Baur au Lacs der ganzen Welt wohnen, sondern vor allem von der unendlich viel

größeren Zahl derer, die niemals dort wohnen können, aber wenigstens in ihrer Möblierten-Zimmer-Phantasie dort Gäste sein möchten.

Ja – das konntest du auch haben; du brauchtest nur zu wählen. Aber du hast dich anders entschieden. Warum? Weil du als Student, ein unbeschriebenes Blatt, das sich nach neuen Schriftzeichen sehnte, mit Menschen zusammenkamst, die andere Träume in sich trugen und auch den Weg kannten zu ihrer Verwirklichung. Weil du von einer besseren und gerechteren Welt nicht nur träumtest, sondern bereit warst, sie mit herbeiführen zu helfen, und weil du dir mit dieser Bereitschaft im Herzen besser vorkamst und ehrlicher als die Stammgäste des Baur au Lac und die Erfolgsschriftsteller im Allerheiligsten der Verlage. Weil du stolz warst, Außenseiter einer Gesellschaft zu sein, die du verachtetest!

Auch der da vor dem Baur au Lac stand, freilich kein begeisterter Jüngling mehr, war ein Außenseiter – aber keiner, der auf sein Außenseitertum stolz gewesen wäre. Er mochte sich noch zuweilen vorgaukeln, ein Rebell zu sein. Aber die Glut war zu kalter Asche geworden. Und die Gedanken des Außenseiters wider Willen gingen verräterische Pfade. Bork hörte in seiner hungrigen Phantasie eine achtungsvolle Stimme neben sich sagen: Verzeihen Sie, sind Sie nicht der Schriftsteller Ludwig Franz Bork, der Autor des berühmten Romans „Das Haus am See“? Ja? Ein wundervolles Buch, wirklich! Dürfte ich Sie um ein Autogramm bitten, Meister Bork?

Da schreckte ihn eine sehr viel rauhere, aber wirkliche Stimme aus seinem Wunschtraum. „He, warten Sie hier auf jemand? Ich beobachte Sie schon die ganze Zeit.“ Es war ein adretter Polizist, der Borks wenig vertrauenerweckende Erscheinung mit geringschätzigem Blicke maß. Bork erschrak. Aber dann erwiderte er mit einem Anfall von bissigem Humor: „Videant consules, ne quid detrimenti capiat Hotel Baur au Lac.“ Der Polizist, der mit dieser lateinischen, zeitgemäß abgewandelten Bildungsfrucht des einstigen Pennälers Bork nichts anzufangen wußte, mochte es für italienisch halten. Jedenfalls war es keine Antwort für ihn. Und eine fremde Sprache, wurde sie nicht von einem Kurgast gesprochen, sondern von solchem Individuum, erschien ihm wie seinen Kollegen in allen Ländern verdächtig. Bork sah seinen Blick und besann sich. Es war in seiner Lage nicht angebracht, Scherze zu machen. „Ich erwarte hier meine Freunde, das Ehepaar Bowels aus Montreux. Wissen Sie, Bowels – den bekannten Schriftsteller. Sie wohnen hier im Baur au Lac.“ Er sagte es mit bemerkenswerter Sicherheit und empfand in diesem Augenblick sogar eine kindische Genugtuung über den angeblichen Aufenthalt seiner angeblichen Freude in einem so vornehmen Hotel.

Der Polizist freilich kannte den berühmten Bowels nicht. Ihm schien nur die Bekanntschaft dieses schäbigen Mannes mit irgend jemandem, der im



Baur au Lac wohnt, höchst zweifelhaft. Immerhin gab es ja in allen Familien auch arme Verwandte. Und da diesem Mann Verbotenes nicht zu beweisen war, entfernte sich der Uniformierte zögernd und wortlos.

Bork war erleichtert. Aber die Szene mit dem mißtrauischen Polizisten hatte das sanfte Traumgespinnst vom berühmten Schriftsteller Bork zerrissen. Mit müden Schritten ging er weiter, weg von diesem zur Schau getragenen Reichtum. Er schlug sich durch in die Straßen und Gassen der Altstadt, wo er sich in seiner Aufmachung und mit knurrendem Magen heimischer fühlte, geborgener auch vor Anfechtungen. Die Mauern bescheidener Häuser, von denen der Verputz abblätterte, schützten ihn vor sinnlosen Illusionen und bitteren Reuegedanken. Er sah Blumentöpfe vor blanken Fenstern und Frauen mit Einkaufstaschen. Und seine Wünsche, unerfüllbar freilich auch sie, wurden bescheidener: Er wäre schon glücklich gewesen, einer von den Bürgern sein zu können, die in diesen Häusern wohnten.

Es war Zufall und erschien Bork doch wie eine Fügung von gespenstiger Ironie, daß sein Blick zum zweitenmal an diesem Tag durch ein Schild gefesselt wurde. Es befand sich an einem bescheiden unauffälligen Haus und besagte, daß hier der Bezirk Zürich der Schweizer Partei der Arbeit seinen Sitz hatte. Ludwig Bork hörte in seinem Innern eine Stimme fragen: Warum wendest du dich eigentlich nicht an die Genossen der Bruderpartei?! Und er wußte, daß es Paul war, der unerbittlich Antwort von ihm heischte. Wie zuweilen im Traum ein Mensch deutlicher erscheinen kann als im wachen Leben, so klar war mit einemmal Paul da und wischte mit entschiedener Geste alle Baur-au-Lac-Phantasien weg. Paul mit seiner durch nichts abzulenkenden und zu beschwichtigenden Beharrlichkeit, die Bork aus vielen Diskussionen kannte, forderte Antwort.

Warum wendest du dich eigentlich nicht an die Genossen? Bork wurde von dieser Frage überrumpelt, die er sich auf seiner Irrfahrt bisher nicht ein einziges Mal gestellt hatte. Seit jenem Tag, da der einundzwanzigjährige Student mit feierlicher Empfindung die graue Mitgliedskarte der Partei in Empfang genommen und sich plötzlich als ein anderer, neuer Mensch gefühlt hatte, später dann in den Jahren, in denen er, nun das schwarze Mitgliedsbuch wie eine Kostbarkeit in der Tasche, bei keiner Demonstration gefehlt und sich keinem Auftrag entzogen hatte, war es für Bork selbstverständlich gewesen, sich an die Partei, an die Genossen zu wenden, wenn ihm etwas unklar war, wenn ihn Zweifel quälten, wenn er Hilfe brauchte. Seine ganze und einzig echte Sicherheit entsprang dem Bewußtsein, daß es jemanden, eine Organisation, eine Gruppe von Menschen gab, denen er sich zugehörig fühlen, bei denen er Zuflucht finden konnte. So war Bork in den Reihen der Partei ein zuverlässiges, wenn auch kein bedeutendes Mitglied.

Dennoch war er, ohne es sich einzugestehen, ja vielleicht ohne es zu wis-

sen, seit vielen Jahren nur mit der Hälfte seines Wesens bei der Partei. Genauer gesagt: Er führte von dem Augenblick an, da er die Universität verlassen hatte und ins Berufsleben getreten war, eine doppelte Existenz. Er arbeitete nach wie vor für die Partei, und er war – mit ihrem Wissen und ihrer Einwilligung freilich – Mitarbeiter bürgerlicher Zeitungen. Das war schwierig. Und es war vor allem nicht ungefährlich für einen Menschen seiner Art. Als Mitglied der Partei ragte er über den Durchschnitt keineswegs hervor, während er als Journalist und Publizist zwar nicht zu den Berühmtheiten zählte, aber immerhin ein geachteter und nicht unbekannter Vertreter seines Fachs war. Für manchen seiner Aufsätze und Essays erntete er Anerkennung und Lob von Menschen, deren Stimme Gewicht hatte. Das blieb nicht ohne Rückwirkung auf seine Einstellung zu den Genossen. Zuweilen, wenn er an einer Diskussion seiner Wohngruppe teilnahm, wenn er in einer Parteiversammlung ein Referat hörte und besonders wenn er die Artikel in der Parteipresse las, empfand Bork eine lächelnde Geringschätzung und zugleich ein angenehmes Gefühl eigener Überlegenheit. Er dachte: Wie hölzern und ungeschickt – das könntest du hundertmal besser machen! Zuweilen dachte er es nicht nur, sondern äußerte es Genossen gegenüber. Sie lachten ihn nicht aus, sie lächelten nicht einmal ironisch, wie es Bork zuweilen tat, wenn einer grammatikalische Schnitzer machte. Sie sagten: „Ausgezeichnet!“ Eines Tages beauftragte man ihn, für die Parteizeitung über die Anfänge der proletarischen Literatur in Deutschland zu schreiben.

Mit Freude und Eifer machte sich Bork an die Arbeit. Als er, sehr schnell fertig geworden, den Aufsatz noch einmal überprüfte, fand er ihn sehr gelungen. Die Formulierungen waren treffend und geistreich, der Stil flüssig, ja blendend. Er lieferte die Arbeit ab und wartete mit Spannung auf ihr Erscheinen in einer der nächsten Nummern. Nach einer Woche war er enttäuscht, ihn noch immer nicht zu finden. Nach zwei Wochen beschloß er, sich bei den Genossen auf der Redaktion zu erkundigen.

„Ach, du bist Bork“, sagte der Genosse Redakteur, der ihn persönlich nicht kannte, nachdem er seine Sache vorgetragen. „Ich wollte dir schon schreiben wegen deines Artikels. Aber nun, wo du hier bist, können wir die Sache ja mündlich erledigen.“ Bork erfuhr zu seinem ärgerlichen Erstaunen, daß weder der verantwortliche Genosse noch jene, mit denen er über den Aufsatz gesprochen, die Begeisterung des Autors teilten. Was ihm so bemerkenswert erschienen war, Formulierung und Stil, tat der Redakteur mit der beiläufigen Bemerkung ab, Bork könne recht gut schreiben, um ihm dann mit ruhiger Bestimmtheit auseinanderzusetzen, er habe leider die wesentlichen Probleme nur ungenügend berücksichtigt, während er sich mit Fragen der Form weit breiter als notwendig befaßt habe.

Bork war betroffen, gekränkt und fast wütend über die Art, wie er hier

geschulmeistert wurde von einem, der mit den Fragen der Literatur und der Schriftstellerei sicher viel weniger vertraut war als er selbst. Als der andere, auf seine Entgegnung wartend, schwieg, stand Bork auf. „Also, ihr wollt den Aufsatz nicht bringen? Schade! Dann gib ihn mir wieder zurück.“ Verblüfft sah ihn der Redakteur an. „Wer hat denn behauptet, daß wir ihn nicht bringen wollen? Wir werden ihn drucken, sobald du ihn gründlich umgearbeitet hast.“ – „Davon kann keine Rede sein!“ stieß Bork heftig hervor. Der Genosse musterte ihn eine Weile aufmerksam. Dann beugte er sich zu ihm herüber und meinte: „Warum eigentlich nicht? Hast du noch nie etwas umgearbeitet, was du geschrieben hast? Gehen dir die Meisterwerke so aus der Feder? Oder willst du es nicht tun?“ Bork schwieg verbissen. Der Redakteur nahm sein Schweigen für eine Antwort und reichte ihm das Manuskript achselzuckend zurück. Dabei maß er ihn mit einem prüfenden Ausdruck. Als sie an der Tür standen, sagte er, jedes Wort betonend: „Du mußt noch viel lernen – nicht nur als Schriftsteller, Genosse . . .“

An diese weit zurückliegende Begegnung dachte Bork, während er vor dem Büro der Partei in Zürich stand und schwankte, ob er nicht am Ende doch die Türklinke niederdrücken, in dieses Haus hineingehen und den Genossen alles berichten solle. Und wie aus der Vergangenheit die Gesichter Pauls und des Redakteurs vor ihm auftauchten, so sah er im Geiste die der Schweizer Genossen vor sich, denen er Rede und Antwort würde stehen müssen, sobald er diese Schwelle überschritten hatte – nichts verschweigend und nichts hinzufügend, wie es vor Gericht hieß. Und auch dies würde ein Gericht sein. Davor fürchtete er sich. Er fürchtete sich vor den wägenden, prüfenden Mienen der Genossen, vor ihren klaren Fragen, vor dem Urteil in ihren Augen und aus ihren Mündern. Und er fürchtete eine demütigende Niederlage, die er vor ihnen erleiden würde, er, der sich im tiefsten Innern das Gefühl eigener Überlegenheit bewahrt hatte wie einen kostbaren Schatz. Er wagte die Schwelle nicht zu überschreiten. Mit schleppenden Schritten ging er davon, um sich dann immer hastiger zu entfernen.

Was nun? Er war am Ende und er war müde des Vagabundierens. Er konnte in den See springen oder sich vor ein Auto werfen. Aber er klammerte sich an dieses Leben, von dem er nicht wußte, wie er es noch mehr als zwei Tage fristen sollte. Da fiel ihm zum zweitenmal ein Name ein, den er heute schon einmal ausgesprochen hatte: Ferdinand Bowels.

Der Schriftsteller Ferdinand Bowels war auch vielen literarisch nicht Bewanderten in zahlreichen Ländern bekannt. In den zwanziger Jahren war sein Stern mit einem erfolgreichen Roman aufgegangen; und seitdem war

in schneller Folge und mit hohen Auflagen Buch auf Buch erschienen, in illustrierten Zeitungen abgedruckt, in fremde Sprachen übersetzt worden. Seine weniger erfolgreichen Kollegen nannten ihn neidisch mit Geringschätzung einen Erfolgsautor. Aber auch Schriftsteller, deren Ruf und Ruhm sie über den Verdacht des Neides erhob, sahen in Bowels nicht viel mehr als einen geschickten Routinier mit sicherer Witterung für Wirkung und dankbare Stoffe. Die Handlungen seiner Bücher bewegten sich meist in einer gleichsam unverbindlichen Gegenwart. Seine größten Erfolge aber verdankte er seinen literarischen Ausflügen in die Vergangenheit, geschichtlichen Romanen ohne allzu viel historischen Ballast, die seinen Lesern das angenehme Gefühl gaben, sich nicht nur gut unterhalten, sondern auch etwas für ihre Bildung getan zu haben. Als die neuen Herren zur Macht kamen, schien Bowels nicht gefährdet. Politisch bot er keine Angriffsfläche, und er war bei einem großen Publikum zu beliebt, als daß man sich ohne Not mit ihm angelegt hätte. Um so erstaunter war man, als bekannt wurde, Bowels sei, ohne Zwang, aus eigenem Antrieb in die Schweiz emigriert, wo er, ein reicher Mann, im Tessin Asylrecht und eine Villa erwarb. Natürlich nannten ihn die Braunen nun einen Vaterlandsverräter und entdeckten in seinen Büchern subversive Tendenzen, die es keineswegs gab. So gelangte Bowels, obwohl er sich auch vom sicheren Port aus mit keinem Wort und keiner Zeile gegen das Regime wandte, das ihn beschimpfte und die besten seiner Kollegen vertrieb, in den unverdienten Ruf eines mutigen fortschrittlichen Mannes.

Bork schätzte den Schriftsteller Bowels nicht besonders. Immerhin fühlte er sich mit ihm als einem Manne seines Metiers verbunden. Und da Bowels in der Schweiz lebte und ebenso erfolgreich wie vermögend war, schien es nicht ausgeschlossen, daß er Bork auf irgendeine Weise unter die Arme greifen würde. So phantastisch war also die Idee nicht, ihn aufzusuchen. Freilich lebten einige sehr viel bedeutendere Schriftsteller, die ihr Vaterland aus klar ausgesprochenem Protest verlassen hatten, im gleichen Exil, ohne daß Bork der Gedanke kam, sich an sie zu wenden. Ihnen fühlte er sich, wenn er es sich auch nicht eingestand, allzu unterlegen, als daß er gewagt hätte, als Kollege bei ihnen zu erscheinen. Ferdinand Bowels floßte ihm trotz seiner Erfolge und seines internationalen Ruhms weit weniger Scheu ein.

Sobald Bork den Beschluß eines Besuches bei Bowels gefaßt hatte, geriet er aus dumpfer Lethargie plötzlich in einen überschäumenden Optimismus. Er hatte endlich wieder ein Ziel und machte sich keine Gedanken über die Schwierigkeiten, die seiner Erreichung im Wege standen, und schon gar nicht darüber, ob denn der Besuch bei dem Schriftsteller überhaupt ein Ziel war.



Ungehindert, da es keine Bahnsteigsperrn gab, gelangte er in den Zug nach dem Tessin; und unterwegs half ihm – wie schon so oft – Zufallsglück: Er entging den Kontrollen und kam, belebt von seinem Erfolg und erfüllt von leichtfertigen Hoffnungen, fast fröhlich in dem kleinen Ort an, in dem der berühmte Bowels residierte. Man wies ihm – jeder kannte den Namen des Schriftstellers – die weiße, von einem Park umgebene und von Pinien und Zypressen dekorativ flankierte Villa, die hoch über der Ortschaft thronte, mit einem Blick auf die Bläue des vielbesungenen Sees.

Es erwies sich indessen nicht so leicht, zu dem erlauchten Manne vorzudringen. Die außergewöhnlich hübsche junge Dame, die Bork öffnete und ihn, an Bittsteller wohl gewöhnt, mißtrauisch musterte, blieb unerbittlich, auch als er erklärte, er komme aus Deutschland und habe Herrn Bowels Wichtiges zu berichten. „Herr Bauls pflegt vormittags zu arbeiten und hat grundsätzlich Weisung gegeben, nicht gestört zu werden.“ (Sie sprach den Namen Bowels englisch und mit Ehrfurcht aus.)

Während sie sich an der Tür unterhielten mit einem Blick auf den geräumigen Flur, der mit wurmstichigen Madonnen aus der Barockzeit und einigen abstrakten Ölgemälden dekoriert war, huschte ein Knabe von vielleicht zehn Jahren vorüber, der den Eindringling mit unverhülltem Mißtrauen und einer Ungezogenheit musterte, die im Gegensatz stand zu seiner äußeren Aufmachung. Er trug einen blausamtenen Anzug mit kostbarem weißem Spitzenkragen, und seine langen blonden Haare fielen ihm wie einem Mädchen über die Schultern. Er glich einem Fleisch gewordenen Bildnis von Gainsborough oder, wie Bork in stummem Ärger über das freche Anstarren feststellte, eher dem süßlich kraftlosen Gemälde eines Präraffaeliten. Das ist gewiß „Bauls“ junior, so historisch echt wie die Machwerke seines verehrten Vaters, dachte Bork zornig. Indessen zwang er seinem Gesicht ein Lächeln ab und sagte freundlich wie ein Onkel: „Nun, mein Junge . . .“ Der maß ihn stumm und geringschätzig und fragte dann ungeziert über ihn hinweg die junge Dame: „Wer ist dieser Mann da, Renate?“ – „Er möchte deinen Papa sprechen.“ – „Papa ist jetzt nicht zu sprechen“, sagte der Junge in befehlendem Ton. „Ich habe es ihm schon gesagt“, meinte die hübsche Renate sanft.

Als der Junge sich verzogen hatte, gab Bork der jungen Dame in demütig höflichem Ton zu bedenken, daß er immerhin eigens um Herrn Bauls willen – ja, er nannte ihn nun auch „Bauls“ – von sehr weither gekommen sei . . . Niemand hat Sie gerufen, las er in ihren Blicken. Immerhin meinte sie nach kurzem Zögern: „Sie könnten es heute nachmittag gegen drei Uhr nochmals versuchen. Diese Zeit hat Herr Bauls gewöhnlich Besuchern vorbehalten.“

Als Bork zum zweitenmal vor der Tür der Villa stand, hatte sich in

Stunden qualvollen Wartens sein Optimismus so sehr verflüchtigt, daß er fast erstaunt war, als Fräulein Renate ihn ins Haus bat. Wie durch einen Nebel sah Bork die Tausende von Buchrücken an den Wänden des Bibliothekszimmers, in das er geführt wurde. Und er fühlte sich irgendwie beruhigt inmitten der heimischen Sphäre der Bücherwelt. Dann stand Ferdinand Bowels vor ihm.

Sein braungebranntes, kantiges Gesicht mit dem etwas zu starken Unterkiefer glich nicht dem eines Schriftstellers, sondern hatte mehr Ähnlichkeit mit dem eines erfolgreichen Sportmannes. Nur der befremdlich wirkende Ausdruck einer gewissen skeptischen Melancholie, die wie eine Maske über dem gesunden Antlitz lag, widersprach dieser Vorstellung.

Bowels maß den Gast kühl und fragte, während er ihn mit lässiger Miene zum Platznehmen einlud, sachlich, fast streng: „Herr Bork? Sie wünschen mich zu sprechen? Man sagt mir, Sie seien heute vormittag schon einmal hier gewesen. Entschuldigen Sie – morgens empfangen Sie niemanden, grundsätzlich nicht: die Arbeit!“ Es klang weniger nach Entschuldigung als nach Verweis.

Bork nickte verständnisvoll mit dem Kopf und lächelte gezwungen. „Oh, gewiß, ich verstehe! Ich bin selbst Schriftsteller!“ Halb amüsiert, halb mißtrauisch hob Bowels die Brauen und musterte sein Gegenüber so ungeniert wie es der blondlockige Sohn getan. Bork hatte eine Beziehung zwischen sich und diesem Manne schaffen wollen. Aber er merkte zu spät, daß er, in dem er sich, den abgerissenen Landstreicher, mit einem Bowels verglich, den Abstand nur vergrößerte. „Bork, Bork? Ich kann mich nicht entsinnen . . .“ Der machte schnell seinen Fehler wieder gut, indem er versicherte, es könne eben nicht jeder ein Bowels sein, dessen Bücher er übrigens mit großem Interesse gelesen habe. Der ebenso alte wie grobe Trick verfehlte seine Wirkung auf den großen Bauls nicht, der nun gnädig bereit war, Borks Geschichte anzuhören.

Bork hatte Übung darin und bewies psychologisches Geschick. Er erzählte dem Romancier Bowels die Geschichte so, wie sie ihn als Sammler literarisch verwertbarer Stoffe vielleicht interessieren konnte. Der große Mann schien in der Tat gefesselt, erkundigte sich sogar nach Einzelheiten. Als der Besucher geendet, meinte Bowels mit nachdenklichem Ton: „Interessant, interessant“, wiederholte diese Bemerkung noch mehrmals und versank dann in tiefgründiges Schweigen. Er dachte dabei nicht an das Schicksal und das Anliegen des Mannes, der vor ihm saß oder gar an das Los anderer, die verfolgt wurden. Er machte sich einfach im Kopf Notizen für eine Erzählung, die ihm vorschwebte und fand, dieser Besuch, so lästig er ihm war, habe doch seinen Nutzen.

Bork aber wurde von diesem wiederholten, farblosen „Interessant“ wie

von einem Pfeil getroffen. Er merkte, wie er diesen Bowels zu hassen begann.

Vielleicht hatte Bowels auf dem Gesicht seines Besuchers etwas von dessen Gedanken gelesen, vielleicht schien ihm selbst seine einsilbige Bemerkung etwas zu dürrig und nicht ganz passend – jedenfalls zog er die Mundwinkel plötzlich schmerzlich herab, und über seine findigen, schlaun blauen Augen legte sich ein Schleier von Kummer. Während er sich einen Seufzer abrang, meinte er, es spiele sich in Deutschland augenblicklich leider so manches ab, was einen anständigen Menschen mit Schmerz und tiefer Sorge erfüllen müsse.

Nach dieser Äußerung und einer schweigenden Gedenkminute für die Opfer begann Bowels lebhaft und wortreich von seiner Arbeit zu sprechen, seiner harten und intensiven Arbeit, fern der gewohnten Umgebung, im aufgezungenen Asyl. Diese Heimatlosigkeit sei wahrhaftig nicht leicht zu ertragen. „Es ist eine aus den Fugen geratene Zeit, Herr Bork. Und es gibt keinen, den sie nicht durchrüttelt und dem sie nicht Opfer und Entbehrungen abverlangt.“ Diese Worte waren von einem neuerlichen Seufzer begleitet; und fast schien es, als sei dieser erfolgreiche Mann in seiner weißen Villa über dem Lago Maggiore des Trostes und der Hilfe bedürftig.

Bowels redete und redete, ohne sich nach dem Grund des Besuchs zu erkundigen, den er freilich nur allzu gut ahnen mochte. Bork indessen wollte und konnte sich nicht auf seine Worte konzentrieren; er war gepeinigt von Hunger und Ungewißheit. Während sich Bowels geistreich und unermüdlich über seine schöpferische Arbeit und über die Weltlage verbreitete und darüber seinen stummen Zuhörer fast vergaß, hatte der die bedrückende Vorstellung, der andere würde Stunde um Stunde weitersprechen, bis er, Bork, außerstande, immer so höflich schweigend dazusitzen, ihm an die Kehle springen und ihn ermorden würde. Er machte eine unwillkürliche heftige Bewegung mit der Hand, die Bowels erstaunt aufblicken ließ.

Der berühmte Schriftsteller sah dem Besucher ins Gesicht – er tat es zum erstenmal –, erkannte in seinen Zügen einen beunruhigenden Ausdruck, verlor plötzlich den Faden seines Monologs, besann sich auf seine Gastgeberpflichten und läutete nach einem Imbiß. Er wurde von einem adretten Mädchen in weißer Schürze gebracht und entsprach dem, was ein vom Mittagmahl noch leidlich gesättigter und einem reichlichen Abendessen entgegensehender Mensch mehr aus Langeweile und Gewohnheit als aus Appetit einnimmt.

Während sich Bork mit kaum bezwungener Gier Kekse und Tee mit sehr viel Milch und Zucker einverleibte, war Bowels schon wieder damit beschäftigt, von seinen Angelegenheiten zu sprechen. Er tat es, weil es für ihn das interessanteste Thema war, aber mehr noch aus einem anderen, ihm selbst

wohl gar nicht voll bewußten Grunde: Er wollte diesen Eindringling nicht zu Wort kommen lassen, weil er, trotz seiner zur Schau getragenen Selbstsicherheit, Angst davor hatte, durch die Klagen und vielleicht Anklagen dieses Flüchtlings aus der Heimat aus seiner Ruhe aufgeschreckt und aus dem Gleichgewicht gebracht zu werden, die er für seine Arbeit so dringend brauchte. Aber während des Sprechens glitten seine Blicke immer wieder irritiert über die abgerissene Gestalt dieses ungebetenen Gastes, dessen stumm ergebene Dasitzen ihn nervös zu machen begann. Was wollte der Kerl denn überhaupt? Warum rückte er nicht mit seinem Anliegen heraus? Warum pumpte er ihn nicht einfach an, wie es Bowels von Anfang an erwartet hatte? Aber womöglich war er gar nicht deshalb gekommen, sondern als Sendbote einer radikalen Gruppe? Bowels erschrak. Der Besuch eines solchen Mannes konnte für ihn, der sich in diesem neutralen Lande bewußt jeder Stellungnahme enthielt, recht unangenehm werden. Er wurde ärgerlich und betrachtete den Besucher wie einen, der mit einer ansteckenden Krankheit behaftet ist. Er beschloß, sich vorzusehen und zugleich diesem Burschen eine unmißverständliche Lehre zu erteilen.

Er wechselte ganz plötzlich das Thema und begann zu Borks Verblüffung darüber zu sprechen, wie falsch die Kommunisten in Deutschland alles angefangen hätten und warum letztlich sie die Schuld daran trügen, daß die Braunen zur Macht gekommen seien. Als der Gast immer noch stumm blieb, holte Bowels weiter aus, sprach über die Sowjetunion, die er seinerzeit besucht habe. „Glauben Sie mir, ich habe mir ein objektives Bild zu machen versucht“, meinte er im überlegenen Ton eines alten Kenners. „Ich sehe beide Seiten der Medaille, was heute leider den wenigsten Zeitgenossen gelingt.“ Seine Stimme tremolierte, als er sich für die Schüsse des Panzerkreuzers Aurora auf den Winterpalast und für einige russische Filme aus der heroischen Epoche begeisterte. Er nannte Lenin einen erstaunlichen, ja in mancher Hinsicht sogar genialen Mann, um dem Besucher im nächsten Satz zu beweisen, daß leider die Erben Lenins die hehren Menschheitsideen der Revolution verspielt hätten, wobei er schmerzlich die Mundwinkel herabzog, als leide er ganz persönlich darunter. Und der Autor historischer Romane erinnerte an den verabscheuungswürdigen Terror der Jakobiner, der dem erhebenden Schauspiel des Sturms auf die Bastille gefolgt sei, zog Parallelen und schloß mit Haßtiraden auf das bolschewistische System. Er sagte dies alles nicht nur aus Überzeugung, sondern hauptsächlich in der Absicht, den Gast zu prüfen: War dieser Bork wirklich ein Kommunist, dem es um die Idee und nicht um eine Unterstützung zu tun war, dann würde er nun nicht mehr schweigen oder verbindlich nicken können. Schwieg er aber und erwies sich so in der Tat nur als ein harmloser Schnorrer, war Bowels bereit, ihm einen Scheck auszuhändigen. Sein



Bericht hatte immerhin brauchbares Material enthalten; und keiner sollte Bowels nachsagen können, er habe etwas geschenkt genommen.

Bork hatte von diesen Überlegungen keine Ahnung. Als Bowels überraschend über die Kommunisten herzuziehen begann, regte sich in Bork, der ohnehin gereizt war, der Widerstand, da schlug aus der kalten Asche plötzlich eine Flamme empor. Er bäumte sich unter den Beschimpfungen des Gastgebers auf wie unter einem Peitschenschlag, der ihn selbst getroffen. Er vergaß ganz, daß er als Bittfleher gekommen war und fragte mit unverhüllter Ironie und Schärfe: „Warum gehen Sie eigentlich nicht nach Deutschland zurück, Herr Bowels? Oder warum sind Sie nicht gleich dort geblieben?“

Einen Augenblick lang verlor der berühmte Autor die Fassung. „Wie meinen Sie das?“ fragte er. Es bereitete Bork einen fast körperlichen Genuß und eine tiefe Genugtuung, als er entgegnete: „Nun, was Sie da über den Kommunismus äußerten, würde man Ihnen, dem berühmten Mann, im Deutschland von heute gewiß hoch honorieren, glauben Sie nicht?“ Befriedigt bemerkte Bork Ärger und Wut auf dem Gesicht seines Gastgebers. In diesem Augenblick wenigstens fühlte er sich ihm überlegen.

Aber Bowels hatte sich schnell gefaßt. Er hätte den unverschämten Bur-schen vor die Tür setzen können. Aber er reagierte feiner. Ironisch meinte er: „Haben Sie mich eigentlich um eine Unterredung gebeten, um mir dies zu sagen? Warum sind Sie überhaupt zu mir gekommen, Herr Bork? Es gibt doch Genossen Ihrer Partei in diesem Lande, das allen Meinungen freie Äußerung gewährt, selbst den Ansichten eines kleinen Häufleins von Fanatikern. Warum sind Sie denn nicht zu denen gegangen?“ Während er die Asche seiner langen Virginiazigarre in einen silbernen Aschbecher streifte, lehnte sich Bowels zurück und sah den Besucher mit einem über-legenen Lächeln an.

Bork antwortete nicht. Vor nicht viel mehr als vierundzwanzig Stunden hatte er in seinem Innern eine gewichtigere Stimme als die von Bowels die nämliche Frage stellen hören. Sein Hochgefühl verschwand: die Flamme sank in der Asche zusammen. Zurück blieb nichts als kraftloser Haß gegen die arrogante Selbstsicherheit von Bowels, gegen die Talmiweisheiten seiner Bücher und gewandten Reden, gegen seinen Erfolg, seine weiße Villa und seinen präraffaelitischen Knaben. Den Haß konnte er ihm nicht ins Gesicht schleudern, dazu fehlten ihm Mut und Kraft. Aber er war auch nicht imstande, sich so weit zu erniedrigen, Bowels jetzt um Unterstützung zu bitten. Er hatte seine hoffnungsvoll begonnene Reise umsonst gemacht.

Er ahnte nicht, daß ihm gerade seine Schwäche eine Chance gab. Ferdinand Bowels war gewiß kein großer Schriftsteller, aber ein schlechter Menschen-kenner war er nicht. Und diesen Mann, der verlegen, schweigend, die Finger

ineinander verkrampft, vor ihm saß, hatte er erkannt. Als Bork ihn mit der aggressiven Frage überfallen hatte, warum er denn nicht nach Deutschland zurückkehre, hatte Bowels einen Augenblick gegargwöhnt, es tatsächlich mit einem Kommunisten zu tun zu haben von jener Sorte, die er als langweilig, weil menschlich und psychologisch gleich unergiebig verabscheute und als sture Dogmatiker klassifizierte. Aber dann begriff er seinen Irrtum: Dieser da war einer, dessen revolutionärer Rausch längst verflogen war. Oh, Bowels kannte das, wie gut kannte er es! Hatte er doch selbst Jahre des Sturms und Drangs durchlebt, über die er heute nachsichtig als über Jugendtorheiten lächelte. Er empfand für diesen Mann jetzt fast so etwas wie ein Gefühl der Verwandtschaft, zum mindesten aber eine gewisse Sympathie, die harmlose, ungefährliche und im Grunde liebenswerte Idealisten in ihm zuweilen erweckten. Kurz – er war bereit, dem Manne zu helfen, der keine Hoffnung auf Hilfe mehr hatte.

Während ein melancholisches Lächeln über seine Züge huschte, beugte er sich zu Bork hinüber und sagte in freundlichem Ton: „Ich habe nicht die Absicht und im übrigen auch gar nicht das Recht, über Sie zu richten, Herr Bork. Es ist für keinen leicht, sich im Gestrüpp unserer verworrenen Zeit zurechtzufinden. Sie sind ohne Zweifel ein Idealist, dem das Leben hart mitgespielt hat, ein Mann, den verführerische Rattenfängermelodien verlockten und dem seine sehr ehrbaren Illusionen von einer gerechteren Welt Stück um Stück geraubt worden sind . . .“ Er machte eine kleine Pause.

Seine Worte wirkten auf Bork wie Balsam. Er spürte, wie sein Haß zu schmelzen begann. Er dachte nicht mehr an die Schmähworte des Gastgebers gegen die Kommunisten und betrachtete ihn auch nicht mehr verächtlich als einen Erfolgsschriftsteller. Nein, nun spürte auch er die verwandte Seele, die ihn begriff, war überzeugt, tatsächlich ein mißverständener und vielleicht mißbrauchter Idealist zu sein. Er hatte diesem Bowels doch Unrecht getan . . .

Indessen fuhr der Gastgeber fort: „Ich kann Ihnen leider nur in bescheidenem Maße helfen. Es ist mir peinlich, davon zu sprechen. Ich würde Sie herzlich gern bitten, einige Wochen – oder doch wenigstens einige Tage – als Gast in meiner bescheidenen Hütte zu verbringen.“ (Er lächelte ein wenig über diesen scherzhaften Vergleich seines Palastes mit einer Hütte.) „Aber sie werden verstehen: Sie besitzen keinerlei Papiere; und die Polizeibehörden hiezulande sind darin sehr genau, insbesondere bei naturalisierten Bürgern meiner Art. Selbstverständlich können Sie über Nacht bleiben – so genau wird man es nun wieder nicht nehmen. Im übrigen erlaube ich mir, Ihnen einen kleinen Betrag, einen Scheck . . .“ Er läutete und bat, seine Sekretärin möge kommen.

Bork, so überraschend am Ziel seiner Wünsche, empfand keine reine

Freude. Er ahnte, mit einem Rest von Aufrichtigkeit gegen sich selbst, daß er sich die Hilfe durch sein Schweigen erkaufte hatte. Er hielt die Augen auf den kostbaren Teppich der Bibliothek gesenkt und war stummer Mitspieler der von dem Romancier Bowels gut arrangierten Szene menschlicher Hilfsbereitschaft, die nun abrollte. Bowels bat seine Sekretärin, die schöne Renate, leise, ihm sein Scheckbuch zu geben. Sie entgegnete flüsternd, Herr Bauls habe es doch in seiner eigenen Tasche. Zerstreut faßte er sich an den Kopf, murmelte „Richtig, richtig“, zog das Büchlein prompt aus seinem Jackett, schrieb mit dem Goldfüller einen Betrag auf das Formular und überreichte das Blatt mit einer diskreten Geste, aber noch in Anwesenheit von Fräulein Renate, seinem Gast. Dann ersuchte er die Sekretärin, dafür Sorge zu tragen, daß für Herrn Bork ein Zimmer hergerichtet werde, da er erst morgen früh abzureisen gedenke. Bork steckte den Scheck mit gemurmeltem Dank ein, ohne daß er wagte, nach der Summe zu sehen. deren Höhe darüber entschied, wie lange er noch sein Leben fristen konnte.

TRAUMLIED

*Als Kind war mein Wunsch,  
durch die Wälder zu träumen,  
zaghaft und schweigend  
und langsamen Schritts.*

*Woher kam der Sturm,  
und er ließ sich nicht zäumen,  
und riß meine Träume,  
die zaghaften, mit.*

*Träum ich den Träumen nach,  
sind sie verloren?  
Hat sie der Sturm,  
der wilde, verweht?*

*Es haben die Träume  
Taten geboren.  
Und die Taten wohl  
neue Träume gesät.*

*Doch manchmal unter  
den herbstkahlen Bäumen,  
wenn pfeifend der Wind  
durch die Straßen schnitt,*

*da war es mein Wunsch,  
durch die Wälder zu träumen,  
zaghaft und schweigend  
und langsamen Schritts.*

DIE ECKE

*Hier, an dieser Ecke war es.  
Daß es sie noch immer gibt!  
Hab ich unter kahlen Ästen  
wohl das erste Mal geliebt.*



*Hab gestanden, hab gewartet.  
Weißt du noch? Du kamst da nicht!  
Drüben in den Neubaublöcken  
wurde hinter Fenstern Licht.*

*Väter gingen schnell nach Hause.  
Mütter holten Kinder ab.  
Und die Straße hat gesungen,  
daß ich keinen Liebsten hab.*

*Hat gesungen? Hat gelogen!  
Und ich bin ihr nicht mehr gram,  
weil mein Liebster, unverdrossen,  
Jahre später doch noch kam.*

*Ist gekommen, ist geblieben.  
Und die Ecke blieb mir auch.  
Und sie sagt, daß ich zum Lieben  
mehr als nur die Liebe brauch.*

*Brauch das Wachsen, brauch das Reifen,  
brauch die Straßen und die Stadt,  
die Vergangenheit und alles,  
was die Zukunft für uns hat.*

*Brauch die Arbeit, brauch die Menschen,  
dieses Leben brauche ich.  
Ach, ich glaube, um zu lieben,  
brauch ich unsre Welt. Und dich.*

## LIEBESLIED

*Hämmerndes Dröhnen der Halle.  
Reißendes, wallendes Lied,  
Hymne der Arbeit, die alle  
in ihren Rhythmus zieht . . .*

*Aber da wippt einem Jungen  
auf den Lippen ein anderes Lied,  
winzig und ungesungen,  
so wie ein Frühling erblüht.*

*Und mitten in all dem Gedröhne  
hebt es sich plötzlich und steigt.  
Leise gepffifnes Getöne,  
vor dem sich der Donner neigt.*

*Schwebt eine lange Sekunde,  
dann fängt die Hymne es ein.  
Es war in der dritten Stunde  
und war, als müßt es so sein.*

Werner Bräunig

## SO MÖCHT ICH JEDEN ABEND MIT DIR GEHN

*So möcht ich jeden Abend mit dir gehn,  
wenn die Laternen blaß die Straßen säumen,  
die Nebel frieren in den nackten Bäumen  
und vor den Ladenfenstern Pärchen stehn.*

*Und fern fällt eine Stimme in den Wind,  
verloren treibt ein Liebeswort vorüber,  
und einen Augenblick grüß ich hinüber  
nach überall, wo junge Träume sind.*

*So geh ich hin, und dir allein gelingt,  
daß im November noch ein Lied erklingt  
und all die Träume nicht im Wind verwehn.*

*So möcht ich sinnend jeden Tag beenden,  
an deiner Seite und in deinen Händen –  
So möcht ich jeden Abend mit dir gehn.*

## DER WEG ZU DIR

*Der schmale Weg, den wir so oft gegangen,  
ist heut so fremd, so anders weht der Wind.*

*Stumm sind die Lieder, die uns immer klangen,  
und die Laternen glimmen faßl und blind.*

*Ach, ist das schwer, den Weg allein zu gehen.  
Die graue Nacht umwölkt mir das Gesicht.  
Ach, ist das schwer, vor deinem Fenster stehen  
und nicht ein Lichtschein ist zu sehn, kein Licht.*

*In jedem Schatten seh ich dich verschwinden.  
Und jeden Schritt hier gingen wir zu zweit.  
Wie bist du fern, wie soll ich dich nur finden  
in all dem Dunkel dieser Einsamkeit.*

*Wie bist du fern – und doch: wie in der Nähe,  
wie bist du nah, wo du auch immer bist.  
Du bangst wie ich, stets wenn ich von dir gehe,  
und preist die Trennung, die vorüber ist.*

*Ach nein, ich weiß: Kein Abschied kann uns scheiden.  
Der Weg zu dir ist stärker als die Zeit.  
Seit wir den Weg erkannt, träumt in uns beiden  
ein großer Traum in die Unendlichkeit.*

## RENATA

I

Es war genau acht Uhr und fünfundvierzig Minuten, als ich Renata zum erstenmal sah. Ich weiß das genau, denn der Zug verließ pünktlich um diese Zeit den Bahnhof Katowice, und sie betrat das Abteil in dem gleichen Moment, in dem sich der Zug in Bewegung setzte. Er ruckte ziemlich stark an beim Abfahren, und ich dachte für einen Augenblick, daß sich die Tür dadurch von selbst geöffnet hätte. Aber dann sah ich sie in der Tür stehen und dachte an nichts anderes mehr.

Das war am Montag, dem 1. Juli dieses Jahres. Ein denkwürdiger Tag war das für mich, den ich gewiß nie vergessen werde, so wenig wie ich Renata vergessen kann. Immer wieder erschrecke ich bis ins Innerste, wenn mir der Gedanke kommt, daß ich den Zug hätte versäumen können, daß ich in ein anderes Abteil hätte einsteigen können.

Als sie in der Tür stand, fiel mir zuerst ihr Haar auf. Es war seitlich gescheitelt und beiderseits locker gewellt nach hinten gekämmt. Von vorn gesehen erschien es modisch kurz geschnitten, aber da sie den Kopf etwas zur Seite neigte beim Sprechen, sah ich, daß es lang war und hinten mit einem Kamm etwas unordentlich hochgesteckt. Aber nicht deshalb sah ich zuerst ihr Haar an, sondern seiner eigentümlichen Farbe wegen; es war weißblond mit rötlichem Schimmer.

Ich hatte Haare mit dieser Farbe schon einmal gesehen, bei einer sechzehnjährigen Nachhilfeschülerin, die ich während meines Studiums in Englisch unterrichtete. Sie hatte sie ganz lang getragen und morgens und abends je eine halbe Stunde zu ihrer Pflege gebraucht. Manchmal hatte sie sich gekämmt, während ich sie unterrichtete, weil sie zu einer Party oder in die Oper gehen wollte, und ihre Augen hatten mir befohlen: Finde mich schön! Bewundere mich! Und ich hatte bewundernd auf ihr Haar geblickt, weil ihr Vater mich gut bezahlte. Vielleicht würde ich das bald wieder nötig haben; denn man wird in der Schule nicht lange dulden, daß einer das, was allen anderen als normal erscheint, nicht mehr mitmacht.

Daß Renatas Augen von einem dunklen Blau waren, bemerkte ich erst später, aber daß sie weich und gut waren, sah ich sofort, als sie mich ansah von der Tür her, während sie auf polnisch etwas fragte. Ich schlug die Augen nieder, da es mir peinlich war, kein Wort Polnisch zu verstehen. Ich



dachte auch nicht darüber nach, was ihre Worte wohl bedeuten könnten, sondern lauschte nur dem Klang ihrer Stimme, der weich und gut war, wie ihre Augen.

Sie trug einen lose hängenden, baumwollenen Pullover, dessen Rot ausgeblichen erschien. Er war am Hals weit ausgeschnitten und gab ihre spitzen Schultern frei. Eine Kette von schwarzgefärbten Gurkenkernen hing bis über die sich nur schwach abzeichnende Brust herab. Ihre Hüften waren schmal, ihre Handgelenke von einer rührend kindlichen Zartheit. Bevor sie sich auf den noch freien Platz zwischen zwei ältere Frauen setzte, hob sie ihr Köfferchen, um es in das Gepäcknetz zu legen. Ich sprang auf und half ihr. Sie wandte mir ihr schmales, blasses Gesicht zu, lächelte mit ihrem großen, gar nicht kindlichen Mund und sagte etwas, das wohl „Danke“ bedeuten konnte. Ich lächelte zurück und schwieg.

Ich hatte viel geschwiegen in den Tagen meiner polnischen Reise, weil es mir unangenehm war, als Deutscher erkannt zu werden. Niemand hatte mir Veranlassung dazu gegeben, alle waren mir freundlich, ja herzlich begegnet, aber trotzdem war mir zumute wie einem Menschen mit schlechtem Gewissen. Mein Bruder, dessen Hochzeit Anlaß meiner Reise gewesen war, hatte mir gesagt, daß man hier zwischen Deutschen und Faschisten unterscheiden könne und ihm heute niemand mehr seine Herkunft vorwerfe. Ich hatte es bestätigt gefunden, aber meine Scheu war geblieben.

Renata setzte sich mir schräg gegenüber. Sie wühlte in ihrem hellen Bastbeutel mit ihren langen, zerbrechlich scheinenden Fingern und nahm eine gelbe Zigarettenpackung heraus. Ich gab ihr Feuer und sah dabei, wie seltsam sie rauchte. Ihre vollen Lippen wurden, wenn sie die Zigarette hielten, schmal, die Haut über ihrer kleinen geraden Nase straffte sich, und ihre Augen beobachteten angestrengt das glimmende Ende. Wieder lächelte sie mich an und sagte das polnische Wort, das fast wie das englische „Thank you“ klang, und ich lächelte auch und schwieg. Ich wußte, daß der Zug fast zwei Stunden bis Krakau fuhr und daß ich diese zwei Stunden nie im Leben würde vergessen können, auch wenn ich nicht den Mut fände, mich mit ihr bekannt zu machen.

Alle Leute im Abteil lasen, nur Renata und ich nicht. Sie sah zum rechten, ich zum linken Fenster hinaus. Der Zug fuhr noch ziemlich langsam. Graue, unverputzte Brandmauern schoben sich vor, stürzten ab in enge, schwärzliche Höfe, waren wieder dicht heran und wichen endlich den rußigen Fabriken, den Schloten, Hochöfen und rauchenden Halden. Und plötzlich, unvermutet bot sich mir ein Bild, das ich kannte, das mich das Mädchen mit dem rötlich schimmernden Haar im Abteil vergessen ließ. Es war, als wenn man bei einem Besuch gezwungen wird, Berge von uninteressanten Photographien anzusehen und plötzlich auf das Bild eines Jugendfreundes

trifft, der lange tot und vergessen ist. Ich hatte nicht gewußt, daß der Zug hier vorbeifahren würde. Eine schwärzlichgraue, kopfsteingepflasterte Straße, gerade und unendlich, als Strich im Dunst sich verlierend, keine Bäume, nur graues hartes Gras am Rand, links ein graurottes, verlassenes, halb verfallenes Gebäude vor einer mit dunkelgrauem Wasser gefüllten Lehmgrube, rechts, wo die Industriebahn die Straße kreuzt, fünf graue, einstöckige Häuser mit Geranien vor den kleinen Fenstern, mit Gärten, in denen alte Obstbäume stehen, deren Blätter grau sind, grau wie die Hausmauern und das harte Gras am Straßenrand, und hinter allem die weiten, endlosen Halden und die filmkulissenhaft im Dunst aufragenden Schlote und Essen. In dem ersten der Häuser hatte ich ein Jahr lang gelebt, 1940, acht Jahre alt, zu jung, um den Grund für das plötzliche Verlassen unserer freundlichen Breslauer Heimat zu begreifen, alt genug, um das Düstere, Bedrückende dieses Aufenthaltes zu empfinden. Ich hatte Einzelheiten dieses trüben Jahres vergessen, aber jetzt, nach dem kurzen Blick aus dem fahrenden Zug war alles wieder da: die dumpf riechenden, immer dämmrigen Zimmer, die Entdeckungsgänge auf den lehmigen, hartverkrusteten Wegen, die unheimliche Einöde der verlassenen Grube, der Kot und die Abfälle in der Ruine, das schrille Pfeifen der Lokomotiven, die Schreie der Rangierer, der rettende Garten mit den wohlriechenden Büschen und knalligbunten Dahlien, das stets traurige Gesicht der Mutter und die papierene Weiße von Vaters Gesicht, als sie ihn tot hereintrugen eines Abends und ihrer Trauer und Angst mit Flüchen auf die „polnischen Schweine“ Luft machten. Ich hörte sie wieder fluchen, die deutschen Eisenbahner, sah ihre ölverschmierten Hände, ihre angstverzerrten Gesichter, in deren Schmutz das Weiße der Augen flackerte, ich roch die feuchte Dampffheit der Stuben und schmeckte den Qualm der Schlote, der von den Fabriken herübergetrieben wurde.

„Es war eine traurige Zeit“, sagte meine Mutter, als sie davon erzählte, „traurig, sehr traurig war alles dort, auch schon vor Vaters Tod. Aber es sollte ja nur ein Übergang sein, und man hoffte, daß es nicht lange sein würde. Aber heute ist nichts befristet . . .“ Und sie weinte, wie so oft, wenn von Schlesien die Rede ist. Sie ist sehr alt und einsam.

Als ich mich ins Abteil zurückwandte, traf mein Blick auf den Renatas. Einige Sekunden lang sahen wir uns an, und es war, als wollte jeder in den Augen des anderen lesen, was mit Worten nie hätte gesagt werden können. Sie hatte die Lippen leicht geöffnet dabei und sah aus, als freute sie sich über etwas. Dann sah sie wieder zum anderen Fenster hinaus, an dem jetzt mit wachsender Geschwindigkeit Telegrafmasten und Felder vorbeiflogen. Ich konnte mich nicht losreißen vom Anblick ihrer kunstlos aufgesteckten Haare, von denen einzelne, die sich gelöst hatten, im Fahrwind, der durch das halboffene Fenster kam, leise flatterten.

In Auschwitz, wo ich einen Tag vorher gewesen war, hatten ganze Berge von Haaren gelegen, die einst der industriellen Verwertung zugeführt werden sollten, Kinderhaare, Frauenhaare, Männerhaare, graue, schwarze und blonde. „Die Faschisten haben verstanden, aus allem Kapital zu schlagen!“ sagte der polnische Freund meines Bruders dazu. Die Faschisten? Sehr großzügig ist diese Trennung von Faschisten und Deutschen. Macht sie es für uns überflüssig, ein schlechtes Gewissen zu haben, wenn wir an dem Haarberg vorbeigehen?

Renata kramte wieder in ihrem Beutel, nahm ein kleines buntes Täschchen heraus, stand auf und ging hinaus auf den Gang. Sie ging sehr gerade, den rechten Arm, unter dem sie das Täschchen hielt, fest an den Oberkörper gepreßt. Sie ging mit kleinen Schritten. Ihr hellgrauer Rock war eng und ließ ihre schmalen Hüften noch kindlicher erscheinen.

Ich kam mir plötzlich sehr einsam vor, so einsam wie auf den Schuljahrsabschlußfesten im Kreise meiner heiteren Kollegen, so einsam, wie manchmal in Utes Gegenwart. Kaum war Renata gegangen, da hatte ich Sehnsucht nach ihr. So hatte ich mich nach Ute niemals gesehnt. Nachdem ich sie kennengelernt hatte, damals, vor vielen Jahren beim „Roten Zinnober“, dem Faschingsball der Kunsthochschule, als ich einsam auf einem Barhocker gesessen und sie sich meiner angenommen hatte, da hatte ich es auch kaum erwarten können, sie bald wiederzusehen, die attraktive Frau im Marlene-Dietrich-Kostüm, die über Freud plauderte und sich rühmte, so recht schön dekadent zu sein; aber das war eine ganz andere Sehnsucht gewesen.

Einige Minuten, nachdem Renata weggegangen war, hielt ich es nicht mehr aus, stand auch auf und stellte mich im Gang an ein Fenster. Ich zündete mir eine Zigarette an und versuchte, mir die Worte zurechtzulegen, die ich ihr sagen wollte. Aber ich war zu aufgeregt, als daß ich etwas hätte formulieren können, und dann fiel mir auch immer wieder ein, daß es vielleicht ganz gleich war, was ich sagte, da sie es doch nicht verstehen würde.

Und dann kam sie den Gang entlang, und ich wagte nicht, ihr entgegen zu sehen: keinesfalls wollte ich aufdringlich wirken. Ich starrte krampfhaft aus dem Fenster, und erst, als sie neben mir stand und ganz leise etwas auf polnisch sagte, das übersetzt sicherlich „Bitte, würden Sie mich wohl vorbeilassen!“ hieß, da sah ich in ihre weichen, guten Augen.

Sie war mindestens einen Kopf kleiner als ich und mußte zu mir hochsehen, als sie so dicht neben mir stand. Nur einen Augenblick sah sie mich voll an.

Ich preßte mich an das Fenster, so daß zwischen mir und der Abteilmwand genug Raum zum Durchgehen blieb und sprach etwas Nichtssagendes; mir fiel nichts Besseres ein als diese dumme Anbiederungsformel, die ich möglichst keck, heiter, unbefangen und zufällig herauszubringen versuchte, und die

doch so gezwungen klang, da ich plötzlich heiser war und zweimal ansetzen mußte, ehe es herauskam: „Für zwei schlanke Leute, wie wir es sind, reicht es ja wohl, Fräulein!“

Sie tat noch zwei oder drei kleine Schritte, dann blieb sie stehen und sah mich an. Als sie den Mund leicht öffnete, um mir zu antworten, stieg rasch eine helle Röte von ihrem Hals über das Kinn hinauf und überflutete das ganze zart-blasser Gesicht. Sie sprach sehr langsam, ein Wort deutlich vom anderen absetzend. Es schien, als probiere sie, ehe sie sprach, erst die jeweilige Zungenstellung. Die Lippen bewegte sie kaum dabei. Ihre deutschen Wörter hatten einen vollen, weichen Klang. Alle Härten und Schärfen der deutschen Sprache wurden rund und sanft bei ihr.

2

„Also, dann leb wohl, Renata“, sagte Papa, bevor er, wie immer eine Minute vor Abfahrt des Zuges, die Treppe hinunter ging. „Und schreibe, wann du wieder einmal kommst.“

Er sagte immer, daß er das Winken hinter dem davonfahrenden Zug als kindisch empfinde; in Wahrheit ist es wohl so, daß er die Rührung fürchtet, die ihn jedesmal wieder überfällt, wenn seine Tochter wegfährt, obwohl es sich doch immer nur um einen Abschied von einigen Wochen handelt.

Da mein Dienst an diesem Montag erst mittags begann, konnte ich den Zug benutzen, der gegen zehn Uhr in Krakau ist. Das war mir schon Papas wegen sehr lieb, der es sich nie nehmen läßt, mich zum Bahnhof zu begleiten, und dem doch das allzufrühe Aufstehen sehr schwer fällt. Zwar sieht er mit seiner alten, ehemals dunkelblauen Schirmmütze, die älter ist als ich, noch immer sehr verwegen und jugendlich aus, doch beginnt bei der leichten Steigung der Bahnhofstraße sein Atem immer hastig zu pfeifen, wenn wir zu spät losgegangen sind und nicht einige Male stehenbleiben können, um auszuruhen.

Diesmal waren wir so früh losgegangen, daß wir noch wie von ungefähr den Umweg über die Mikolska machen konnten, am Gefängnis vorbei, in dem er während der Okkupationszeit geblutet und gehungert hatte. Gerade an diesem Tag, meinem fünfundzwanzigsten Geburtstag, und nachdem wir am Abend zuvor aus diesem Anlaß lange über Leben und Welt gesprochen hatten, wollte Papa wohl hier mit mir vorübergehen. Er blieb auch einmal stehen und sah nachdenklich an der alten, stellenweise grün schimmernden Mauer hinauf.

Unser Abschied auf dem Bahnhof war diesmal besonders herzlich. Ich winkte ihm noch einmal zu, ehe seine kleine, gebückte Gestalt im Treppen-



schacht verschwand, und stand kaum eine Minute später in der Schiebetür des Abteils, in dem der junge Mann saß, dessen Blick mich seltsam verwirrte.

Er sah mich an, wie jemand, der früher einmal mit mir befreundet war, mich plötzlich nach langer Zeit wiedersieht und sich vor freudigem Erstaunen nicht fassen kann. Fast hätte ich ihm freundschaftlich zugnickt wie einem alten Bekannten, obwohl ich sicher war, ihn noch nie gesehen zu haben. Da ich in diesem Augenblick niemand anders als ihn wahrnahm, richtete ich die Frage, ob der Platz ihm schräg gegenüber noch frei sei, an ihn. Er schlug die Augen nieder und tat, als hätte er es nicht gehört. Dann half er mir jedoch, den Koffer ins Gepäcknetz zu legen, und ich dankte ihm, aber noch während ich ihn ansah, hatte ich das Gefühl, daß es eine Spur zu freundlich gewesen war und von ihm als plumper Annäherungsversuch hätte aufgefaßt werden können. Doch er sagte wieder nichts, und ich verspürte zum erstenmal in meinem Leben Angst, nicht zu gefallen.

Ich habe immer darauf geachtet, ordentlich und nett auszusehen, eigentlich mehr aus Prinzip als aus Eitelkeit. Aber als ich mich jetzt hinsetzte und er mich ansah, wünschte ich mir, in einem Spiegel prüfen zu können, ob ich schön genug sei, um ihm zu gefallen.

Mir schien es unmöglich, zwei Stunden vor ihm zu sitzen, ohne ihn dauernd anzusehen. Um überhaupt etwas zu tun, rauchte ich. Er gab mir Feuer, sagte aber wieder nichts, sondern sah mich nur wieder mit jenem sonderbaren Blick an, in dem Erstaunen und Freude war und noch etwas anderes, das mir wie eine große Unsicherheit oder Ratlosigkeit erschien; wenn es nicht gar so überheblich klänge, würde ich sagen, daß etwas von dem Blick eines überraschten Kindes in ihm war.

Er hatte tiefliegende, aber große dunkelbraune Augen. Wenn ich damals schon gewußt hätte, daß er Ausländer war, wäre mir nie der Gedanke gekommen, daß er ein Deutscher sein könnte. Denn obschon man weiß, daß das Unsinn ist, stellt man sich die Deutschen immer so vor, wie sie selbst früher gesehen werden wollten, nämlich blond und blauäugig. Ich selbst habe schon oft in meinem Leben hören müssen, daß ich aussähe wie eine Deutsche, und immer hat mir Papa versichern müssen, daß wir eine rein polnische Familie seien.

Er sah durch das Glas der Schiebetür zum rechten Fenster hinaus, ich durch das linke, aber ich wußte, daß er, wenn ich ihn ansähe, mir ebenfalls seinen Blick zuwenden würde. Als der Zug die Stadt verlassen hatte und die Sosnowicer Chaussee kreuzte, merkte ich, daß er von der Öde dieser Gegend stark gefesselt wurde. Er beugte sich leicht vor, um besser sehen zu können, und ich hatte Zeit, ihn genau zu betrachten.

Er war groß und etwas hager; sein langer, von glattem, braunem Haar

bedeckter Kopf war unverhältnismäßig breit, die Stirn hoch und von Falten durchzogen. Er kniff die Augen etwas zusammen, was ihm fast ein finsternes Aussehen gab. Er scheint kurzsichtig zu sein und sollte eine Brille tragen, dachte ich und mußte lächeln über mich selbst, weil ich noch in Situationen wie dieser mein medizinisches Denken nicht aufgeben kann.

In diesem Augenblick wandte er seinen Kopf und unsere Blicke begegneten wieder einander. Ich kam mir vor wie eine Schülerin, die gekichert hatte und nun befürchtet, daß der Lehrer die Übeltäterin an den noch lachenden Augen erkennen könne.

Ich riß mich los von seinem staunenden Kinderblick und sah wieder zum Fenster hinaus, wohl bemerkend, daß er mich weiter ansah. Glücklicherweise machte mich das. Es gibt Männerblicke, unter denen man sich nackt vorstellt, entblößt von oben bis unten als Ware daliegend wie ein Fisch auf dem Markttisch. Aber sein Blick war so ganz anders. Ich erwiderte ihn nicht, weil ich wußte, daß er ihn dann abwenden würde.

Plötzlich fiel mir ein, daß ich sicher völlig ungekämmt aussah. Es war sehr windig gewesen während des morgendlichen Spazierganges mit Papa, und mein sowieso schwer zu bändigendes Haar sah sicher sehr wild aus. In den ersten Jahren nach der Schulzeit war ich noch manchmal beim Friseur gewesen, aber seitdem hatte ich keine Zeit mehr dazu gefunden, hatte die Haare wachsen lassen und mir Phantasiefrisuren zurechtgemacht. Ich nahm mein Waschzeug heraus und ging zur Toilette.

Ich besah mich im Spiegel, begutachtete meine Frisur, den Sitz des Pull-overs, den Schwung der Kette. Ich beugte mich weit vor auf der Suche nach Hautunreinheiten, die Puder nötig hätten, und fand mich eigentlich recht hübsch, nur ein bißchen zu dünn.

Auf dem Gang glaubte ich nicht richtig gehen zu können, als ich ihn rauchend am Fenster stehen sah. Bei dem Gedanken, daß er mich jetzt ansprechen könnte und ich ihm antworten müßte, krampfte sich alles in mir zusammen wie einem Schulkind vor der Prüfung. Aber gleichzeitig hatte ich Angst, daß er diese Gelegenheit vorbeigehen lassen könnte und wir uns in Krakau trennen würden, ohne Aussicht, uns jemals wiederzusehen. Angst hatte ich auch vor einer der banalen Redewendungen, die er würde benutzen müssen, um das Gespräch einzuleiten, und die vielleicht alles zerstören könnte, was zwischen uns bestand.

Aber da war ich auch schon bei ihm, und er stand dem Fenster zugewandt, und ich konnte nicht vorbei und sagte, mit einer Stimme, die meine nicht zu sein schien: „Entschuldigen Sie, bitte!“

Er richtete sich auf und trat schweigend zur Seite. Wir sahen uns an, und ich bemerkte an seinen Augen, daß er nicht weniger aufgeregt war als ich. Ich ging vorbei und wurde ganz traurig, weil ich daran dachte, daß ich nun

nie würde seine Stimme hören können. Aber in diesem Augenblick sprach er, und seine Stimme war tief und etwas heiser. Aber das stellte ich erst später fest; denn das einzige, das ich in diesem Moment dachte, war: er ist ein Deutscher! Und ich erschrak.

Ich dachte nicht: er ist Ausländer, es wird schwierig sein, sich mit ihm zu verständigen, und er wird bald wieder wegfahren aus Polen. Nein, ich dachte: er ist ein Deutscher, und erschrak dabei, weil ich an Papa dachte und an die Zeit der Okkupation. Das ist nun einmal so: die Gedankenverbindung zwischen Deutschland und Wehrmacht ist so eng wie zwischen Krieg und Tod. Wie die Augen auf grelles Licht durch Zusammenziehen der Pupille, reagieren unsere Gedanken auf das Wort „deutsch“ durch Einengung auf grau Uniformierte. Und wie das Auge erst nach einer gewissen Zeit wieder sehfähig wird, können wir dann weiterdenken und Unterschiede sehen.

Er sagte etwas furchtbar Banales, wie ich es befürchtet hatte. Aber das mußte wohl so sein, und ich war, glaube ich, trotz des Schreckens darüber, daß er deutsch sprach, froh, daß so der Anfang gemacht war.

3

„Für zwei schlanke Leute, wie wir es sind, reicht es ja wohl, Fräulein!“

„Sie sind Deutscher?“

„Ja. Und Sie sprechen deutsch? Ich bin sehr froh darüber, denn ich kann kein Wort polnisch.“

„Ich weiß, daß ich viele Fehler mache, vor allem in der Aussprache. Und dann fehlen mir auch immer die Vokabeln.“

„Sie sprechen wunderbar deutsch“, sagte er, und seine Stimme war nun nicht mehr heiser. „Ich schäme mich immer, daß ich nach Polen komme und kein Wort der Sprache beherrsche.“

„Es geht doch auch so, nicht wahr? Gerade in Katowice sprechen doch viele Leute deutsch. Meine Mama übt immer mit mir. Sie war in ihrer Jugend Dienstmädchen bei einer deutschen Familie, liest heute viel deutsch und lehrt es ihre Tochter.“

„Ist Ihre Mutter Deutsche?“

„Nein, aber sie war Dienstmädchen in einer Generaldirektorsfamilie und mußte deutsch sprechen, da polnisch sprechen bei diesen Leuten als so unanständig galt wie auf den Boden spucken!“

„Und nun haßt Ihre Mutter die Deutschen?“

„Sie haßt die Generaldirektoren!“

„Sie fahren auch nach Krakau?“ fragte er nach einer langen, nachdenklichen Pause.

„Ja, um zwölf Uhr beginnt mein Dienst. Über Sonntag war ich zu Hause in Katowice, bei meinen Eltern. Und Sie?“

„Ich will mir Krakau ansehen. Es soll eine schöne Stadt sein, schöner als Katowice.“

„Krakau ist schön, ich liebe es sehr. Aber auch Katowice ist schön. Jede Stadt ist schön, wenn man in ihr lebt und arbeitet. Krakau hat die Schönheit eines großen Museums, Katowice die einer sehr produktiven Werkhalle. Und vergessen Sie nicht, Nova Huta anzusehen!“

„Was ist das?“

„Aus welchem deutschen Staat kommen Sie?“

„Weshalb fragen Sie danach? Aus Westberlin. Bin ich nun in Ihren Augen weniger wert?“

„Wir beurteilen die Menschen nicht nach ihrer Rassen- oder Staatsangehörigkeit. Ich fragte, weil Sie von Nova Huta noch nichts gehört haben, von unserer großen neuen Stadt. Fahren Sie hin! Es ist von Krakau aus mit der Straßenbahn zu erreichen.“

„Sie werden hoffentlich nicht darüber traurig sein, daß mich das alte Krakau, das große Museum, wie Sie sagen, mehr interessiert.“

„Es war nicht abwertend gemeint. Wir lieben das Alte auch, aber auf das Neue sind wir stolz, weil es unser Werk ist.“

„Verzeihen Sie, aber das sind doch Schlagworte. Bei uns gibt es auch viele neue Gebäude, Wohnhäuser, Kaufhäuser, Banken, man findet sie schön oder nicht schön, je nach Geschmack, aber keiner würde sagen, er wäre stolz darauf.“

„Das ist keine Frage der Schlagworte, sondern der Besitzverhältnisse.“

„Ist es sehr neugierig zu fragen, was Sie von Beruf sind?“

„Krankenschwester. Und Sie?“

„Ein schöner Beruf. Ich bin Lehrer.“

„Ein nicht weniger schöner und eigentlich meinem verwandt. Auch Sie helfen den Menschen.“

„Na ja, ich bringe den Kindern Geschichtszahlen und deutsche Grammatik bei und bekomme Geld dafür. Aber ... Ich meine, ich bin glücklich, daß ich Ihnen begegnet bin. Aber ich muß Ihnen doch sagen, daß mir das noch nie passiert ist: eine Damenbekanntschaft, die mit politischen Gesprächen beginnt.“

„Sprechen Ihre Mädchen nur von Mode und Kochrezepten?“

„Nein, aber sie nehmen die Politik nicht so ernst. Und ich glaube, seien Sie nicht böse deshalb, daß sie sorgloser leben sol!“

„Sorglos leben, ja, gerade das wollen wir auch. Deshalb ist es zum Beispiel wichtig für mich zu fragen, ob Sie wirklich glauben, daß Ihr Geschichtsunterricht nichts mit Politik zu tun hat?“



„Mit Tagespolitik jedenfalls nicht. Ich bleibe objektiv, gebe Zahlen, Daten, Ereignisse ohne irgendeine Parteinahme, Fakten ohne Wertung.“

„Und – die polnischen Westgebiete?“

„Die deutschen Ostgebiete? Wie ich es sagte, ich bringe die Tatsachen: Die östlich der Oder-Neiße-Linie gelegenen Teile des ehemaligen Deutschen Reiches wurden 1945 durch die Siegermächte von Deutschland abgetrennt und in polnische Verwaltung übergeben, die soundso viel Millionen Deutschen wurden zwangsweise ausgesiedelt.“

„Und Hitlers Kriegsschuld? Und die KZ?“

„Wird an zeitlich entsprechender Stelle behandelt!“

„Und die Zusammenhänge?“

„Das alles hängt zeitlich ziemlich zusammen.“

„Und die Kinder gehen nach Hause und sagen: die Polen haben unser Land weggenommen. Und kommt dann einer und schreit: Wir sind wieder stark, wir werden es uns wiederholen!, dann denken sie, warum auch nicht! und laufen mit.“

„Sie sehen das zu schwarz! Zu sehr von Ihrer Propaganda aus. Bei uns merkt man nichts davon. Uns geht es gut, und man interessiert sich wenig dafür. – Vielleicht leben wir zu sehr dem Augenblick, das mag sein.“

„Ja, aber sehen Sie denn nicht die Gefahr?“

„Glauben Sie mir, auch ich will keinen Krieg, ich hasse den Krieg.“

„Aber das genügt doch nicht! . . . Verzeihen Sie: ich frage mich plötzlich, wie ich dazu komme, Ihnen Vorwürfe zu machen. Aber – ich weiß nicht, wie ich es sagen soll – mir ist, als ob ich Ihnen alles sagen kann, was ich denke . . .“

„Mir geht es auch so: Als ich Sie sah, war mir, als ob ich eine alte Freundin wiederträfe . . . Und über unser Gespräch werde ich nachdenken.“

„Ich freue mich darüber!“

„Krakau?“

„Ja. Würden Sie mir bitte meinen Koffer mit herausgeben? Ich muß mich zur Tür drängen, weil mein Bus gleich fährt.“

„Haben Sie nicht noch ein wenig Zeit?“

„Ich muß mich leider gleich von Ihnen verabschieden und zum Bus laufen. Gehen Sie doch ins Reisebüro, gleich links in der Vorhalle, dort bekommen Sie Stadtführer, sicher auch in deutscher Sprache, und wenn nicht, dann in Englisch.“

„Das würde mir auch genügen. Aber schöner wäre es natürlich, wenn Sie mich führen könnten! Würden Sie es tun?“

„Gern würde ich es tun, aber ich habe jetzt Dienst. Wie lange bleiben Sie in Krakau?“

„Ich wollte abends wieder fahren.“

„Sie können nicht noch einen Tag bleiben? Ich würde mir frei nehmen morgen.“

„Es geht nicht. Morgen mittag fährt mein Zug von Katowice. Übermorgen läuft mein Visum ab. Aber . . . fahren auch Nachtzüge nach Katowice?“

„Ja, um Mitternacht und früh um vier Uhr.“

„Und kann ich Sie heut noch sehen?“

„Ja, holen Sie mich um zwanzig Uhr beim Spital ab. Ach, nein, es ist schwer zu finden. Seien Sie um halb neun am Französischen Hotel, ja? Nach dem Hotel Francuski müssen Sie fragen. Dort im Café, ja? So, aber nun muß ich laufen, sonst fährt mein Bus ab. Gehen Sie zum Wawel hinauf, vergessen Sie den Veit-Stoß-Altar in der Marienkirche nicht, die Gemälde im Cukinice können Sie sich sparen. Und vor allem: Sehen Sie sich Nova Huta an, auch wenn Sie mehr für das Alte sind! Und nicht vergessen: Hotel Francuski!“

„Hotel Francuski.“

„Gut. Sie würden sicher bald Polnisch lernen!“

„Wenn Sie es mich lehrten, bestimmt!“

„Do widzenia! Auf Wiedersehen!“

„Auf Wiedersehen! Sie kommen bestimmt?“

„Bestimmt! Auf Wiedersehen!“

4

Sie hatte sich in die dem Ausgang zuflutende Menge gedrängt, noch einige Male waren ihre leuchtenden Haare aufgetaucht, dann war sie verschwunden. Ich ließ mich langsam der Sperre zutreiben, fand links in der Bahnhofsvorhalle das Reisebüro, erstand einen englisch geschriebenen Stadtführer und stand einige Minuten später in dem blumenbunten Park, der wie ein Ring die ganze Stadt umschließt.

Es regnete dünn, langsam und gleichmäßig, aber die Luft war lau und unbewegt. Ich ging, ohne auf den Regen zu achten, durch die Altstadt. Jede Einzelheit nahm ich mit hellwachen Sinnen in mich auf. Aber jeder Eindruck war durchwoben mit dem Gedanken an Renata, deren Namen ich noch nicht einmal wußte. Ich sah die altherwürdigen Mauern und Türme, die Kirchen und Häuser, die eleganten Damen und tuchverhüllten Bauersfrauen, die Kirschenverkäufer und Mönche, die Panjewagen und Autos, und in allem war Renata, die hier lebte und ein Teil von alledem war.

Ich stand vor dem Marienaltar, umgeben von einem Schwarm laut schnatternder Amerikanerinnen. Es waren alte, geschmacklos gekleidete Damen mit spitzen Mausgesichtern. Sie hatten künstliche Blumen auf den Hüten

und teure Photoapparate um die dünnen, sehnigen Hälse hängen. Sie knipsten nicht nur ihre Reisebegleiterinnen vor dem Altar, sondern auch die Frauen in großen Umschlagröckchen, die kniend beteten, ohne sich von dem Schnattern und dem Knipsen stören zu lassen. Sie gingen in der Kirche umher, als gehörte sie ihnen, und ich schämte mich für sie. Obgleich ich die Hälfte von dem, was sie redeten, verstand, waren sie mir fremder als die betenden Frauen, deren Gesichter ich nicht sehen konnte. Allem Polnischen fühlte ich mich verbunden, seitdem ich Renata kannte.

Es begann stärker zu regnen. Die amerikanischen Damen trippelten kreischend, mit der linken Hand ihre Hüte schützend, die paar Meter vom Kirchenportal bis zum Bus. Ich ließ mich mit einem Taxi zum Wawel hinauffahren, der bald wie ein unförmiger, riesiger Fels im Dunst vor uns auftauchte.

„Wissen Sie, daß Frank, der sogenannte Reichsminister, von dort aus sein blutiges Terrorregime führte?“ fragte der Chauffeur. Er sprach gebrochen, aber verständlich deutsch und erinnerte sich an alle Namen und Titel der berühmtesten Nazis. „So etwas vergißt man nicht!“ sagte er. „Vielleicht wird in Deutschland zu viel vergessen!“ Ich hatte ihm gesagt, daß ich aus Westberlin kam, und hatte gewußt, daß so etwas wieder kommen würde.

„Bei uns kümmert man sich nicht so viel um Politik, wenn es einem gut geht.“ Ich merkte, daß ich rot wurde, weil ich wußte, wie dumm dieses Argument war, das ich Renata gegenüber schon angebracht hatte. Nicht einmal mich selbst konnte ich damit beruhigen, seitdem ich in Polen war.

„Da wird es ein neuer Hitler leicht haben!“ sagte er ruhig, ohne sich nach mir umzudrehen.

Um abzulenken, wollte ich fragen, wo er deutsch sprechen gelernt hätte. Aber ich stellte die Frage nicht. Vielleicht hätte er gesagt: in Buchenwald, oder: ich war fünf Jahre als Zwangsarbeiter in Deutschland.

„Und niemand denkt daran, die verlorenen Gebiete durch Krieg wiederzugewinnen, sagen Sie? Und die Ziele der sogenannten Landsmannschaften?“

Er sprach nicht so fließend, wie ich es hier niederschreibe, sondern er mußte nach Worten suchen und machte Fehler.

„Sie sollten das nicht so schwarz sehen. Sie nehmen das zu wichtig. Auch meine Mutter ist in der schlesischen Landsmannschaft. Sie geht hin, um alte Bekannte zu treffen und sentimental über die alte Heimat zu schwatzen, nicht aus politischen Gründen!“

„In politischer Hinsicht seid ihr aus den kapitalistischen Ländern manchmal wie Kinder. Angst kann einem werden dabei. Ihre Mutter hängt an der alten Heimat, gut, ich achte ihren Schmerz, aber merkt sie denn nicht, wie sie mißbraucht wird?“

Er fragte nicht so direkt wie Renata, was ich denn dagegen tue; aber als

ich nach der Besichtigung der Burg auf der Mauer saß und auf das im Nebel unter mir liegende, türmereiche Krakau hinunter sah, stellte ich mir die Frage selbst. Und ich entschuldigte mich damit, daß Nichtstun immer noch besser sei als Mitmachen. Weder ich noch mein Vater hatten damals in den Straßen der Stadt, die dort unten im Regen lag, Treibjagden auf Juden veranstaltet oder diese befohlen. Gewiß, Vater, der in Breslau arbeitete, war damals, weil man ihm Hoffnungen auf besseren Aufstieg machte, nach Katowice gegangen. Aber wem hatte das geschadet? Er hatte dann sowieso nicht mehr lange gelebt. Sicher war ich damals, ein Kind, das kaum lesen konnte, von der Polenfeindlichkeit angesteckt worden. Aber wem hatte das geschadet? Sicher war manch einer von denen, die damals hier gewütet hatten, bei uns wieder ein gemachter Mann und ließ von Handlangern, die er öffentlich verdammt, Hakenkreuze an jüdische Friedhofsmauern schmieren. Aber sollte ich, gerade ich, gegen sie aufstehen und alles mühsam Erworbene aufs Spiel setzen?

Doch eins würde ich bestimmt tun: meinen Schülern wahrheitsgemäß von Krakau berichten. Den Blick auf die Stadt würde ich ihnen schildern. Und von den Menschen würde ich ihnen erzählen – wie Renata und wie der Taxifahrer würden sie aussehen –, und dann auch vom Wawel und von Frank, der seinen Verbrechern hier die Befehle gegeben hat.

In Nova Huta sprach niemand von der Vergangenheit. Die junge Straßenbahnschaffnerin wies auf ein Stück ganz gewöhnlichen Ackers und versuchte mir zu erklären, daß in einigen Jahren hier der Stadtrand sein würde. Sie hatte nicht besonders schöne Augen, aber als sie mir am Zentralplatz, der auf einer Seite noch von Feldern begrenzt wurde, die Stadtplanung erklärte, da war etwas in ihnen, das auch Renatas Augen hatten, wenn sie von Nowa Huta sprach, von dieser Stadt der Klarheit und der Vernunft, die auf so ganz andere Weise schön ist als Krakau. Vielleicht begriff ich die Schönheit der neuen Stadt nur, weil ich Renatas Begeisterung erlebt hatte?

Schon vor zwanzig Uhr saß ich im Café des „Französischen Hotels“ und wartete auf sie. Ich trank Kaffee, der dort in Gläsern serviert wird, rauchte eine Zigarette nach der anderen und hörte auf jeden Schritt, auf jedes Geräusch im Garderobenraum.

Und als sie dann wirklich gegen halb neun kam, mir von der Tür her zunickte und lächelnd zur Garderobe zurückging, um ihren Mantel abzulegen, saß ich wie gelähmt vor Freude in meinem Sessel, dachte daran, daß es sich eigentlich gehört hätte, ihr nachzugehen, um ihr aus dem Mantel zu helfen und die Garderobe zu bezahlen. konnte mich aber nicht dazu aufraffen. Vielleicht wollte ich auch nur vermeiden, daß wir uns auf der Diele begrüßten und die ersten Worte durch das Ausziehen und Bezahlen gestört würden.

Ich blieb also sitzen, bis sie wieder in der Tür erschien und auf mich zukam, schlank und schön, gerade aufgerichtet, ihr Täschchen unter dem Arm. Sie hatte noch immer ihren roten Pullover an, mit der Gurkenkernkette darüber, und den engen grauen Rock. Ihre Haare waren so gekämmt wie am Morgen, aber das künstliche Licht gab ihnen einen ganz anderen Glanz. Ihr Gesicht wirkte jetzt noch blasser, ihre Augen größer und noch weicher. Sie streckte mir ihre Hand entgegen, und einer plötzlichen Eingebung folgend, faßte ich sie und führte sie an meine Lippen, vorsichtig und sanft, denn ich hatte das Gefühl, etwas Zerbrechliches in meiner Hand zu halten. Als ich wieder aufsah, merkte ich, daß, wie schon einmal, eine helle Röte von ihrem Hals zum Gesicht hin aufstieg.



Erst, als ich meinen weißen Kittel überzog und mir von Schwester Kristina die Geschehnisse der letzten zwei Tage berichten ließ, setzten klare Gedanken wieder bei mir ein. Im Bus hatte ich immer nur an das Gespräch gedacht, das wir geführt hatten, und an seine ratlosen Augen. Aber als Kristina so ernst und wichtig von den Zugängen der letzten Tage berichtete und es für mich darauf ankam, das Geschehene zu beurteilen und neue Anordnungen zu treffen, da wurde ich mir selbst plötzlich fremd, da erschien es mir völlig unglaublich, daß ich das Mädchen aus dem Katowicer Zug sein sollte, das Angst gehabt hatte, nicht zu gefallen, das rot geworden war, als ein junger Mann es ansprach, und das sich dann für abends im Café verabredet hatte. Ich überlegte, was Kristina wohl für ein Gesicht machen würde, wenn sie erführe, daß ihre Oberschwester sich von einer Stunde zur anderen in einen Deutschen verliebt und sich mit ihm gleich verabredet hatte, und dann fiel mir ein, daß mein Geburtstag war und Ruth mit mir hatte feiern wollen.

Ich gab Schwester Kristina die wichtigsten Anweisungen, ging zur üblichen Zeit zur Besprechung zum Chef und rannte dann schnell in den Speiseraum, um Ruth noch zu finden. Aber sie war schon weg, und ich rief sie von der Station aus an.

„Was ist los mit dir, du bist so aufgeregt“, sagte Ruth nach meinen einleitenden Sätzen.

„Nichts Besonderes. Ich wollte dir nur sagen, daß ich heute nicht kommen kann. Sei nicht böse. Ich bin verabredet, es ging nicht anders. Vielleicht erzähle ich dir später mal, worum es ging.“

„Das tut mir leid, Renia. Stefan wollte auch kommen!“

„Entschuldige mich bitte bei ihm. Ich erkläre dir später mal alles. Sei nicht böse! Auf Wiedersehen!“



„Halt, Renia ...“

Aber ich hängte ab, weil es mir peinlich war, von Ruth verhört zu werden. Wir waren seit vielen Jahren befreundet und hatten kaum Geheimnisse voreinander. Sie hatte studiert, war eine hervorragende Kinderärztin geworden und hatte meine ganze Entwicklung sehr beeinflußt. Sie war Jüdin, und ihre Eltern waren aus Auschwitz nicht zurückgekommen. Ich wollte ihr erst morgen von meinem deutschen Freund erzählen.

Doch als sie nach der Nachmittagsvisite in mein Zimmer trat und sagte: „Ich machte mir Sorgen um dich, was hast du?“, da war ich doch eigentlich ganz froh, einen Menschen zu haben, dem ich von der seltsamen Begegnung am Vormittag erzählen konnte. Ich erzählte so kurz und einfach wie möglich, weil ich Ruths nüchterne Denkart kenne und mich ihr gegenüber meiner Sentimentalität oft schäme.

„Ein Deutscher also, aus Berlin-West“, sagte sie.

„Willst du vielleicht damit sagen, daß alle ...“

„Unsinn, Renia. Wenn er so ist, wie du ihn siehst, ist er wohl kein Faschist. Ich meine nur, die Verständigung wird schwer sein.“

„Aber wir haben uns doch verstanden, Ruth, trotz des politischen Streitgesprächs.“

„Natürlich, bei einer Liebe auf den ersten Blick versteht man sich zuerst eben immer. Aber der Beweis für wahres Verstehen wird erst später erbracht.“

„Ruth“, rief ich, „du sprichst, als wollte ich den Deutschen heiraten!“

„Nicht?“ fragte sie mit emporgezogenen Brauen. „Also nur ein kleines Abenteuer? Seit wann bist du dafür?“

In diesem Augenblick haßte ich ihre kühle Art, ihre Logik, die auf mich in diesem Fall nur als Zynismus wirkte.

„Es hat keinen Zweck, darüber zu reden!“ sagte ich brüsk, aber als ich in ihren Augen sah, daß sie es bedauerte, so scharf gewesen zu sein, redete ich trotzdem weiter: „Du kannst Gefühlen nicht mit Zweckdenken beikommen. Ich gehe heute abend hin, weil ich ihn gern habe, nicht um ihn zu heiraten oder ein kleines Abenteuer zu erleben!“

„Ich wollte dich nicht kränken, Renia! Ich will nur, daß du nach dieser Gefühlswelle wieder zu denken beginnst. Du mußt dir vorher überlegen: Was soll daraus werden? Sonst stehst du heute nacht, wenn er wegfährt, da und weißt nicht, wohin mit dir. Wäre der Mann aus Nova Huta oder Katowice, dann hätte das alles Zeit, aber so ist das anders.“

Mein Telefon klingelte und erinnerte sie daran, daß sie auf ihre Station zurück mußte. So sagte sie noch schnell: „Fast wäre ich geneigt, dir eine Enttäuschung zu wünschen. Das ist am leichtesten zu ertragen. Sei so gut und rufe Stefan noch an. Er tut mir leid.“

Sie ging und ich nahm den Hörer auf. Es war Stefan, Ruths Bruder, Techniker im Hüttenwerk.

„Wie schade, daß du nicht kommst“, sagte er nach einigen ungeschickt einleitenden Floskeln. „Wir hatten uns sehr gefreut. Steckt ein Mann dahinter?“

„Ja, Stefan, ein Mann!“

„Ist er aus Krakau?“

„Nein, ein Deutscher!“

Stefan schwieg. Ich konnte mir sein Gesicht vorstellen, sein gutes, ernstes Gesicht. Er mußte erschrocken aussehen jetzt, und er fand, wie so oft, keine Worte.

„Es ist ein guter Deutscher“, sagte ich, um ihm zu helfen.

„Dessen bin ich sicher“, sagte er, „wenn du ihn – schätzt, ist er sicher gut, aber ...“

„Was aber, Stefan?“

„Ist er dir soviel wert, daß du ihm deinen Geburtstagsabend opferst?“

„Er ist nur heute hier, Stefan, deshalb!“

„Ach so“, sagte er, und ich war mir nicht klar darüber, ob das erleichtert oder noch besorgter klang. Dann erzählte er mir irgendwelche belanglosen Dinge und erst ganz zum Schluß sagte er: „Und, Renia, bitte, sei vernünftig.“

„Wieso, wie meinst du das?“

„Der Mann ist nur auf der Durchreise, verstehst du? Männer auf Reisen wollen etwas erleben. Ein Abend mit einem hübschen Mädchen wird schöner, je unverbindlicher er ist, verstehst du mich? Wirf dich nicht weg. Es wäre zu traurig – für dich und für mich!“

„Stefan!“ rief ich, aber er hatte schon aufgelegt. Seit zwei Jahren kannten wir uns, und nie war etwas über seine Lippen gekommen, das so geklungen hatte wie das eben.

Während ich meinen abendlichen Rundgang durch die Station machte, dachte ich an Ruth und Stefan. Ich hatte mich vor ihnen gefürchtet, hatte ihnen aus dem Wege gehen wollen. Aber als Ruth dann gekommen war, hatte ich mich doch gefreut, ihr erzählen zu können. Nein, nicht ihr, irgendeiner anderen hätte ich es erzählen sollen, es hätte eine sein müssen, die mit einem strahlt vor Freude, die einem um den Hals fällt vor lauter mitempfundenem Glück. So eine hätte ich mir gewünscht, aber erzählt habe ich es Ruth und sie dann sekundenlang gehaßt ihrer Nüchternheit wegen und sogar geglaubt, daß es Neid sei, der ihr grobe Worte eingab. Aber das ist unrecht von mir gewesen. Es war echte Sorge um mich, genau wie bei Stefan, dem guten Jungen, der so besorgt um mich war, daß er sogar den Mut für eine versteckte Liebeserklärung fand. Aber hatte ich denn diese Sorge nötig? War ich nicht alt genug, um selbst zu wissen, was ich durfte und was nicht? Ich

hatte dem Deutschen versprochen zu kommen, es zog mich zu ihm hin, aber selbst wenn das nicht gewesen wäre, wäre ich nun gegangen, schon aus Trotz gegen die besorgten Freunde.

Als ich in das Café trat, überfiel mich mit einemmal die Angst, daß er nicht da sein könnte. Aber er war da. Und als ich „Guten Abend“ sagte, wurde mir gar nicht recht bewußt, daß ich in einer fremden Sprache sprach,

6

„Guten Abend!“

„Guten Abend! Ich freue mich sehr, daß Sie gekommen sind!“

„Ich hatte es versprochen und nun bin ich da.“

„Ich freue mich sehr!“

„Ich mich auch!“

„Ist es Ihnen peinlich, daß ich Ihnen die Hand geküßt habe?“

„Sicher bin ich rot geworden dabei, ja? Es ist nur, weil ich sonst immer diese alte Mode lächerlich mache.“

„Verzeihen Sie, bitte, ich habe heute gesehen, daß es hier üblich ist, selbst jungen Mädchen die Hand zu küssen, und da dachte ich, es würde Sie freuen.“

„Es freut mich auch. Das ist es ja, was mich verwirrt. Ich bin dagegen, aber als Sie mich jetzt mit dieser polnischen Sitte begrüßen, da habe ich mich gefreut.“

„Was möchten Sie trinken? Oder etwas essen?“

„Kaffee, bitte. Essen können wir nachher anderswo. Tanzen Sie gern?“

„Nein, schlecht und nicht sehr gern! Warum fragen Sie?“

„Ich möchte gern in eine Tanzbar mit Ihnen gehen, ist es Ihnen recht?“

„Natürlich! Aber lieber würde ich mich mit Ihnen unterhalten!“

„Das können wir dort auch.“

„Gut, gehen wir dann . . .“

„Und wie gefällt Ihnen Krakau?“

„Es ist eine der schönsten alten Städte, die ich kenne. Aber eine Stadt wie Nowa Huta läßt sich wirklich nicht mit einer anderen Stadt vergleichen. Ich verstehe Sie jetzt besser als heute früh.“

„Dann hat diese Reisebekanntschaft ja schon mehr Nutzen gebracht, als Bekanntschaften solcher Art sonst zu bringen pflegen.“

„Ja, aber ich weiß noch nicht einmal, wie Sie heißen. Immer wenn ich heute an Sie gedacht habe, habe ich gedacht: das Mädchen mit den schönen Haaren und der weichen Sprache.“

„Sie haben an mich gedacht?“

„Ja, ein wenig. Und Sie?“

„Ich habe auch an Sie gedacht. Auch: ein wenig, oder: ein bisschen, sagt man so?“

„Ein bißchen ist besser, aber ein bisschen geht auch.“

„Meine Mama sagt: ein bisschen! Aber wie heißen Sie denn nun eigentlich?“

„Michael Schwartz. Sagen Sie bitte Micha zu mir, so werde ich zu Hause immer genannt.“

„Schwartz? Ist der Name häufig in Deutschland? Ich kannte nämlich einmal eine Familie Schwartz.“

„Ja, er ist häufig. Aber wollen Sie mir Ihren Namen nicht sagen?“

„Ich heiße Renata Gora.“

„Darf ich Renata zu Ihnen sagen?“

„Renia nennt man mich zu Hause.“

„Renia. Das ist schön. Ich werde es oft sagen. Auch wenn Sie nicht da sind. Spreche ich es richtig?“

„Ganz richtig, so als wären Sie mit der polnischen Sprache aufgewachsen.“

„Mir ist auch, als wäre es so und als kennte ich Sie schon jahrelang.“

„Mir geht es ebenso. Es ist wie ein alter Kindertraum. Die schönsten Ferien meiner Kinderzeit verbrachte ich in einem Forsthaus, in der Breslauer Gegend, dort saß ich oft an einem Waldsee und träumte.“

„Sie haben Kinderferien bei Breslau verbracht? Wie ist das möglich? Ich bin in Breslau geboren, habe aber kaum noch Erinnerungen daran.“

„Warum sollte das nicht möglich sein? Ich wurde elf Jahre alt, als der Krieg vorbei war.“

„Ja, natürlich. Das macht sich bei uns kein Mensch klar, daß es schon Polen gibt, die Kindheitserinnerungen an Breslau haben. Selbst einsichtsvolle Leute glauben, wenigstens gefühlsmäßig im Recht zu sein. Aber auch das stimmt nicht mehr. Ich muß meiner Mutter erzählen, daß ich ein schönes polnisches Mädchen traf, das Kindheitserinnerungen an Breslau hat.“

„Ihr Vater lebt nicht mehr? Ist er im Krieg geblieben? Sie sind nicht böse, Micha, daß ich so direkt frage, nein? Wir haben nicht genug Zeit!“

„Ja, Renata, wenig Zeit haben wir. Aber wir wollen daran nicht denken. Versprechen Sie mir, nicht daran zu denken? – Wir wollen glücklich sein über die Begegnung bis zum Schluß, ja? – Mein Vater starb 1940, aber nicht als Soldat. Er war Eisenbahner und kam durch einen Unfall ums Leben. Meine Mutter ging mit mir 1945 nach Berlin, und dort leben wir.“

„Auch mein Papa war bei der Eisenbahn, aber jetzt arbeitet er nicht mehr. Er ist vier Jahre in Deutschland gewesen, in einem Lager. Es war eine schreckliche Zeit, und so klein ich damals auch war, ich habe ihn doch sehr vermißt.“

„Ich glaube es. Es ist schrecklich, daß das immer zwischen uns steht. Dabei war ich ein Kind damals, und Sie auch.“

„Ich weiß. Aber heute sind wir keine Kinder mehr ...“

„Renia, gehen wir?“

„Gut, gehen wir.“

7

Wir hatten uns länger als eine Stunde gegenübergesessen und uns angesehen. Alkohol hatten wir nicht getrunken dabei, aber eine leichte Trunkenheit war doch in uns, als wir aufstanden, um die Tanzbar aufzusuchen.

Draußen regnete es stark, und die vorher ständig überfüllten Straßen waren jetzt leer. Wir gingen durch eine der engen Gassen auf den Markt, in dessen schwarzglänzendem Pflaster sich die Leuchtreklamen spiegelten. Von den Giebeln der Cukinice platschte das Wasser auf die Straße. Der hohe Turm der Marienkirche verlor sich in der Schwärze des Nachthimmels.

Renata hatte ihren Arm unter meinen geschoben. Der Regen trommelte auf den Schirm. Auf der Straße zerplatzten silbersprühend die großen Tropfen. Wir gingen schweigend, ohne uns anzusehen, nur einmal sagte Renata etwas leise auf polnisch. Vielleicht sagte sie: „Es ist wie ein schöner Traum!“ Aber das denke ich nur, weil, wenn ich in diesen Minuten etwas gesagt hätte, es das gewesen wäre.

Das Lokal war überfüllt. Wir gingen weiter durch den Regen und wurden trotz des Schirmes naß.

„Wenn es heute warm und trocken wäre“, sagte sie, „könnten wir spaziergehen, die ganze Nacht. Aber bei diesem Wetter müssen wir, ob wir wollen oder nicht, irgendwo unterkriechen.“

TROCADERO stand in rotem Neonlicht über der Tür, durch die Renata mich zog. Vor einer breiten barocken Treppe stand ein kleiner Tisch, an dem ein Mann saß und etwas zu uns sagte. Renata sah ihn ungläubig an. Dann wandte sie sich entrüstet an mich. „Dreißig Zloty Eintritt will der Mann haben. Dreißig Zloty! Nicht etwa Konsumtion, nein, Eintritt!“

Ich nahm mein Portemonnaie aus der Tasche und schob dem Mann sechzig Zloty hin. Aber da stand er auf und sagte lachend, seine großen weißen Zähne zeigend: „Der Herr ist Deutscher, wie ich höre! Für Ausländer kostet es nichts! Gut, Fräulein?“ Er sah Renata triumphierend an und schob mir dreißig Zloty wieder zu. Dann lief er uns voran die barocke Treppe hinauf.

„Ich kenne solche Leute zu wenig, um beurteilen zu können, ob er wirklich so nett ist oder ob er einen versuchten Betrug rückgängig gemacht hat.“

„Sie meinen, daß es eigentlich nur fünfzehn Zloty kostet pro Person?“

„Ja, aber ich weiß es nicht. Ich kenne mich nicht aus in Bar-Eintrittspreisen.“

„Und warum wollen Sie unbedingt mit mir tanzen gehen, Renia?“

Sie blieb auf der Treppe stehen, obgleich oben der Mann von der Kasse,



die breite Flügeltür aufhaltend, uns erwartete, legte mir mit einer leisen Bewegung die Hand auf den Arm und sagte: „Es ist nicht des Tanzens wegen. Alle Cafés und Restaurants schließen hier aber schon um zehn.“

Ich drückte ihre Hand.

Der Raum war klein. Mit seinen grünen Polstermöbeln und den stuckverzierten Wänden wirkte er wie das intime Empfangszimmer eines Rokokoschlößchens. Um die kreisrunde Tanzfläche waren in kleinen Nischen die Plätze gruppiert, von denen die meisten schon besetzt waren. Der Herr von der Kasse führte uns einen Kellner entgegen.

„Guten Abend, mein Herr“, sagte der Kellner, der blond und sehr jung war, mit einer leichten Verbeugung, die nichts Devotes hatte. Dann sprach er mit Renata polnisch, wahrscheinlich über die beste Auswahl der Plätze. Getanzt wurde gerade nicht, und wie üblich richteten sich die Augen aller Anwesenden auf uns. Aber weder Renata noch ich kümmerten uns darum. Als wir auf einer Polsterbank nebeneinander saßen, hatten wir alles um uns vergessen.

Der junge blonde Kellner kam mit dem Gesicht eines guten Freundes und erläuterte, zu Renata gewandt, auf polnisch die Speisekarte. Jedesmal, wenn mir Renata eine seiner weitschweifenden Beschreibungen übersetzte, hörte er mit gespanntem Gesicht zu und rief dann lachend: „Ja, ja, mein Herr!“

Wenn Renata bei ihrer Übersetzung stockte, weil sie nach dem passenden deutschen Begriff suchte, nahm sein Gesicht einen sorgenvollen, fast verzweifelten Ausdruck an; hatte sie das richtige Wort gefunden, strahlte es von freudiger Beruhigung. „Blumenkohl, ja, ja, mein Herr!“ rief er dann, das Wort wiederholend, als wäre es ihm auch gerade jetzt eingefallen.

„Dieser Mann wird für mich immer dazugehören zu diesem Abend. Er weiß, wie froh wir sind“, sagte Renata.

Und dann begann die Kapelle zu spielen. Renata faßte meine Hand und sah mich bittend an.

„Wollen Sie tanzen?“

„Ja, bitte, einmal wollen wir tanzen.“

Meine ersten Schritte waren, wie immer, unsicher, aber dann ging es besser, als ich gedacht hatte. Es war ein Walzer. Mir wurde auf angenehme Art schwindlig dabei, und ich hatte das Gefühl, daß alle Leute uns ansahen und sich freuten über uns. Ich sah all die freundlichen Gesichter an mir vorüberfliegen, sah braune, graue, grüne und blaue Augen lachen, aber an keines dieser Gesichter kann ich mich noch erinnern, da ich immer nur ein Gesicht mit Bewußtsein sah. Leicht und zart lag sie in meinem Arm und sah mich an, und zum erstenmal spürte ich, daß das eigene Glück größer werden kann, wenn andere es teilen.

Dann zog ich Renata zur Bar, um die sich viele Menschen drängten, und wir tranken scharfen Wodka. Dann tanzten wir wieder und tranken wieder das scharfe Zeug; wir tanzten, tranken und lachten, Renata sprach mit Menschen, die sie gar nicht kannte, wir schüttelten Hände von Leuten, die uns zutranken und hielten uns fest, damit wir einander nicht verloren im Gewühl.

Ich zog Renia an unseren Tisch zurück, und sie legte ihren Kopf an meine Schulter beim Gehen, so daß ich den Duft ihres Haares spürte, trotz Rauch und Schnapsgeruch. Lachend ließ sie sich auf die Polsterbank fallen und zog mich neben sich.

„Es sind alles gute Menschen bei uns“, sagte sie, „merkst du es?“

„Ja, Renia, ich werde es nie vergessen, und wenn ich hundert Jahre alt werden sollte. Und du bist die Beste und Schönste von allen. Immer wenn ich an Polen denken oder von Polen hören werde, werde ich von dir hören, ich an dich denken!“

Mir war ganz leicht und etwas wirbelig im Kopf. Aber das schien mir an meinem großen Glück, nicht an dem Schnaps zu liegen. Ich redete noch viel. Ich sagte ihr, wie schön sie sei und daß sie mich so glücklich mache, ich streichelte ihr rötlichglänzendes Haar und küßte sie auf ihre warmen, weichen Lippen. Sie nahm meine Hand und preßte sie an ihre kleine Brust, und wir wußten nicht mehr, daß wir nicht allein waren. „Sag Renoczka zu mir, wenn du mir etwas Liebes sagen willst!“

Ich sagte es vielmals hintereinander, bis ich es so sagen konnte, daß es ganz richtig klang.

Und dann sah ich plötzlich, daß sie weinte. Ich wollte ihr die Tränen wegküssen, aber sie wandte sich ab. Da streichelte ich ihr ganz leicht die Hand und wußte, daß es nun vorbei war mit der Fröhlichkeit.

„Und was soll ich tun ohne dich, heute, wenn dein Zug wegfährt?“

„Renoczka, denke nicht daran! Wir wollen es vergessen und glücklich sein, solange wir zusammen sind!“

„Ich kann es nicht vergessen!“

„Renoczka, ich komme wieder! Bestimmt komme ich wieder nach Polen, und dann nicht nur für einen Abend!“

Da sah sie auf, und ich erschrak vor ihrem Blick, der ihr ganzes Gesicht verändert zu haben schien. Ihre Augen waren noch feucht, aber alle Weichheit war aus ihnen verschwunden. Sie sah mich suchend an, wie einen Fremden, dessen wahres Wesen sie ergründen wollte. Angst war in diesem Blick und Entschlossenheit, sie zu überwinden, aber keine Spur mehr von dem Glück und der Traurigkeit der letzten Stunden.

„Aber nicht in Uniform! Bitte, komm nicht in Uniform!“ sagte sie dann langsam. Das klang flehend und drohend zugleich, und dabei so kalt und

fremd, daß ich zurückschreckte und plötzlich ganz nüchtern wurde. Ich sah mit einemmal wieder die hellgrünen Wände, die dunkelgrünen Polsterbänke, die tanzenden Paare, den wendigen blonden Kellner, die schwitzende Kapelle. Ich sah Renata an, und mir war, als sei plötzlich ein Abgrund zwischen uns aufgerissen.

„Du tust mir Unrecht!“ sagte ich, nachdem ich begriffen hatte, warum ihr Blick so hart und ihr Gesicht so kalt geworden war. „Du tust mir bestimmt Unrecht, Renia. Ich war ein Kind damals!“

Sie sah mich noch einige Sekunden lang an, dann legte sie ihre Arme auf den Tisch, den Kopf darauf und begann zu weinen. Haltlos schluchzte sie, ihr schmaler Rücken bebte. Ich saß ratlos und verstört daneben, rauchte und starrte zur rauchverhangenen Decke empor.

„Auch ich war ein Kind damals“, sagte sie, als sie sich beruhigt und ausgerichtet hatte. „Aber vielleicht gerade deshalb hat sich alles so sehr festgesetzt in mir. Andere haben viel Schlimmeres erlebt in der Zeit, aber daran denken muß ich immer, wenn ich von Deutschen höre.“

„Erzähle!“ forderte ich heiser.

Sie sah mich nicht an, während sie sprach. Sie saß etwas geduckt neben mir, umklammerte mit den Händen die Tischplatte und starrte vor sich hin. Sie rauchte auch nicht dabei. Ich sah sie von der Seite, ihre hohe Stirn, ihre gerade kleine Nase, das runde Kinn und den kindlichen Hals. Ihr Mund bewegte sich kaum beim Sprechen. Sie sprach weich und ruhig wie immer, oft nach Wörtern suchend, grammatikalisch einwandfrei, oft ungewöhnliche Wendungen benutzend, in der Aussprache schöner, als es richtig war.

8

Wir waren im neununddreißigsten Jahr aus unserer alten Wohnung in der Südvorstadt ausgewiesen worden und wohnten in einem Dienstgebäude der Eisenbahn an der Sosnowicer Chaussee, in der Nähe des Rangierbahnhofes. Es war eine graue, eintönige Gegend, die einem Angst einjagen konnte, besonders bei trübem Wetter, wenn auch der Himmel grau war wie die Erde und die Häuser. Aus dem Fenster unserer dumpfen Stube konnte man die Geleise sehen, die Chaussee und die grauschwarzen Halden.

Ich ging noch nicht zur Schule. Papa arbeitete als Rangierer, Mama in Katowice in einer Wäscherei. Sie ging morgens sehr früh weg und kam abends spät nach Hause, so daß ich sie oft die ganze Woche hindurch nicht sah. Wenn Papa Nachtschicht hatte, spielte er tagsüber viel mit mir, erzählte mir Geschichten, oder ich stand dabei, wenn er Holz hackte, heizte oder Essen kochte. Das waren schöne Stunden. Aber wenn er Normalschicht hatte, war ich den ganzen Tag allein in dem grauen, ungemütlichen Haus, das noch

nichts Heimatliches für mich hatte. Stundenlang saß ich dann bei kaltem, regnerischen Wetter am Fenster und starrte hinaus in die graue Einöde, und heute wundere ich mich darüber, daß meine Augen damals nicht auch ganz grau und trostlos geworden sind. Den Rangierbahnhof konnte ich nicht sehen von meinem Platz aus, nur die toten Geleise und die schnurgerade Chaussee, auf der nur wenig Verkehr war. Manchmal gingen Leute auf dem schwarzen Schotterweg an den Häusern vorbei, Eisenbahner meist, in den mir noch fremden deutschen Uniformen, und manchmal spielten auch einige Kinder dort. Sie spielten Ball auf dem Weg oder warfen mit Schottersteinen nach den Schienen. Wenn sie trafen, konnte ich das metallische Klirren und ihr Jubelgeschrei durch das geschlossene Fenster hindurch hören. Aber ich weinte nie, wenn ich so allein saß und zusehen mußte. Ich preßte meine Nase an der Fensterscheibe platt und zergrübelte mir den Kopf über die Frage, warum gerade ich dort nicht mitspielen durfte.

Papa gab auf meine Fragen keine mir ausreichende Antwort. Eine gewisse Scheu, die sich schlecht erklären läßt, die ich aber heute gut begreife, hielt ihn davon ab, dem kleinen Mädchen das ganze Ausmaß der Unterdrückung klarzumachen, der wir unterworfen waren. Außerdem wollte er wohl vermeiden, daß ich in allzu große Angst geriet.

Es war aber so, daß im neununddreißigsten Jahre, nach der Okkupation, Katowice und das ganze polnische Oberschlesien bis weit ins Gebirge hinein zum sogenannten Reichsgebiet erklärt wurde, also nicht zum Generalgouvernement gehörte. In diesen Reichsgebieten war es bei schwerster Strafe verboten, öffentlich, das heißt also auf der Straße, beim Einkaufen oder in der Kirche polnisch zu sprechen. Polnische Kinder, die, wie ich, kein Wort deutsch sprachen, konnten also nicht einkaufen gehen oder auf der Straße spielen. Das traf mich nun besonders hart, weil in den anderen in unserer Einöde stehenden Häusern nur noch eine polnische Familie wohnte, deren Kinder schon groß waren. Ich war sechs Jahre alt damals: wie sollte ich begreifen, daß gerade ich wie in einem Gefängnis wohnen mußte?

So saß ich also blaß und frierend und einsam den Winter und ein regnerisches Frühjahr hindurch. Ich setzte mich dann ganz in eine Ecke des Fensters, um möglichst weit den schwarzen Weg entlang sehen zu können, auf dem Papa kam. Er ging immer mit weit ausholenden Schritten und winkte lächelnd zu dem Fenster hin, hinter dem er mich sitzen und warten wußte. Wenn er um die Hausecke verschwunden war, rannte ich durch die Küche zur Tür, um mit vor Freude klopfendem Herzen die letzten paar Sekunden bis zur endgültigen Geborgenheit ganz mitzuerleben. Ich hörte dann seine festen knirschenden Schritte auf dem Weg, hörte ihn die Gartentür aufklinken, das Klappern des Schlüsselbundes, das knackende und leicht quiet-schende Geräusch des Schlüssels in dem rostigen Haustürschloß, und dann

hing ich schon an seinem Halse, spürte seine stacheligen Wangen und hatte den vertrauten Öl- und Rauchgeruch in der Nase, der seinen Sachen stets anhaftete. Und wenn wir dann beim Abendbrottisch saßen und auf Mama warteten, dann war alle Not und Langeweile vergessen.

Aber eines Abends im Frühling wartete ich vergebens auf ihn. Als es schon stockdunkel war, saß ich noch immer am Fenster. Und so saß ich noch, als die Mama kam, die ganz weiß wurde vor Schreck, mich an die Hand nahm und mit mir zum Rangierbahnhof lief, wo uns ein alter Arbeiter, sich scheu umsehend, hinter der vorgehaltenen Hand zuflüsterte, daß die Deutschen Papa und fünf andere Kollegen heute abgeholt und zum Gefängnis in der Mikolska gebracht hatten. Mama schluchzte unaufhörlich, während wir den schwarzen Schotterweg zurückgingen, und ich wußte doch schon so viel, daß ich nicht fragte, wann Papa denn zurückkäme.

Die Zeit danach, bis Mama in der Stadt ein Zimmerchen bekam, war dann die schlimmste. Zwar durfte ich nun tagsüber in dem kleinen Garten spielen, der zum Haus gehörte, aber die Tage waren jetzt so entsetzlich lang. Nachmittags, wenn die Zeit herannahte, zu der Papa sonst immer gekommen war, zog es mich doch immer wieder zu meinem alten Platz am Fenster.

Wenn ich so allein im Garten spielte, sah ich oft voller Sehnsucht zum Nachbargarten hinüber, in dem ein schwarzhaariger Junge, der nur wenig älter als ich sein konnte, oft allein, mit seiner Mutter oder mit anderen Kindern spielte. Mir hatte Mama strengstens verboten, mit anderen Kindern zu sprechen. Der Nachbarsjunge machte es mir leicht, das Verbot einzuhalten, da er mich gar nicht beachtete. Nur manchmal, wenn er sich unbeobachtet glaubte, sah er neugierig zu mir herüber. Vielleicht war ihm der Umgang mit mir ebenfalls verboten worden. Ich spielte nicht mit ihm, und ich sprach nicht mit ihm, aber doch war er mir Trost in meiner Einsamkeit. Wenn ich morgens am Fenster saß, konnte ich aufpassen, was er für Sachen trug, wenn er zur Schule ging. Ich konnte darauf warten, daß er aus der Schule kam, den schwarzen Weg entlang, aus der gleichen Richtung, aus der Papa immer gekommen war. Ich konnte zu erraten versuchen, welches Spielzeug er wieder in den Garten mitbringen könnte. Und unterhalten konnte ich mich in Gedanken mit ihm, meine paar deutschen Wörter ausprobieren, die ich schon gelernt hatte. Er war unerreichbar, aber wichtig für mich.

An einem trüben, regnerischen Nachmittag, als von meinem Fensterplatz nichts weiter als der Weg und die Geleise zu sehen waren, trugen vier Männer auf einer Bahre eine zugedeckte Gestalt vorbei. Hinter ihnen liefen mit aufgeregten, weißen oder roten Gesichtern viele andere Männer und Frauen, die auf deutsch schrien und schimpften. Der ganze Zug verschwand im Nachbarhaus, und als abends die Mama kam, erzählte sie mir, daß der Mann, der Vater des Jungen von nebenan, tot sei.



Wie ich später erfuhr, hatte dieser Mann, der kein Mitglied der Nazi-partei war, wahrscheinlich nur aus Ehrgeiz und um sich im Interesse seiner weiteren Karriere bei seinen Vorgesetzten beliebt zu machen, viele polnische Arbeiter des Rangierbahnhofes, darunter auch den Papa, wegen kleiner Vergehen bei der Gestapo denunziert. Da hatten unsere Leute einen Unfall inszeniert, der diesem Mann das Leben kostete.

Aber davon wußte ich damals natürlich nichts. Ich dachte nur daran, daß der Junge nun auch keinen Vater mehr hatte und fühlte mich dadurch mit ihm besonders verbunden. Am nächsten Morgen, es regnete langsam und gleichmäßig, als die Mama zur Arbeit gegangen war, stellte ich mich unter das kleine Vordach unserer zum Garten führenden Haustür und paßte auf, wenn der Junge zur Schule ging. Aber er ging an diesem Tage nicht. Lange blieb alles im Nachbarhaus still und verschlossen, und erst am späten Nachmittag öffnete sich die Tür, und er ging mit einem Eimer zur Müll-grube, die sich am Ende des Gartens befand. Ich trat in den Regen hinaus und ging langsam, aber zitternd vor Aufregung, auf den Nachbargarten zu, bog die tropfenden Sträucher auseinander und stellte mich an den Zaun.

Als der Nachbarsjunge zurückkam, sah er mich und ging langsamer. Schließlich blieb er ganz stehen und sah mich mit zur Seite geneigtem Kopf fragend an.

„Was ist?“ fragte er dann, möglichst rauh und grob, wie Jungen dieses Alters meist mit Mädchen sprechen.

„Du traurig, Papa tot!“ sagte ich und mußte einige Male schlucken, ehe die deutschen Worte heraus waren.

Er sagte nichts dazu, stand noch immer mit zur Seite geneigtem Kopf und etwas zusammengezogenen Brauen und sah mich an. Dann stellte er seinen Eimer auf den Weg, kramte in seinen Hosentaschen, rannte zu mir hin, drückte mir mit einem „Da!“ etwas in die Hand, nahm seinen Eimer wieder auf und rannte ins Haus zurück. An der Tür sah er sich noch einmal um und winkte mir zu.

Er hatte mir einen in Papier gewickelten, verschmutzten, zerdrückten und klebrigen Bonbon geschenkt.

An diesem und den folgenden Tagen war ich sehr glücklich. Den Bonbon legte ich in die große Glasschale auf der Kommode, die früher immer voller Süßigkeiten gewesen war, nun aber schon seit langem leer stand.

Das Wetter war am gleichen Tag noch schön geworden und dann so geblieben, so daß ich die meiste Zeit des Tages im Garten sein konnte. Und immer, wenn er dann durch den Garten kam und mich sah, winkte er mir zu und lachte. Nie hielt er sich bei mir auf, nie sprachen wir miteinander, aber ich war trotzdem sehr, sehr glücklich über diese Freundschaft. Bis dann eines Tages alles anders wurde.

Ich glaube, es war ein Sonntag. Ich sammelte heruntergefallene grüne Äpfel in meine Schürze, und im Nachbargarten waren vier oder fünf Kinder zu Besuch. Die Sonne schien, und Mama saß am offenen Fenster und schrieb, vielleicht einen der vielen vergeblichen Briefe an die deutschen Behörden mit der Bitte um Auskunft über Papas Schicksal. Die deutschen Kinder hatten Versteck und Fangen gespielt und saßen nun etwas gelangweilt auf den Stufen, die zum Haus hinaufführten. Mein sonst so stiller Freund hatte getobt und viel Krach gemacht heute und hatte mich nicht ein einziges Mal beachtet. Jetzt aber stand er plötzlich auf und kam langsam auf unseren Garten zu, dabei winkte er mir und rief: „Komm, Kleine!“

Vor freudiger Erregung klopfte mir das Herz bis zum Halse hinauf. Ich warf meine unreifen Äpfel weg, klopfte mir den Sand von den Fingern und lief zum Zaun, hinter dem der Junge freundlich lachend stand und mir in der geschlossenen Hand etwas hinreichte.

Nie werde ich vergessen können, wie sich plötzlich, als ich am Zaun war, der Gesichtsausdruck des deutschen Jungen änderte, wie aus dem heiteren Lachen plötzlich ein häßliches, gemeines Grinsen wurde, wie die schönen großen Augen sich zusammenzogen zu schmalen Schlitzern und der freundschaftlich vorgestreckte Arm jäh hochschnellte, bereit zu Schlag oder Wurf.

Und dann schrie er mir mit verzerrtem Mund ein gemeines, schmutziges Schimpfwort zu. Ich verstand das. Und den Sand, den er in der Hand gehalten hatte, warf er mir ins Gesicht, und die anderen Kinder schrien mir das gleiche zu, bis die Erwachsenen, die bei dem Krach aus dem Fenster sahen, sie zur Ruhe ermahnten, aber sie taten es lachend und gar nicht zornig.

Ich aber stand beschmutzt und verlassen sekundenlang starr vor Schreck. Und in diesen Sekunden brannte sich etwas in mein Herz, das nicht gelöscht werden kann.

9

„Du bist ein ganz sentimentaler Bursche“, sagte Ute und steckte sich eine Zigarette an. „Natürlich hat dir das einen Schock versetzt, das ist mir klar. Aber was hast du heute noch damit zu tun? Das liegt fast zwanzig Jahre zurück, und eine Verbindung zu deinen jetzigen unsinnigen Handlungen sehe ich einfach nicht. Wenn du profitieren willst von der Gesellschaft, in der du lebst, mußt du ihre Tabus anerkennen. Und hilfst du dem Mädchen vielleicht damit, daß du dich brotlos machst?“

„Vor allem helfe ich mir selbst. Ich will vor mir wieder bestehen können! Und außerdem habe ich vierzig Kinder in der Klasse.“

„Du wirst hier nicht mehr lange Lehrer sein!“

„Sicher, aber bis dahin kann ich vielleicht etwas erreichen, und dann gibt es noch andere Möglichkeiten, die Wahrheit zu sagen!“

„Aber warum fühlst du dich plötzlich verantwortlich für das, was hier gemacht wird? Du bist es doch nicht!“

„Jeder ist verantwortlich für das, was er nicht zu verhindern sucht!“

„Du bist in einem Tag Kommunist geworden!“

„Bisher weiß ich nur, daß ich in diesem einen Punkt mit ihnen übereinstimme.“

„Mach was du willst, aber ohne mich!“ sagte sie und ließ mich allein. Wie das endgültig letzte Wort in dieser Sache hatte es klingen sollen, aber ich spürte die Unsicherheit in ihrer Stimme. Daß diese Auseinandersetzung kommen würde, hatte ich bereits gewußt, als ich neben Renata in der Tanzbar saß und sie ihre Erzählung begann. Schon als sie die Häuser an der Industriebahn beschrieb, war mir plötzlich alles wieder gegenwärtig gewesen. Wie in das vollständige Nachtdunkel des Waldes plötzlich ein Scheinwerferstrahl bricht und einen Grasstreifen und einzelne Bäume so in Helligkeit taucht, daß jedes Stück Borke und jeder Grashalm bis ins feinste erkennbar werden, so stand das scheußliche Geschehen jenes Tages bis in jede Einzelheit genau vor mir. In jeder Etappe ihrer Erzählung hätte ich diese in Details vervollständigen können. Ich hätte ihr sagen können, welche Farbe das Bonbonpapier hatte, was für ein Kleidchen sie trug, welchen Ausdruck ihre Augen annahmen, als sie das Schimpfwort hörte. Ich hätte ihr auch sagen können, wie mir zumute war, als ich mir vornahm, vor den anderen Jungen zu glänzen, wie es mich würgte im Hals, ehe das Wort heraus war, und wie lange es dauerte, ehe der eklige Geschmack im Munde vorbeiging. Aber ich sagte nichts davon, weil jedes Wort wie eine Entschuldigung geklungen hätte. Ich schwieg und wußte, daß alles anders sein würde für mich, wenn ich nach Berlin zurückkehrte, daß ich etwas tun müßte, um vor mir selbst noch bestehen zu können nach diesem Abend. Ich dachte an die Auseinandersetzungen mit Ute, die mich nicht würde verstehen können. In diesen Minuten des Schweigens formulierte ich schon die Worte, die ich den Kollegen sagen würde; ich erlebte schon die Vorladung beim Direktor, die Gespräche mit meiner Mutter und die ersten tastenden Versuche, mit jenen Menschen in Verbindung zu kommen, die sich bemühten, die Wahrheit zu verbreiten. In Gedanken stand ich schon vor der Landkarte, in der die polnischen Westgebiete als zu Deutschland gehörig eingezeichnet waren, sah vierzig Kinder vor mir, die von mir Wahrheit erwarten durften.

Renata hatte immer vor sich hin auf den Tisch gesehen, während sie erzählte.

Erst nach Minuten langen Schweigens blickte sie mich an.

„Du brauchst nichts zu sagen, Micha!“ sagte sie und legte ihre Hand auf meine.

„Du wußtest es?“

„Ich weiß es seit diesem Moment, seit ich dich ansah!“

„Und nun?“

Sie antwortete nicht. Ich streichelte ihre Hand, ihren Arm und ihr Haar. Sie lehnte sich an meine Schulter und weinte lautlos.

„Renia, du darfst nicht verzweifelt sein. Ich war ein Kind damals, jetzt ist alles anders. Die Zeit ist anders, und ich bin anders. Es ist gut, daß du es mir erzählst und wieder ins Bewußtsein gerufen hast. Ich weiß jetzt, was ich zu tun habe. Weine doch nicht mehr, Renia. Ich bin doch derselbe nicht mehr.“ Und in dieser Art redete ich weiter.

Sie aber reagierte gar nicht darauf. Sie starrte ins Leere und ließ ihre Tränen laufen, und dann sagte sie: „Und in zwei Stunden mußt du wegfahren! Und in zwölf Stunden hast du Polen schon verlassen!“

„Renia“, sagte ich. „Wir wollen nicht daran denken!“

„Sag Renoczka zu mir“, flüsterte sie.

„Renoczka! Wir wollen nicht daran denken, hörst du. Wir wollen nicht daran denken, was früher war, und nicht an das, was kommt!“

„Wir können das nicht!“

„Höre, Renoczka, ich fahre heute nicht. Heute nicht und morgen nicht und nie mehr. Ich bleibe hier, lerne bei dir Polnisch und arbeite irgend etwas. Jeden Abend bin ich bei dir und jeden Morgen weckst du mich, ja? Nein, ich werde dich wecken. Ich werde dann erst immer fünf Minuten sitzen und dich ansehen, wie du schläfst, und dann werde ich dich wachküssen, so! Und dann werden wir Kinder haben: eine Tochter, so blond wie du, und einen Sohn, so schwarz wie ich. Oder möchtest du keine Kinder?“

„Nicht gleich, erst möchte ich ganz für dich da sein. Wir werden Reisen machen: in die Beskiden, an die See, nach Breslau.“ Sie hatte sich aufgerichtet und lächelte wie im Traum. „Und am Sonntag früh werde ich dir Kaffee kochen, den trinkst du im Bett und ich sitze dabei. Aber nur im Winter; im Sommer stehen wir ganz früh auf und gehen durch die stillen Straßen zur Weichsel hinunter und schwimmen, während die Sonne noch ganz tief steht.“

Wir hatten viel von dem wasserklaren Wodka getrunken, und ich glaubte, was ich sagte, und Renata versuchte auch, es zu glauben. Ich sah es an ihren Augen und an ihrem Mund. Ich hatte ein wunderbares Schwindelgefühl im Kopf, und wenn ich die Augen schloß, sah ich das silberne Gekräusel des Flusses vor dem morgenroten Himmel und Renia, wie sie vorsichtig einen Fuß ins Wasser streckt, um die Temperatur zu prüfen.

„Und was wird mein Papa dazu sagen?“ fragte sie und lächelte nicht mehr.

„Er wird mit dir glücklich sein.“

„Aber in zwei Stunden mußt du fahren, Micha!“

„Ich fahre doch nicht. Morgen früh gehst du mit mir zur Polizei und leitest alles in die Wege.“

„Ja? Dann gehen wir jetzt lieber schlafen, Micha. Laß den Wodka stehen, mach die Zigarette aus. Zahle! Wir gehen!“

Nur drei Paare tanzten noch. Der freundliche Ober verabschiedete sich wie der Hausherr mit Handschlag und besten Wünschen. Als wir unten im Flur waren, küßten wir uns. Sie preßte sich an mich, und ich streichelte unter dem Mantel ihren Körper.

Es regnete immer noch stark. Die Straßen waren menschenleer. Wir gingen durch enge Gassen, an einer barocken Kapelle vorbei, überquerten den Parkring und blieben vor einem Mietshaus stehen, das genauso in Berlin oder Hamburg gestanden haben könnte. Renata schloß die Haustür auf und schaltete das Treppenlicht an. Von der Kapelle her schlug die Uhr einmal.

„Halb drei schon“, sagte Renata.

„Für uns gibt es keine Uhr mehr, Renoczka. Wir wollen alles, alles vergessen!“

10

Als ich nach meiner Erzählung sein Gesicht sah, wußte ich, daß er der Junge aus dem Nachbarhaus war, aber ich wußte auch, wie sehr ich ihn liebte. Eine grenzenlose Traurigkeit hüllte mich ein und schnürte mir das Herz ab. In Minuten erträumten wir uns ein Glück, das es in Wirklichkeit nicht geben konnte. Ein Leben war uns verloren, aber eine Stunde konnten wir noch gewinnen.

„Wir wollen alles, alles vergessen!“ sagte er. Da spürte ich plötzlich die Lüge. Aus Angst vor der Wahrheit versuchte er krampfhaft, aus dem schönen Traum nicht zu erwachen. Vergessen wollten wir, aber wir konnten nicht vergessen, uns nicht und die Vergangenheit nicht und die Zukunft nicht. Nicht einmal die Uhr konnten wir vergessen. Er sprach von Vergessenwollen und dachte daran, daß uns noch eine Stunde blieb. Und ich dachte an Ruth und Stefan. Da wurde es klar in meinem Kopf. Ich küßte ihn.

„Wir können nicht vergessen, Micha, und dürfen es nicht! Ich liebe dich sehr, aber gerade deshalb bitte ich dich, jetzt zu gehen. Meine Freundin hat mich heute gefragt, was ich von dir wollte: dich heiraten oder ein kleines Abenteuer mit dir erleben. Das erste geht nicht. Du weißt es. Man ist nicht nur für sich selbst da. Du hast andere Aufgaben und nicht hier. Und für das zweite sollten wir uns zu schade sein!“

„Renoczka“, stammelte er, „ich liebe dich, wie ich noch nie einen Menschen geliebt habe, und ich kann so nicht gehen. Es kann nicht sein, daß das alles einfach zu Ende ist.“



„Es wird nicht zu Ende sein, Micha. Es muß noch ein drittes geben“, sagte ich heute zu Ruth. „Jetzt weiß ich es. Wir werden diese eine Stunde freiwillig hergeben, um uns alles unversehrt zu bewahren. Wir wollen versuchen, jetzt und das ganze Leben hindurch des anderen würdig zu bleiben.“

Er schüttelte den Kopf und begann wieder davon zu reden, daß er ganz hierbleiben würde.

„Und deine Mutter?“ fragte ich. „Und deine Schüler? Und unser Gespräch in der Bahn heute vormittag? Oder hast du Angst, daß du gar nicht anders geworden bist, daß unsere Begegnung sinnlos war?“

Da schwieg er beschämt. Er wußte genau so gut wie ich, daß der schöne, lügnerische Traum sich in der Wirklichkeit auflösen würde, wie der Wiesennebel in der aufsteigenden Morgensonne.

Er ging in den Regen hinaus. Vor der Tür blieb er noch stehen, um den Mantelkragen hochzuschlagen. Noch einmal sah er mich lange an. Aber er kam nicht zurück. Als die Tür zuschlug, war es mit meiner Kraft vorbei. Ich setzte mich auf die Treppe und weinte.

Erst am nächsten Morgen mischte sich in den heftigen Schmerz ein klein wenig Stolz, Stolz darauf, es richtig gemacht zu haben.

## DER DIEB

Sechs Tage erst, eine magere, hohlwangige Woche war der Vertrag alt, in dem sich die Arbeiter des Chlorbetriebes in vielerlei Hinsicht verpflichteten, sozialistisch zu leben, da hatte die Brigade bereits ihr Problem. Das Problem hatte weißblonde Haare, die wie Nadeln auf einem Steckkissen vom Kopfe abstanden, ein breitknochiges Gesicht mit blaßblauen munteren Augen und eine Nase voller Sommersprossen, so dicht wie auf einem Rebhuhn. Zweiundzwanzig Jahre zählte das Problem, spielte Fußball in der Reserve der Ligamannschaft, arbeitete in einer Reparaturkolonne an den Elektrolysebädern und hieß Ulli Mohring.

Donnerstags waren die Verpflichtungen von allen Brigademitgliedern unterschrieben worden, am Mittwoch darauf erschien der Staatsanwalt im Werk. Die Tagschichter waren eine Stunde früher zum Duschen gegangen, sie hatten schneller als sonst das schwärzlichgrüne Öl und den beißenden Schweiß von ihren Körpern gespült, sahen nun aus wie frisch gehäutet und waren in den Speisesaal geeilt, wo die öffentliche Sitzung der Konfliktkommission stattfand.

Als das Geschurr der vielen Stuhlbeine auf den rotbraunen Fliesen, deren Kühle angenehm in die Hosenbeine kroch, zur Ruhe kam, und erwartungsvolles Räuspern den Saal erfüllte, ließ sich der Staatsanwalt das Wort erteilen. Mit den Knöcheln seiner Finger, die unter der gestrafften Haut weißlich schimmerten, hämmerte er die Satzzeichen seiner weitschweifigen Rede auf die Tischplatte. Nach einer Viertelstunde wurde er plötzlich unterbrochen. Jemand rief ungeduldig dazwischen: „Auf gut deutsch: Ulli Mohring hat geklaut.“

Ich saß in einer der vordersten Stuhlreihen und konnte einen jeden einzelnen vor mir beobachten. Der Vorsitzende der Konfliktkommission erhob sich hinter dem roten Fahnentuch, mit dem die Präsidiumstafel behängt war, drückte bedächtig seine Zigarette im Aschenbecher aus und grollte dumpf besänftigend: „Aber Kollegen, laßt mal das Rumoren sein. Das ist eine ernste politische Frage hier. Nachher könnt ihr diskutieren, wie euch der Schnabel gewachsen ist.“ Krachend setzte er sich. Der Staatsanwalt sprach weiter, mit den Fingern das Holz hackend.

Mohring kauerte allein an einem Tisch, der provisorischen Anklagebank sozusagen. Während der Darlegungen des Staatsanwaltes hatte er unent-

wegt aus dem Fenster geblickt. Schämte er sich oder stellte er sich gar gelangweilt, als ob ihn die Sache nichts angehe? Als der Zwischenruf peitschend wie ein Stockschlag in den Redeschwall des Staatsanwaltes fiel, zuckte er zusammen. Er suchte hastig und verwirrt die Gesichter der Arbeiter ab, um herauszufinden, wer geschrien hatte, vergrub aber schnell wieder seine Augen in den Wolkenballen, die sich verschwiegen hinter den Scheiben auf-türmten. Mochte er nun den Gleichgültigen spielen oder sich niedergeschlagen und zerknirscht fühlen, ich kannte an ihm weder die eine noch die andere Regung. Ulli war stets lustig und vergnügt gewesen. Im hartnäckigsten Arbeitstrubel nicht verließ ihn seine Fröhlichkeit, sie lag auf seinem Gesicht wie der ewig rosige Schimmer seiner Haut, die der reifer Glaskirschen ähnelte. Manchmal geschah es doch in der Elektrolyse, daß ein Zellendeckel porös war, nachdem man ihn eben erst frisch bekohlt hatte. Dann lagen die Dichtungsringe an den Anodenrippeln nicht gepreßt genug aufeinander. Wir standen um das Bad und warteten. Einer machte die Probe, indem er mit der in Salmiak getränkten Wolle nacheinander die Verschlüsse betupfte. Überall, wo das Chlorgas durchsickerte, quiemten weiße Rauchschnangen auf. Der Gestank breitete sich aus und biß in die Lungen; jeder hustete. Ulli aber sagte lachend: „Was wollt ihr! Eche, eche . . . Geht zu Muttern an den Kochtopf! Eche, eche . . . Aber nicht in die Chemie! Eche, eche . . . Das bißchen Chlor! Eche, eche . . . Mir macht's nichts, ich kann noch pfeifen.“ Und schon trällerte er einen Schlager in unsere Flüche.

Und Mohring arbeitete flott und gewissenhaft. Wenn er die Schrauben an den heißen Zellenschaltern festzog, wirbelte er die Schlüssel herum, als wären sie an seinen Armen angewachsen. Die Hitze schien ihn kaum zu stören, er schnaufte nur hin und wieder über die Lippen weg, pustete die Schweißtropfen fort, die an seiner besprenkelten Nase hingen. Er kam aus der Braunkohle, er hatte jahrelang an den Brikettpressen gestanden. „Das hier ist eine Sommerfrische gegen die Höllenglut da“, sagte er. „Wenn du da die Zentner hoch stemmst, hast du keine Hand frei, dir die Brühe von der Gurke zu wischen. Läßt es laufen und denkst, es regnet.“ Als mich der Meister am ersten Tag meines körperlichen Einsatzes in die Kolonne einwies, der auch Mohring angehörte, stellte er ihn mir mit den Worten vor: „Unser Fußballer, unbedingt ligareif. Schon weil er die Seifert-Methode bei uns eingeführt hat.“

Kurz darauf, wir hockten beim Mittagessen nebeneinander, fragte ich ihn: „Sag mal, Ulli, du hast die Seifert-Methode im Chlorbetrieb eingeführt?“

Er hielt das Kotelett zwischen Daumen und Zeigefinger und nagte schmatzend das Fleisch von der Rippe. „Stimmt nicht“, antwortete er, „mußt dem Alten nicht alles glauben.“ Andächtig kaute er weiter.

„Na, na“, knurrte uns gegenüber Walter Wildgrube, ein untersetzter kahl-

köpfiger Arbeiter aus der Nachbarkolonie, der seit einiger Zeit, seitdem die fünfzig neuen Quecksilberzellen eingebaut waren, so etwas wie unser zweiter Anlagefahrer war. Wildgrube hatte sieben Kinder zu Haus, das älteste, ein fülliges blondhaariges Mädchen, heiratsfähig, das jüngste, ein Nachkömmling, noch im Kinderwagen. An ihn wandten sich oftmals die Chlorarbeiter, wenn sie Rat brauchten, Rat in kleinen häuslichen Dingen, Rat aber auch manchmal in seelischen Konflikten. Dieser fragte Wildgrube, ob er ihm nicht eine Rasse Fleischhühner empfehlen könnte, die gleichzeitig legefreudig seien. Wildgrube nannte ihm die ockergelben Orpington: „Jeden zweiten Tag ein Ei und gut sechs Pfund schwer.“ Ein anderer kam und wollte wissen, was er mit seinem Sohn beginnen solle, dessen Versetzung in der Schule gefährdet sei. „Du hast doch sieben Kinder, Walter, was meinst du?“ Wildgrube verwies ihn an den Lehrer. „Mit ihm mußt du reden. Ihr beide müßt euch einig sein. Sonst reißt einer wieder ein, was der andere aufbaut. Dein Junge muß vor allem spüren, daß er in einer Gemeinschaft lebt, wo alle an einem Strang ziehen.“

Jetzt hängte Walter Wildgrube seine knollige Nase über einen Bogen Pergamentpapier, in den er raschelnd die Knochenreste der Mahlzeit einwickelte, die ihm von allen Seiten gereicht wurden, und die er für seinen Schäferhund sammelte. Ich wußte nicht, wem Wildgrubes Gebrumm gegolten hatte, der Antwort Mohrings oder dem Berg Futter, der so rasch anwuchs, daß ihn seine schrundigen Hände kaum mehr zu halten vermochten. Ich sah zu ihm hinüber, er blinzelte mir aufmunternd zu.

Nach einer Weile strich sich Mohring mit dem Handrücken das Fett von den Lippen. Er warf den abgeknabberten Knochen zu den anderen und forschte: „Willst wohl einen Artikel machen, du Zeitungsmensch, was?“

„Keine Bange“, beruhigte ich ihn, „bin von Natur aus neugierig.“

„Wenn du's unbedingt wissen willst“, fuhr er fort, „wir haben alle drei angefangen, die ganze Kolonne. Seifert-Methode einzeln geht nämlich bei uns nicht. Einer ist doch auf den anderen angewiesen.“

„Na gut“, sagte ich, froh, daß Mohring auf einen Schwatz einging, „einer muß doch aber der treibende Keil gewesen sein?“

„War ich auch nicht“, erklärte er, „bin nur der gewesen, der die Wartezeiten und die Reparaturzeiten getrennt auf einen Zettel geschrieben hat.“

„Die anderen beiden haben dich dazu bestimmt. Oder wie?“ ich ließ nicht locker.

„Du traktierst mich ganz schön“, lachte er und richtete seine wasserklaren, durchsichtigen Augen auf mich. „Aber ich sag nichts weiter.“

„Die Sache war nämlich so“, mischte sich Walter Wildgrube ein. Klickend drückte er die Schlösser an seiner Aktentasche zu, in die er soeben die Speisereste verstaut hatte. „So war die Sache nämlich. Die beiden Knacker in

seiner Kolonne wollten nicht ran an diese neue Methode. Ulli will mit der Sprache nicht raus, mußt du verstehen, weil er denkt, sie könnten's ihm verübeln. Immer, wenn was Neues kommt, sind sie bei uns vorsichtig. Sie drehen das Ding nach links und nach rechts, beschnuppern es von hinten und von vorn, wie 'n Rüde die Hündin. Bei dem Alten, da weiß man, was man hat, sagen sie, aber bei dem Neuen, da kann man vorher nie wissen . . . So ist das bei uns. Die Menschen denken oft noch wie vor zwanzig Jahren. Damals, in dem Betrieb hier, wurde auch immer so vieles als ganz neu angepriesen. Fiel man drauf rein, war es stets das Alte, nur schlechter noch. Für den Arbeiter schlechter. Daran denken sie. Als nun die Gewerkschaft kam, meinte der eine aus Ullis Kolonne: Seifert, das ist zum Einseifen, wir lassen uns nicht balbieren. Als die Gewerkschaft ein zweites und drittes Mal kam, meinte der andere: Natürlich sind wir für Seifert, aber laßt uns mit dem Papierkram in Ruhe.“

„Und deine Meinung, wie war die?“ wandte ich mich an Mohring.

„Ehrlich, ich war weder dafür noch dagegen“, entgegnete er. „Aber wie sich die beiden mit den Ausreden abstrampelten, das gefiel mir nicht.“

„Ist doch klar“, grünte Wildgrube und bleckte seine schwarzgerauchten Zähne, „sie wollten die Seifert-Methode nicht und schoben die Schreiberei vor.“

„Das kam mir vor wie beim Fußball, weißt du“, sagte Mohring. „Deine Mannschaft kriegt einen Elfmeter, aber keiner will ihn schießen. Weil jeder Angst hat, er könnte den Ball am Tor vorbeiknallen und dafür ausgepiffen werden. Und da sagte ich: Wenn ihr nicht schreiben wollt, schreibe ich. Daran soll's nicht hapern. Denn wenn du bei der Seifert-Methode nicht genau die Verlustzeiten von den produktiven Zeiten trennst, ist sie für die Katz.“

„Hast also doch angefangen“, rief Wildgrube und schlug Mohring kameradschaftlich auf die Schulter.

„Schreib das aber nicht in die Zeitung“, protestierte Ulli.

Näher lernte ich Mohring jedoch erst kennen, als wir beide einmal nach Feierabend in den Kulturpalast gingen. Das war, als die letzten Etappen der Friedensfahrt getreten wurden und sich die Gespräche während jeder Arbeitspause im Chlorbetrieb um die Spurts von Venturelli, Vanderveken und Adler und um die blauen Trikots der sowjetischen Mannschaft und das Gelbe Täve Schurs drehten. Da wurde heftig darum gestritten, wer wohl die kräftigeren Muskeln an den Beinen habe, die Belgier oder die Deutschen. Und als plötzlich drei von den mit viel Vorschußlorbeeren bedachten Italienern das Rennen wegen gegenseitiger Zerwürfnisse aufgaben, war für manch einen, der bisher immer noch mit dem Westen geliebäugelt hatte, in der Tat der Kapitalismus nur noch halb so anziehend geworden.



Mohring begeisterte sich als Sportler natürlich auch für die Kämpfe auf den Landstraßen. Er wollte sich den Fernsehbericht von einer der letzten Etappen anschauen und bat mich, ihm Gesellschaft zu leisten. Wir gingen frühzeitig zum Kulturhaus, um einen guten Platz zu erhalten, denn der Raum, in dem der Apparat stand, war Nachmittag für Nachmittag dicht bevölkert.

Unterwegs, als wir an einem winzigen Krämerladen vorbeikamen, in dem auch Bier verkauft wurde, sagte Mohring: „Meine Frau wird denken, ich bin versackt.“ Er deutete mit einem Kopfnicken auf einige Arbeiter, die auf dem abgewetzten Steintritt vor der Budike saßen oder am Zaun des Vorgartens lehnten, mit Flaschen in den Händen.

„Was“, wunderte ich mich, „du bist verheiratet?“

Er kicherte. „Traust du mir nicht zu, he? Vater werde ich auch bald. Ein strammer Mittelverteidiger wird's. Sie ist im siebten Monat.“

Wir bogen von der Straße ab und schritten durch die Grünanlagen, die die breite Auffahrt zum Kulturhaus säumten. Die Erde duftete süß und würzig nach modrigem Laub. Sie öffnete sich den kosenden Strahlen der Sonne wie eine Geliebte. An den dunklen Buchsbaumhecken platzten zartgrün frische Knospen auf.

„Ihre Eltern waren dagegen, gegen unsere Hochzeit“, plauderte Mohring weiter. „Ihr Alter legt Gleise in der Kohle. Aber er wollte, daß es dem Mädchen mal besser geht. Wer weiß, an wen er sie verkuppelt hätte. An so einen geschniegelten Bürohengst vielleicht. Dafür war sie sich zu schade. Und da haben wir uns ins Gras gelegt und einfach ein Kind gemacht. Erst hat der Alte sie durchgeprügelt, dann hat er uns doch seinen Segen gegeben. Ich werd's ihm zeigen, was seine Tochter an mir hat. Ich arbeite nach Feierabend auf dem Bau. Wir werden uns eine Wohnung einrichten, sag ich dir, tipp, topp.“ Er schnalzte mit der Zunge.

Ich empfand Zuneigung zu Mohrings unkomplizierter, freilich ein wenig roher, aber aufrichtiger Art. Wenn er so dachte, wie er erzählte, mußte sein Wesen klar und durchsichtig sein wie seine blaßblauen Augen. Da hatten sich die beiden Liebenden ohne Umschweife einander hingegeben, um den spießbürgerlich fürsorglichen Nachstellungen ihrer Eltern zu entgehen. Ich musterte Mohring unbemerkt mit einem Seitenblick. Die weißblonden widerspenstigen Borsten über der rosigen Stirn verliehen ihm etwas jungenhaft Unbekümmertes. Nein, diese Sachlichkeit, sich eine Frau zu nehmen, hatte ich ihm nicht zugetraut.

Als wir uns vor dem flackernden Bildschirm niedergelassen hatten, fuhr er fort: „Solch ein Weib wie mein's, sag ich dir, findest du so leicht nicht wieder. Wirtschaften kann's, sag ich dir, und Arme hat's, für die Arbeit wie geschaffen. Einen Fernsehapparat kaufen wir uns auch bald. Ich bin schon

lange angemeldet, bei der Gewerkschaft. Bis die Spiele um den Europapokal beginnen, will ich ihn haben. Vor allem für den Sport brauche ich ihn, weißt du. Und wenn meine Frau dann in die Wochen kommt und Urlaub macht, hat sie immer was zum Gucken. Denn ihre Alten sollen vor Staunen die Maulsperre kriegen ...“

Auf dem Bildschirm verschwand das Gitter. Die Sendung wurde angekündigt. Ulli folgte gebannt der Übertragung.

Ein Tag nach dem anderen verging, blätterte ab wie die ersten Blüten im Wind. Die beiden für Ulli Mohring so wichtigen Ereignisse rückten immer näher, der Fußballkampf zwischen der deutschen Nationalmannschaft und Portugal und die Geburt seines Sohnes (daß er eine Tochter gezeugt haben könnte, daran dachte er nicht einmal). Aber mit dem Fernsehapparat, den Ulli sich kaufen wollte, hatte es seine Tücken. Kaum hatte er einmal Muße, seinen Blick von der Zelle zu heben, schimpfte er uns die Ohren voll: „Ist das nicht eine Schweinerei? Den Kasten kann ich mir jederzeit abholen, denkt euch. Brauche nur die Scheine vorzuzählen. Aber meint ihr, ich kriege Aluminiumstäbe für die Antenne? Keine Spur! Wißt ihr nicht, wo man solche paar lumpigen Dinger auftreiben kann?“

Wir wußten es nicht. Er schleppte das Gerät nach Hause und gab ihm einen Ehrenplatz in der Wohnstube. In den Sportjournalen wurden die Leistungen der deutschen Auswahlspieler eingeschätzt. Ullis Frau horchte immer öfter auf das Klopfen in ihrem aufgewölbten Leib. Die Schwiegermutter murrte, sie ließ sich ihren mehrmals angekündigten Besuch nicht mehr länger hinauströsten. Das viereckige Zyklopenauge des Apparates jedoch glotzte blind aus der Nische zwischen Couch und Schrank hervor.

Jeden Tag sprach Mohring im Magazin des Werkes vor und erkundigte sich nach Aluminiumstangen. Sie lachten schon, wenn sie sein rothäutiges Gesicht auftauchen sahen, das der Ärger nun weitaus dunkler als glaskirschfarben getönt hatte. „Habt ihr ...?“ fragte er, den Kopf noch im Türspalt. „Zum Teufel mit dir Quengelgeist, wir haben nicht“, antworteten sie. „Mit eurer Schlamperei könnt ihr einem die ganze Freude verderben“, zürnte er und fuhr sich wütend durch seine Haarstacheln. „Geduld, mein Lieber. Hast so lange auf den Guckkasten gewartet, kannst du auch noch die Antenne abwarten.“ – „Ich hab das Warten satt.“ Er knallte die Tür zu.

Eines Morgens fanden wir uns wie üblich an den Werkzeugspinden in der Elektrolyse ein, jeder die Schläfrigkeit der Nacht mit dampfenden Zigaretten aus den Gliedern räuchernd. Der Anlagefahrer Walter Wildgrube verteilte die Arbeit, er beauftragte unsere Kolonne, zwei Tonnen Quecksilber zu laden. Wir holten die dunkelgrünen, mit chinesischen Schriftzeichen bemalten Flaschen, deren jede siebzig Pfund wog, mit einem Lastwagen von außerhalb des Kombinats und schafften sie zum Lager des Chlorbetriebes.

Oben wälzten wir die zylindrischen Behälter mit ihrem schweren Inhalt auf die eiserne Plattform des Aufzuges, im Keller nahm sie Mohring in Empfang und stapelte sie übereinander.

Während wir uns auf der Rampe wieder mit den Quecksilberkanistern herumbalgten, konnte Mohring unten Atem schöpfen und von der Plackerei verschlaufen. So stöberte er ein wenig in den Winkeln des Lagers herum und entdeckte zwischen Ölfässern, aufgefädelten Hartgummiringen und verstaubten Wergballen ein Bündel mannshoher, fingerdicker Kupferrohre.

Nebenhin fragte Ulli den Anlagefahrer, als wir uns wieder in der Elektrolyse meldeten: „Sag, Walter, wozu brauchen wir die Kupferstangen im Keller?“

„Keine Ahnung“, erwiderte Wildgrube, „die liegen schon Jahre dort. Das ist eine Fehllieferung. Wir müßten sie mal wieder ins Magazin zurückschaffen.“

Seitdem war es Mohring, als läge das kupferne Bündel quer in seinem Kopf. Bei jedem Schritt, das sein Denken tat, stolperte es über die Rohre. Keine Menschenseele kümmert sich um das Metall da unten. Es setzt schon Grünspan an und wird noch ganz verlottern. Ein Irrtum, sagt Wildgrube, hat das Kupfer in das Lager des Chlorbetriebes verschlagen. Wenn ich ihn nicht daran erinnert hätte, hätte auch er es vergessen. Unsereins aber rennt sich die Hacken wund nach Aluminiumstangen. Zu Hause knackert und flackert der Fernsehapparat, wenn man ihn sehnsüchtig andreht. Es geschieht kein Wunder mit ihm. Die Antenne fehlt, weil die Magaziner kein Material haben. So sind sie: In einer Ecke lassen sie es lieber von den Asseln beissen. Wenn ich nur vier oder fünf Stäbe aus dem Bündel nehme und sie zurechtschneide, kein Hahn wird danach krähen. Oder soll ich doch besser zu den Ausgebern sagen: Ich wüßte schon, wo was für die Antenne liegt? Doch dann werden sie antworten: Wo denkst du hin, Kollege, brauchen wir für dies oder das. Eine lange Nase werden sie mir machen.

Ulli Mohring dachte an Gerda, seine Frau. Sie hatte Arme und Hüften breit und wohligh wie ein Bett. Kam er abends vom Bau, nachdem er seine Aufbaustunden abgeschuftet hatte, saß sie noch immer wach und wartete auf ihn. Ihre Bluse straffte sich unter der Last der schweren, prallen Brüste, gegen die die Milch drängte. Ihr Gesicht war blaß und ihre Augen waren umschattet, doch sie gönnte sich keine Ruhe den Urlaub über. Sie häkelte und strickte weißwollene Jäckchen und Hemden, zierlich wie Puppenkleider, und legte die Hände erst müde über den Schoß, wenn sie ihn die Treppe aufsteigen hörte. Woher weiß sie nur, wunderte sich Ulli, wie winzig so ein Babyärmchen sein muß? Er goß sich den dampfenden Kaffee ein, den sie für ihn gekocht hatte. Und wenn er ihn mit spitzen Lippen schlürfte, deutete sie auf ihren Leib und erzählte ihm von dem Leben darin. Nein, solch ein

Weib wie die Gerda würde er nicht wieder finden, so mutig, wie sie der Niederkunft entgegensah. Sollte er ihr nicht eine Freude bereiten mit den Fernsehsendungen? Die Schwiegermutter sollte ihn nur besuchen, sobald er die Antenne aufgesteckt hatte. Er würde sich hinter ihr auf einen Stuhl setzen und sich heimlich eins kichern, wenn sie sich den Hals am Bildschirm ausrenkte. Einen Federfuchser hatten sie der Gerda geben wollen . . .

Wohl mit derartigen Gedanken im Kopf erklärte uns Mohring eines Mittags, er komme nicht mit zum Essen, er habe noch irgendwo etwas zu erledigen. Er stellte sich mit uns an den Waschtrog, wusch sich die Hände und warf sich die Jacke über das verschwitzte Hemd. Er verließ auch mit uns die Halle, doch dann schlich er sich in die summende Stille der Elektrolyse zurück und stieg in das Lager hinab.

Niemand aus unserer Brigade hatte ihn dabei beobachtet. Ulli Mohring aber hatte bei der Vernehmung ausführlich seine Tat geschildert. Und ich hatte das Protokoll nachgelesen, das darüber angefertigt worden war.

Im Keller mochte die Aussicht, nun bald auch die Antenne für den Fernsehapparat zu besitzen, seine Angst, jeden Augenblick bei dem Diebstahl überrascht zu werden, wohl unterdrückt, jedoch nicht vollends beseitigt haben. Denn immer fühlte er sich verfolgt, erschrak, als er seinen eigenen Schatten entdeckte, den das grelle Licht der nackten Glühbirne an die Wände geisterte, zuckte zusammen, als das Metall unter seinen zitternden Händen scheppernd aneinanderschlug. Mehrmals wollte er über die verstaubten Wergballen wieder zurückklettern, aber immer wieder rechtfertigte er sich damit, daß das Kupfer irgendwann fehlgeliefert worden war und sich niemand mehr seiner erinnert hatte.

Sechs, acht Rohre zog Ulli Mohring aus dem Bündel, hastig, seine Hände flogen. Zweifellos, sein Gewissen war aufgestört. Laß sein, du bist ein Dieb, sagte es. Keine Ahnung, das ist eine Fehllieferung, antwortete es. Du bestiehlst das Werk . . . Der Apparat braucht eine Antenne . . .

Er stürzte aus dem Keller. Die Elektrolyse lag noch immer verwaist. Nur die handtellergroßen Scheiben auf den Quecksilberpumpen rotierten surrend. Die Arbeiter saßen noch im Speiseraum vor ihren Suppen.

Ulli lief zum Werkplatz der Montageschlosser hinüber. Er zersägte die Kupferstangen in gleichlange Stücke. Er fühlte sich in allen Gliedern zer schlagen. Die Aufregung in dem engen, muffigen Keller hatte ihn ermüdet. Aber das Blut jagte ihm nun nicht mehr wild durch die Adern. Sein Denken war jetzt wieder klar. Es war nicht mehr verwirrt als in den letzten Tagen. Seine Klarheit, seine Verwirrung bestand darin, daß es sich wieder dem Fernsehapparat überließ. Mohring sah ihn vor sich, wie er sein blindes Auge öffnete.

Sechzehn Rohre hatte sich Mohring zugeschnitten. Sie waren nicht dicker

als ein Finger und nicht länger als ein ausgestreckter Männerarm. Ulli umwickelte sie mit alten, öligen Putzlappen. Das Paket wirkte harmlos. Niemand würde ahnen, daß sich darin die Kupferstangen verbargen. Auch der Keller würde schweigen. Das Bündel in der Ecke war nicht auffallend dünner geworden. Sollte es Wildgrube wieder ins Magazin schaffen. Niemand erinnerte sich mehr an die Fehllieferung. Nur noch schnell die Antennenstäbe an einem Platz auf der Werkumzäunung verstecken, daß man sie von außen leicht greifen könnte. Und dann im Schutze der Dunkelheit heute abend das Bündel abholen. Gerda würde bald lachend vor dem Bildschirm sitzen. Ihre griesgrämigen Alten könnten auf Besuch kommen. Vater Gleisleger könnte sich das Fußballspiel ganz aus der Nähe begucken. Wie er den Fernsehapparat sehend gemacht hatte, das freilich würde sein Geheimnis bleiben. Niemand dürfte es erfahren, auch Gerda nicht. Sie vor allem nicht.

Ulli verließ die Halle. Wir kamen aus dem Sozialgebäude. Wildgrube und ich. Ulli sah uns und bog rasch vor uns ab. Zehn Schritte von uns entfernt. Unter dem Arm hielt er ein graues Paket.

„He, Ulli!“ rief Wildgrube. Freundlich. Nichts ahnend.

Mohring duckte sich. Sein roter Hals versank in den Schultern. Er schien nicht gehört zu haben.

Wildgrube sah mich überrascht an. Seine Augen fragten: Was hat er? Er wiederholte seinen Ruf.

Mohring wandte sich nicht um. Er schritt schneller aus. Er setzte sich in Trab. Er lief davon.

Wildgrube war verdutzt. Ebensowenig wie ich konnte er sich Ullis Gebaren erklären.

Mohring lief schneller. Er bog zum Schuttplatz ein. Seine Füße stampften im Staub.

„Da stimmt was nicht“, brummte Wildgrube, wie zu sich selbst. Er rannte hinter Mohring her. Ich folgte ihm.

Ulli war zwanzig Meter vor uns. Wir vernahmen seinen keuchenden Atem. Walter Wildgrube blähte die Nüstern wie ein Pferd. Der Abstand zwischen uns und dem Ausreißer verringerte sich. Das Bündel behinderte Mohring beim Laufen. Sonst wäre er uns davongeeilt.

Wildgrube spie in den Sand. Seine Lunge pff und röchelte. Doch er hetzte dem Schlosser nach. Auf meiner Zunge schmeckte ich den Staub, den Mohrings Beine vor uns aufwirbelten.

Ulli Mohring drehte sich um. Sein Gesicht war verzerrt. In seinem Blick wucherte die Angst. Kopflos hastete er auf die Planke zu. Sie schloß das Werk vom Bahngelände ab.

„Schneller!“ trieb mich der Anlagefahrer an. „Sonst entwischt er uns ... Über den Bretterzaun da ...“



Ich wunderte mich über Wildgrube. Er sprang behend über die Geröllhaufen des Schrottplatzes. Die Jagd verdoppelte seine Kräfte.

Meter um Meter kamen wir dem Flüchtling näher. Er verhaspelte sich in einem Berg rostigen Eisendrahts. Er schlug hin, raffte sich auf, blutete.

Plötzlich stand Mohring vor der mannshohen Wand. Fast im selben Augenblick waren wir bei ihm.

Mohring warf das graue Paket von sich. Er japste nach Luft, streckte uns die blutigen Handflächen entgegen.

Wir standen uns gegenüber.

„Sagt nichts!“ jammerte Ulli. „Es war doch wegen Gerda ... Und dem Fernsehapparat ...“

„Was denn?“ Wildgrube bückte sich und riß die öligen Lappen von dem Bündel.

Mohring schluchzte. Seine Lippen zitterten. Das Wasser rann ihm aus Augen und Nase. Durch die Verpackung schimmerte rot das Kupfer.

Wildgrube richtete sich auf. „Geklaut hast du! In die Fresse hau ich dir.“ Er hob die Hand zum Schlage. Als er Mohrings rotes Gesicht sah, ließ er sie wieder sinken. Er glotzte den Dieb an, haßerfüllt, voller Ekel. Doch nicht ohne väterlichen Schmerz, als habe ihn sein eigener Sohn betrogen. Er wandte sich ab, spuckte aus und ging wortlos.

Zwei Wochen später erschien der Staatsanwalt im Chlorbetrieb. Und eben jetzt hackte er zum letztenmal mit seinen weißlichen Knöcheln auf die Tischplatte, seine Rede beschließend.

„Ihr kennt nun das Problem, Kollegen“, sagte der Vorsitzende der Konfliktkommission. Breit mit den Ellenbogen auf die Tischplatte gestützt, rieb er vor seiner Nase die Handballen aneinander, die vom vielen Gebrauch der Werkzeuge rau und rissig waren und sich nun gegenseitig wie Schmirgelpapier bekratzten. „Ihr seid eine sozialistische Brigade. Einer von euch hat gestohlen. Was, denkt ihr, soll mit ihm geschehen? Die Konfliktkommission will eure Meinung wissen.“

Es dachten wohl alle nach. Schon während der Ausführungen des Staatsanwaltes hatten sie nachgedacht. Und auch jetzt beschäftigten sich die Gedanken eines jeden mit Mohring. Aber niemand sprach. Es war so schwer, den Anfang zu machen, wenn man sozusagen in eigener Sache reden sollte. Denn Ulli Mohring gehörte doch zu dem Kollektiv, mittendrin befand er sich. Täglich morgens hatte man auch ihn in der Gruppe vor den Spinden der Elektrolyse getroffen, in jener Gruppe, in der zehn Minuten vor Arbeitsbeginn jeder jedem noch einmal ins Gesicht schaute, jeder jedem die Hand drückte. Hier versammelte man sich, vertrat sich die Füße, verschränkte die Arme und döste vor sich hin, in den Ohren das noch träge Rauschen des Blutes. Worte wurden nur wenige gewechselt, nicht mehr als

unbedingt notwendig waren; die Zungen schliefen noch. Man versuchte dafür alles, was gesagt werden könnte, mit den Augen zu erledigen, alles, was man hören könnte, zu sehen. Der Minutenzeiger der großen Normaluhr an der hinteren Hallenwand rückte mechanisch vor, unerbittlich sich der Stunde der Ablösung nähernd. Mit den Blicken folgte man dem Mechanismus und übertrug ihn tropfenweise auf sich, als träufelte man eine Medizin in sich hinein, die langsam die Glieder belebt. Man ließ die Augen über die endlose Reihe der Quecksilberzellen schweifen und entdeckte auch nur allmählich, daß es die vertraute Landschaft der täglichen Arbeit war, die man gestern erst verlassen hatte. Und man beobachtete seinen Nebenmann, bemerkte lächelnd, daß man selbst gemustert wurde, und gewahrte dabei auch die sommersprossige Nase Ulli Mohrings und das Glaskirschenrot seiner Haut. Hatte er gestern nicht das siegbringende Tor im Ligaspiel geschossen? Wollte er sich nicht einen Fernsehapparat kaufen? Natürlich, bald wird man ihm zur Geburt seines Sohnes gratulieren müssen. Jeder von den Chlorarbeitern brauchte diese zehn Minuten vor Schichtbeginn, um den Schlaf abzuschütteln, um sich dem Tag einzugewöhnen, dem Tag mit seinem beißenden Gasgeruch, der aufsteigen, mit dem Schweiß, der einem salzig über die Lippen rinnen würde. Diese frühen zehn Minuten benötigten die Chlorarbeiter aber vor allem, um sich vor der Arbeit noch einmal, mit schweigenden Zungen freilich, aber mit beredten Augen, gegenseitig zu vergewissern: Du bist also auch hier erschienen, das heißt, ich kann mich auf dich verlassen. So festigten diese zehn Minuten an jedem Morgen wie kaum eine andere Gelegenheit das Zusammengehörigkeitsgefühl der Männer. Doch nun hatte einer aus ihrer Gruppe das stumme Versprechen gebrochen. Wie sollte man darauf antworten? Man schämte sich für sich selbst.

Es sprach der Betriebsleiter. Der Meister sprach. Ein Mitglied der Konfliktkommission sprach. Sie alle aber kannten Mohring am wenigsten. Die Chlorarbeiter schwiegen. Es war so schwer . . .

Ulli Mohring kauerte wie betäubt an seinem Tisch. Er getraute sich nicht aufzublicken. Wenn irgendjemand seinen Namen nannte, erschrak er. Seine Hände zuckten, er hatte sie wie zum Gebet zusammengefaltet. Seine Lippen zitterten, sie waren schmal wie ein Strich. Einmal entdeckte ich seine wasserklaren, blaßblauen Pupillen. Ich fand sie grundlos, ohne Halt, wie eine Wasserwüste, die sich fern am Horizont in Dunst auflöst, traurig und benommen. Neben mir saß Walter Wildgrube und saugte an seiner erkalteten Tabakspfeife. Er nickte beifällig mit seinem dicken Glatzschädel, sobald er in den Reden der anderen eine seiner Überlegungen wiederfand. Doch mißmutig stieß er seinen Atem in den Pfeifenstiel, daß der Saft darin quackerte, wenn ihm eine Äußerung mißfiel.

Einer aus Mohrings Kolonne stand auf, ein Alter mit Höckerrücken und

hohlen Wangen. Er war Reparaturschlosser wie der Angeklagte. Er hustete und umklammerte mit beiden Händen die Stuhllehne vor sich. Wir alle fühlten, daß jetzt die Entscheidung heranreifte. Auch Ulli mochte es ahnen. Als er die heisere Stimme des Schlossers vernahm, schaute er ihm voll ins Gesicht, nach Trost in jedem Worte hungernd.

„Weg mit ihm! Raus aus dem Betrieb mit ihm. Diebe können wir nicht gebrauchen. Ich bin vierzig Jahre im Chlor. Wenn einer geklaut hat, wurde er immer rausgeschmissen.“

Mehr sagte der Alte nicht. Alles wartete, daß er sein Urteil begründete. Aber er ließ sich wieder auf seinen Platz fallen. Er hatte genug begründet: Er kannte es nicht anders, als daß ein Dieb verdammt wurde. Damit basta.

Mohring stöhnte gequält. Er hatte umsonst gehofft.

Walter Wildgrube nahm die Pfeife aus dem Munde und steckte sie in die Hosentasche. „Ich will mal was sagen“, erklärte er und rekelte sich hoch. „Ich habe Mohring erwischt, wie er das Kupfer gestohlen hat. Glaubt mir, ich wollte ihn niederschlagen. Ich bin keiner, der den ...“, er stockte, er besann sich, „... na ja, der die Sache beschönigen will.“

Der Anlagefahrer drehte sich um. Er durchmaß die Gesichter der Versammelten. Er wartete, ob ihm jemand widerspräche. Niemand bezweifelte seine Unvoreingenommenheit. Wir alle lauschten ihm. Wir waren gespannt, wie er entscheiden würde. Er hatte den Diebstahl entdeckt, er hatte den Dieb angezeigt. Er verfügte aber auch über die Erfahrung eines harten Lebens. Manch einem von den Arbeitern hatte er bereits kluge Ratschläge erteilt. Sie stimmten ihm kopfnickend zu. Walter Wildgrube wandte sich wieder an das Präsidium und fuhr fort: „Rausschmeißen, aus dem Betrieb verbannen, das ist leicht gesagt. Noch leichter getan. Dann sind wir alle Sorgen los. Sperrt ihn gar noch ins Gefängnis. Für Diebe ist die Polizei zuständig, was?“

Durch die Reihen wogte ein Gemurmeln. Wildgrube scheute sich nicht, brutal zu schlußfolgern. Er faßte den höckerrückigen Alten aus Mohrings Kolonne ins Auge.

„Vierzig Jahre bist du im Chlor. Du hast es nicht anders gekannt, sagst du. Mein Lieber, mehr als die Hälfte dieser Zeit zählt nicht. Nicht, wenn du über einen Arbeiter richten willst. Denn das war eine Zeit, in der ein Arbeiter nichts galt. Wer da fiel, wurde gestoßen und getreten, damit er noch tiefer fiel.“

Der Anlagefahrer hielt inne. Er sprach gedehnt, bedächtig. Jeden Satz legte er erst auf der Zunge zurecht.

„Wenn du ein Kind hast, das Dummheiten macht, das geklaut hat, sagen wir, wirfst du es gleich auf die Straße? Wenn du es tust, bist du ein schlechterer Vater als dein Kind schlecht ist. Denke doch wenigstens daran, daß

dein Kind auch gut sein kann. Daß es dir immer die Haussocken gewärmt hat . . .“

Einige lachten. Der Alte rief: „Das ist was anderes.“

„Nichts ist anders“, sagte Wildgrube. „Mohring gehört zu unserer Familie. Er gehört zur Brigade im Chlorbetrieb. Also sind wir alle für ihn verantwortlich. Du und ich, wir alle. Vielleicht haben auch wir ein bißchen schuld. Daß es mit ihm soweit gekommen ist, meine ich . . .“

„Oho!“ wurde geschrien. „Er ist wohl ein Engel?“ – „Wir haben nicht gemaust.“

Wildgrube hob seine Stimme. „Legt endlich eure kleinbürgerliche Seele ab! Immer zu den Leuten hübsch verlogen sein! Bloß keine eigenen Fehler zugeben! Immer die Wohlanständigkeit wahren! Wie klein ist das, wie verächtlich. Nicht der ist anständig, der keinen Makel hat. Fehler hat jeder Mensch. Wenn er sie beseitigt, dann ist er anständig.“

Walter Wildgrube war ärgerlich geworden. Wütend hatte er seine Moral verkündet. Niemand wagte, ihn zu unterbrechen. Wegen seines heiligen Zorns nicht? Deshalb auch, möglicherweise. Vor allem aber wegen seiner Moral nicht. Sie war schlicht, ehrlich, einleuchtend. Sie war wahr.

„Ein jeder von uns kennt Mohring. Der Fußball hat ihn behext. Seine Frau kriegt ein Kind. Er war besessen auf einen Fernsehkasten. Nirgends erhielt er Antennen. Das alles wußten wir. Ulli hat es uns erzählt. Er hat es uns vorgejammert. Nehmt mich zum Beispiel. Mich hat er nach dem Kupfer im Keller gefragt. Aber ich wurde deswegen nicht hellhörig. Wie eine Brutmaschine war ich zu meinem Ei, aber nicht wie eine Glucke. Und dann wollte ich ihm in die Fresse schlagen, an der Planke, als ich ihn schnappte. Wißt ihr, warum? Weniger aus Wut über ihn, aus Wut über mich. Weil ich ihn nicht gehindert habe . . .“

Wieder sann Wildgrube nach. Die Menschen im Saal harreten geduldig. Wir verstanden Mohring plötzlich besser.

„Und was die Haussocken betrifft . . . Mohring hat geklaut. Das ist die eine Seite. Mohring hat die Seifert-Methode eingeführt. Das ist die andere Seite. Er hat die Rohre genommen, also den Betrieb bestohlen. Er hat die Verlustzeiten aufgedeckt, also den Betrieb beschenkt. Er ist ein Arbeiter, der hier genommen, was er dort gegeben hat. Das sind die beiden Seiten in einem. Und das wollte ich sagen.“

Walter Wildgrube setzte sich. Seine Rede hatte ihn erschöpft. Er zog die Pfeife aus der Hosentasche und klopfte die Asche in die hohle Hand. Aus einem schmutzigen Lederbeutel fingerte er Tabak und stopfte ihn in den Pfeifenkopf. Doch noch ehe er ein Streichholz anzünden konnte, fragte ihn der Vorsitzende: „Was schlägst du denn nun vor?“

Wildgrube erhob sich noch einmal. „Das Wichtigste vergißt man oft. Wir

schmeißen ihn nicht raus. Er bleibt in unserer Brigade. Er soll uns zeigen, daß er kein Dieb ist. Wir werden ihm dabei helfen.“

Ulli Mohring war nicht wiederzuerkennen. Die aufgespeicherte Erregung der letzten Tage in ihm machte sich Luft. In die Stille brach sein Schluchzen. Er heulte und er lachte. Er biß sich auf die Lippen. Er rang mit seinen Gefühlen. Seine Scham balgte sich mit seiner Freude. Aber weder die eine noch die andere vermochte er zurückzudrängen. „Ich werd's beweisen ...“, stammelte er, „ich beweise es euch ... ihr sollt sehen ... ich bin kein Dieb ... beschimpft mich, ja ... aber vertraut mir, vertraut mir doch ...“ Über sein rotes Gesicht rollten die Tränen wie Regentropfen über eine reife Glaskirsche.

Die Konfliktkommission zog sich zur Beratung zurück. Als sie wiederkam, verkündete der Vorsitzende das Urteil. Es entsprach Wildgrubes Vorschlag.

*Jeder Mensch ist der einmalige, ganz besondere, in jedem Fall wichtige und merkwürdige Punkt, wo die Erscheinungen der Welt sich kreuzen, nur einmal so und nie wieder. Darum ist jeder Mensch wunderbar und jeder Aufmerksamkeit würdig.*

Hermann Hesse



## DER SPRINGER MIT DEN LANGEN OHREN

**I**m Schachklub gab es neulich Streit: Helmut Koblau hatte mir wieder einmal seinen Springer vor die Nase gesetzt, den Springer mit den Eselsohren.

Dieses Tier gehört Koblaus eigenem Schachspiel an, das er immer mitzubringen pflegt, um nur mit diesem seine Partien zu spielen. Es ist die Karikatur eines Schachspiels, aus mindestens fünf verschiedenen Figurensystemen zusammengestoppelt. Einer der weißen Springer hat unwahrscheinlich lange Ohren und wirft sich in jeder bewegten Situation auf die Seite wie ein störrischer Esel.

Dieses Ungeheuer brach mit solchem Getöse in meine Königsstellung ein, daß die Kiebitze aus dem ganzen Saal zusammenliefen. Ich war beim besten Willen nicht mehr fähig, die nächsten Züge zu berechnen. Immerfort mußte ich Koblaus Esel zwischen seine langen Ohren starren und dabei denken: Fällt er nun um oder fällt er nicht um? Als er fiel, stand ich entnervt auf und erklärte mich zur Fortsetzung der Partie nur bereit, wenn ein korrektes Spiel aus dem Fundus des Klubs herbeigeschafft würde.

Koblau ist ein Mann von etwa sechzig Jahren, Schaber in einer Berliner Werkzeugmaschinenfabrik. Der Beruf erfordert präzise Arbeit. Mit geschickten Händen müssen die Bruchteile von Millimetern ausgeglichen werden, die die Maschine manchmal im Stahl stehen läßt. Um so erstaunlicher an diesem ruhigen und ausgeglichenen Menschen ist seine Marotte, mit der er mich an jenem Abend bis zur Verzweiflung geplagt hat.

Bis dahin hatte ich Koblau für einen Kautz gehalten, wie er in jedem Schachklub anzutreffen ist. Heute denke ich anders über ihn.

Noch am gleichen Abend nahm mich Koblau beiseite, und während eines langen Heimweges durch die stillen, dunklen Straßen erzählte er mir die Geschichte seiner Schachveteranen.

Für Koblau sind das nicht zweiunddreißig wesenlose Holzklötzchen. Sie sind ein Stück seines Lebens. Sie haben ihn zum Nachdenken gezwungen, über sich, über das Leben und über seinen Platz im Leben. Die kleinen, aus Holz gedrechselten Figuren haben ihn klüger gemacht, und das zu einer Zeit, als er und mancher andere es nötig hatten, klüger zu werden.

„Es war am 17. Juni 1953“, erzählte mir Helmut Koblau. „Ich weiß nicht,

ob du dich erinnern wirst. Du junger Dachs hast damals noch in der Nase gebohrt. – Als ich morgens in die Bude kam, war alles durcheinander. Die einen zogen gar nicht erst ihre Arbeitsklamotten an. Einer schrie: Los, auf die Straße! Demonstrieren! Ein anderer rief: Gegen wen willst du denn demonstrieren? Gegen uns, was? Wir bleiben hier bei den Maschinen! – Mir stank das alles. Ich drehte mich um, ging nach Hause, holte mein Fahrrad vom Boden und fuhr auf mein Laubengrundstück draußen an der Landsberger Chaussee.“

Koblau hatte viel zu tun. Die Erdbeeren hatten kräftig Frucht angesetzt und dürsteten nach Wasser. Er schleppte Kanne auf Kanne herbei, und langsam verbrauchte seine Wut über den Krach im Betrieb. Dann ging er ins Bohnenbeet, wo das Unkraut kniehoch stand. Die von der Hacke aufgerissene Erde roch schon schwer und heiß nach dem kommenden Sommer. Bienen summten in den Lupinenbüschen. Die Zweige der Obstbäume nickten unter einem leichten Wind. Fern war die nahe Stadt mit ihren Aufregungen, ihrem Lärm, ihrem Hader, ihrem Kampf. Er vergaß sie.

Gegen Mittag holte Helmut Koblau die große Leiter aus dem Schuppen und stieg in die Krone des Boskop, um aus ihm die Nester des Apfelspinners zu rupfen. Da sah er durch das dichte Gewirr der Blätter in Richtung Westen über der Stadt eine dicke Rauchwolke stehen. Zuerst dachte er, daß im Gaswerk Dimitroffstraße ein Abstich gemacht würde. Aber der Qualm, den er nachdenklich beobachtete, war tiefschwarz. Er fand keine Erklärung dafür. Erst später erfuhr er, daß Westberliner Banditen das Columbus-Haus am Potsdamer Platz in Brand gesteckt hatten.

Nach einer Weile kam der Vorsitzende des Siedlervereins vorbeigelaufen, ein alter Mann, der sommers und winters dort draußen wohnte. Aufgeregt bimmelte er mit der großen Vorstandsglocke und rief über den Zaun: „Ausnahmezustand! Eben durchs Radio gekommen: Ausnahmezustand!“

Der Spaß an der Gartenarbeit, an seinem Alleinsein, an seinem Frieden zwischen den Bäumen und den kleinen Lauben war ihm vergangen. Um überhaupt etwas zu machen, schraubte er die Pumpe vom Rohr und dichtete die Manschetten nach. Er tat es lustlos.

Aus der Ferne vernahm Koblau ein immer stärker anschwellendes Brummen und Rasseln. Er hatte schon den ganzen Vormittag geglaubt, es zu hören. Jetzt wurde ihm alles klar: das waren Panzer.

Wenn Koblau heute nach Jahren davon erzählt, schwingt die Erregung jenes Tages noch unüberhörbar in seiner Stimme mit: „Ich hielt es nicht mehr aus und war deshalb wütend über mich selbst. Ich wollte mein Ruhe und fand sie nicht. Kurzerhand warf ich die Pumpe in den Schuppen, bestieg meinen Bock und trampelte heimwärts. Wie ich von der Landsberger Chaussee in die Leninallee kam, weiß ich nicht mehr. Vor dem Steuerhaus

dirigierte ein sowjetischer Soldat mit kleinen Fähnchen die ineinanderfließenden Militärkonvois. Mir war hundeelend zumute. Ich fühlte mich wie fünfundvierzig, als ich in die Gefangenschaft marschierte. Ausnahmezustand, dachte ich. Wir können noch einmal von vorne anfangen.“

Seit den Bombennächten ist Koblaus Hinterhaus ein Vorderhaus. Er konnte aus dem Fenster gut beobachten, wie am späten Nachmittag eine motorisierte sowjetische Abteilung auf dem abgeräumten Trümmergrundstück Leninallee-Ecke Dimitroffstraße alle Vorkehrungen für ein nächtliches Biwak traf. Zeltbahnen wurden entrollt, aus dem Rohr einer Gulaschkanone pufften kleine Rauchwolken, und ein Sergeant teilte eine Gruppe zum Wachdienst ein.

Zwei Soldaten holten ihre Harmonikas hervor, setzten sich auf LKW-Trittbretter und quetschten aus Leibeskräften die Bälge. Fetzen der Musik drangen zu Koblau herauf. Sie war anfangs von einer stillen Wehmut, wenig geeignet, seine Stimmung zu heben. Schließlich wurde sie heiter, und eine Gruppe Soldaten begann zu tanzen.

In der ganzen Gegend gingen die Fenster auf, dann die Türen. Um den Tanzplatz – eine staubige Betonfläche – bildete sich ein großer Kreis von Zuschauern. Koblau ärgerte sich. „Was die da zu gaffen haben.“

Mit einem Male fegte seine Tochter, die sechzehnjährige Lilo, ins Zimmer und rief: „Papa, ich geh runter.“

Koblau brummte: „Du bleibst oben! – Da unten gibt's nichts. – Geh in die Küche und hilf Mama abwaschen!“

Koblaus Frau war ins Zimmer gekommen. „Ich bin schon fertig mit Abwaschen. Laß doch das Mädel gehen.“

Die Lilo ging also. Koblau sah ihr vom Fenster hinterher. Schon nach kurzer Zeit tanzte sie mit einem jungen Burschen, der den Kragen seiner Militärbluse weit aufgeknöpft hatte und dessen ganzes Gesicht Lachen war. Er schwenkte Lilo in einem Tanz, den sie zuvor bestimmt noch nicht getanzt hatte. Aber sie tanzte nicht schlecht.

Koblaus Frau hatte sich neben ihren Mann auf das Fensterbrett gestützt. „Es ist ja nichts Böses dabei“, sagte sie. „Sie tanzen eben.“

In Koblau war Unruhe. Diese Unruhe hatte nichts mit der Tochter zu tun, das wußte er. Aber er sagte: „Ich will nach dem Mädel gucken. Um neun Uhr beginnt die Ausgangssperre.“

Als er in dem dichten Kreis der Zuschauer an der Tanzfläche stand, hatte ihn Lilo bald entdeckt. Sie winkte und rief etwas, was er im Lärm der Musik und der scharrenden Füße nicht verstand. Der Bursche, der sie im Arm hielt, drängte sich mit ein paar Tanzschritten zu ihm durch und wollte ihn in den Kreis ziehen. Koblau stieß seine Hand zurück. „Laßt den Quatsch.“ Er ging weg.

Helmut Koblau macht es sich nicht leicht. Er will sich nicht rechtfertigen. Er will nur sagen: so war das damals und so denke ich heute darüber. „Ich schlenderte an den parkenden LKW und Schützenpanzerwagen vorbei. Dort war es still. Auf einer Gerätekiste saß ein Soldat und las in einem Buch. Zufällig warf ich einen Blick darauf und blieb wie angewurzelt stehen. Ich erkannte Schachdiagramme. Du weißt ja, wie das mit uns Schachspielern ist: Wir wachen aus dem tiefsten Schlaf auf, wenn einer ganz von ferne ‚matt!‘ flüstert. Und wenn wir vor dem Brett sitzen, vergessen wir Lohn- und Geburtstag. Ich stand also wie angewurzelt. Einen, der ein Schachbuch las, hatte ich hier am allerwenigsten vermutet.“

Der Soldat bemerkte Koblaus Schatten und schaute auf. Er war viel jünger als Koblau, im Rekrutenalter. Sein Gesicht war braungebrannt, mit einem grauen Schimmer darauf, wohl vom Staub der Straßen, auf denen er herangerollt war. Für ein paar Sekunden sah er Koblau in die Augen, nicht freundlich und auch nicht unfreundlich. Dann sagte er unvermittelt: „Du, Schach?“

Koblau nickte, ohne daß er es wollte. Er tat es so, wie man den Mund aufsperrt, wenn man essen will. Er nickte einfach.

Der junge Soldat grinste über das ganze Gesicht. Er deutete auf Koblau und auf sich und sagte? „Wir, Schach.“ Auch Koblau fing an zu grinsen, zum erstenmal an diesem Tag. Wenn man Feuer anmacht, brennt es. Er mußte grinsen, ob er wollte oder nicht.

Der Junge ging zum Führerhaus eines LKW und kam mit einem Wachtuch zurück und mit einem kleinen Tuchbeutel. Er breitete das Wachtuch auf einer Munitionskiste aus. Es war ein Schachfeld. Dann knüpfte er den Tuchbeutel auf und heraus polterten Schachfiguren.

Helmut Koblau fielen die durcheinander gewürfelten Figuren auf, vor allem der weiße Springer mit den eigentümlich langen Ohren. Er reimte sich zusammen, wie diese bunte Gesellschaft in das Soldatengepäck gekommen war: da sitzen zwei im Manöverquartier über dem Brett zusammen und grübeln. Plötzlich kommt Alarm. Sie raffen alles zusammen, ein paar Figuren fallen hinunter, aber es ist keine Zeit zum Suchen. Im nächsten Standort sieht man sich nach Ersatz um.

Der Soldat nahm einen weißen und einen schwarzen Bauern und hielt sie in geschlossenen Händen Koblau zur Farbenwahl hin. Koblau zog schwarz. Bevor sein Partner den ersten Zug tat, tippte er sich auf die Brust und sagte: „Kolja.“ Dann deutete er auf Koblau und sagte: „Du?“

„Helmut“, sagte Koblau.

„Gut, Gelmüt“, sagte Kolja, „wir Schach.“

Kolja spielte angriffslustig wie ein junger Terrier. Koblau hatte alle Mühe, sich ihn vom Leibe zu halten. Wie sich nach den ersten Zügen schulmäßig

die spanische Partie entwickelte, verflog sein Zorn ganz und gar. Da saß er mit einem der Soldaten, mit denen zu tanzen er seiner Tochter hatte verwehren wollen, und spielte über einer Munitionskiste Schach.

Er konnte Koljas Angriff abwehren. Der Randbauer, den er im Endspiel mehr hatte, nutzte ihm nichts, da der gegnerische König sein Vorfeld beherrschte: remis.

Als Kolja die Figuren zu einer neuen Partie aufbaute, entspannten sich seine vom Spiel erregten Züge, und in sein Gesicht trat jener Ernst, den Helmut Koblau schon beim ersten Blick an dem Jungen bemerkt hatte. Spielerisch drehte Kolja eine Figur in seiner Hand und fragte, Koblau von unten her ansehend: „Du nix Arbeit?“

Helmut Koblau verstand genau, worauf sein junger Partner hinaus wollte. Er schämte sich. Aber er wollte es nicht wahrhaben.

„Vielleicht gebe ich dem Bengel noch Rechenschaft, dachte ich und wollte schon gehen. Doch da war der Ernst in Koljas Gesicht. Und so versuchte ich, ihm alles zu erklären: warum ich in den Sack gehauen hatte und warum ich in den Garten gefahren war. Ich fühlte, daß er mich nicht verstand. Er begriff schon, was ich meinte, aber er hatte kein Verständnis dafür. – ‚Du denken, Kolja schlecht?‘ fragte er. ‚Ach, Kolja‘, sagte ich. Und nun redete ich mir alles von der Seele: wie mich die Nazis zu den Soldaten geholt hatten, wie ich in die Gefangenschaft gekommen war und die sowjetischen Soldaten als Sieger kennengelernt hatte, wie wir uns nach dem Kriege gepuckelt hatten, um Ordnung zu schaffen, und daß nun alles an diesem einen Tage verdorben wurde. – ‚Kolja‘, sagte ich, ‚ihr seid wieder die Herren im Land.‘ Kolja lächelte. ‚Nix Herr‘, sagte er – ‚Bruder‘. – Bruder? Ich lauschte auf das Wort. Bei jedem anderen wäre es mir gefühlsduselig vorgekommen. Bei diesem Jungen war es etwas Selbstverständliches.“

In die Stimme und in die Gesten des jungen Soldaten trat großer Eifer. Es war ihm anzusehen, wie er nach Worten suchte, mit denen er Koblau die Gedanken erklären konnte. „Du, Arbeiter“, sagte er, „Arbeiter, ja?“

Koblau nickte.

„Kolja, Arbeiter.“ Er schlug sich auf die Brust. „Maschinist, verstehen?“ Er tutete und piff wie eine Lokomotive. „Verstehen, ja?“

Koblau nickte wieder.

Plötzlich trommelte Kolja wie wild mit den Fäusten und warf die schon teilweise aufgebauten Figuren durcheinander. Er wies mit dem Daumen hinter sich in die Richtung, wo die Sektorengrenze verlief. „Faschismus“, rief er, und noch einmal: „Faschismus!“ Dann lächelte er sein ernstes Lächeln. „Gelmüt schlafen. Kolja kommen. Faschismus kaputt.“

Koblau staunte, mit wie wenigen Worten man eine Welt erklären konnte, einen Tag wie den damaligen. War er ein alter Dummkopf, der sich von



einem jungen Bengel belehren lassen mußte? Wo war das Loch in Koljas Worten? Er fand es nicht, weil es keines gab.

Sie eröffneten die zweite Partie. Koblau tat, als suche er den nächsten Zug. In Wirklichkeit brausten ihm Koljas Worte durch den Kopf.

Die Stimme seiner Tochter schreckte ihn hoch: „Papa, was machst du so lange? Wir müssen gehen.“

Von den Dächern kroch schon die Dämmerung. Koblau schaute Kolja noch einmal an und versuchte, in seinen Zügen zu lesen. Es war ein offenes, gutes Gesicht. Kolja schob die Figuren zusammen, unter denen der Springer mit den Eselsohren war. Er schüttelte Koblau die Hand. „Kolja kommen – Gelmut jetzt wach.“

Als Koblau mit der Tochter nach Hause kam, stand das Abendbrot auf dem Tisch. Er schaute darüber hin.

„Was guckst du so“, fragte sein Frau, „fehlt was?“

„Haben wir nichts Eingewecktes mehr? Vielleicht Weichselkirschen?“

„Heute ist doch nicht Sonntag.“

„Mir ist aber wie Sonntag“, sagte Koblau. Er sah seine Frau nicht an. „Lilo, hol mal ein Glas Weichselkirschen.“

Die Tochter brachte das Glas, in dem die schwarzroten Früchte in ihrem Saft schwammen. Im Vorjahr hatte Koblau sie gepflückt von dem Baum vor der Laube. „Lilo“, sagte er, „spring mal runter und bring das dem Kolja. Beeil dich aber, es ist gleich neun.“

Seine Frau staunte. „Es ist unser letztes Glas.“

„Es wachsen ja wieder welche. Die Bäume haben gut angesetzt“, sagte Koblau.

Als die Tochter wiederkam, trug sie den kleinen Tuchbeutel mit Koljas Figuren in der Hand. Sie warf ihn auf den Küchentisch. „Ich soll dich von ihm grüßen.“

„Schmeiß damit nicht so rum“, sagte Koblau und nahm den Beutel behutsam auf.

In der Nacht schlief er unruhig. Es war lange nach Mitternacht, als er hörte, wie auf der Straße Motoren angeworfen wurden. Er trat ans Fenster. Die Abteilung brach auf. Scheinwerfer geisterten durch das Dunkel, und ein Fahrzeug nach dem anderen brummte hinaus in die Nacht. In einem saß Kolja. Koblau sah ihn nie wieder.

Als er wieder im Bett lag, tastete er nach den Schachfiguren von Kolja, die er auf den Nachttisch gelegt hatte.

„Kannst du keine Ruhe geben“, grummelte seine Frau aus dem Schlaf.

„Ich guck nur mal, ob du den Wecker gestellt hast“, sagte Koblau.

„Wecker gestellt? Ich denk, du gehst morgen noch nicht in den Betrieb. Ich denk, du hast es satt?“

Koblau tat, als wüßte er nicht, daß ihn seine Frau längst durchschaut hatte. „Natürlich geh ich in den Betrieb.“

Das ist die Geschichte, die mir Helmut Koblau von seinen Schachfiguren erzählt hat. „Manchmal müssen die merkwürdigsten Dinge passieren“, sagte er mir, „bis einer klug wird. Mir mußte Kolja das Schachspiel schenken. Ihr kennt es ja und ärgert euch immer über den langohrigen Esel. Aber da hilft nun nichts. Ich werde ihn noch manchem vor die Nase setzen.“

*Zwei Knaben wollten Schach ziehen. Weil ihnen ein Springer fehlte, so machten sie einen überflüssigen Bauern, durch ein Merkzeichen, dazu. Ei, riefen die anderen Springer, woher, Herr Schritt vor Schritt?*

*Die Knaben hörten die Spöterei und sprachen: Schweigt! Tut er uns nicht eben die Dienste, die ihr tut?*

Gotthold Ephraim Lessing

*Meide die Ignoranten! Sie wissen nicht, daß sie schwach spielen. Hilf den Einsichtigen! Sie wissen, daß sie schwach spielen. Achte die Bescheidenen! Sie wissen nicht, daß sie stark spielen. Folge den Schachweisen! Sie wissen, daß sie stark spielen.*

Indische Spruchweisheiten

## DIE CHRONIK DER STADT MANNHEIM

*Wir, die Erfinder des Städtebauens,  
bauten eine Stadt für Schiffer, Fischer und andres Gewerbe  
zwischen Neckar und Rhein auf die Landspitz.  
In den Erbkiegen der Fürsten verbrannte sie.  
Die Fürsten stehn deshalb  
vorn in der Chronik.*

*Wir, genannt auch das Salz der Erde,  
bauten eine neue mit Brücken. Die Häfen  
mauerten wir aus. Durch uns entstanden  
die Anlagen der Industrie.  
Die Industrialisten stehn deshalb  
vorn in der Chronik.*

*Unser Republikanertum  
hatte einen Wasserkopf. Als die Bürgermeister  
mit steifem Arm den Nazigeschwader-Himmel grüßten,  
lag in der Sache, die Stadt würde verbrannt werden.  
Die Bürgermeister stehn deshalb  
vorn in der Chronik.*

*Die Sieger schossen sich den Weg frei. Wir fuhren im Nachen  
übern Rhein und baten um Schonung für die Leut.  
Wir, genannt auch das Salz der Erde,  
bauten eine Stadt für Lanz, Brown & Boverie und andres Gewerbe.  
Wir stehn deshalb immer noch  
nicht in der Chronik.*

## DAS SCHLOSS ZU MANNHEIM

*Zu Mannheim steht ein rotes Schloß,  
der Kurfürst ließ es bauen,  
um mit Voltaire, dem Großen, dort  
Kapaune zu verdauen.*

*Das Schloß ist jetzt zur Hälft kaputt,  
geriet in Kriegsbedrängnis.  
Amerikaner nützen es  
als Militärgefängnis.*

*Vorm Eingang wehn die Stars-and-Stripes  
aus harmlos buntem Tuche,  
doch stehn die Farben hierzuland  
in keinem guten Ruche.*

*Und hinter Draht und Gitter, ach,  
da büßen Alliierte.  
Manch einer wird hier aufbewahrt,  
weil er sich nicht gut führte.*

*Die Brävsten läßt bewacht man 'raus  
vors Tor auf einen Rasen,  
wo sie dem Einheitsgrün zulieb  
die Gänseblümchen grasen.*

*Von seinem Sockel bronzern blickt  
der Kurfürst auf die Sünder.  
Auch Bürger schaun dem Jäten zu,  
bestaunen es nicht minder.*

## DIE VÖGLEIN IM WALDE

*„Iß und trink!“  
ruft der Fink.*

*„Nieder die Preise!“  
fordert die Meise.*

*„Liebt euch mehr!“  
ruft der Häber.*

*„Musik zum Tanz!“  
singt der Rotschwanz.*

*„Schafft nicht zu wenig!“  
mahnt der Zaunkönig.*

*„Lernt recht fleißig!“  
ruft der Zeisig.*

*„Macht kein Schamossel!“  
warnt die Drossel.*

*„Friede und Recht!“  
klopft der Specht.*

*„Zirkel und Hammer!“  
jubelt die Ammer.*

## VERSICHERUNG

*Man bedenke die Leistung vom eroberten Mond.  
Raketentechniker, Mathematiker, Astronomen  
haben sie erreicht mit der Hilfe vieler,  
deren Namen man nicht kennt.*

*Wie stolz diese Meister sein dürfen.  
Stolzer sind nur noch die Völker auf sie.  
Auch wir bewundern ihren nüchternen Erfolg  
und versuchen ihn zu verstehen.*

*Welche Mühe aber macht dieses Studium  
Menschen wie uns, zwischen Sorgen und Lüge.  
Der Broterwerb frisst unsere Zeit,  
unser Wissen zersplittert die Presse.*

*An seinem Arbeitsplatz ist keiner sicher,  
und steigende Preise verkünden kommende Not.  
Außer den Toten zahlt jeder Steuern  
für die Rüstung und für die Armee.*

*Wenn man dieses Leben vergleicht  
mit der Größe des sowjetischen Erfolges,*



*dann werdet ihr unsere Bitterkeit verstehen  
über so viel Erbärmlichkeit.*

*Bitterkeit freilich formt die Menschen zur Härte,  
und Härte benötigen wir zum Kampf.  
Der eroberte Mond und vieles andere Erreichte  
versichern uns stolz die Nähe des Siegs.*

## DER SIEG DES BUNDSCHUH 1960

*Der Thomas Müntzer, Bauernführer, ist  
umsonst enthauptet worden nicht.  
Sein Kopf, gespießt auf einen Pfahl,  
zu Straßburg ausgestellt nach dem Geheiß  
des Fürsten-Luthers, seht,  
enthielt der Pläne solche, die  
sein Volk verwirklicht jetzt.*

*Enthielt der Pläne solche, seht,  
für deren Ausführung die Bauersleut  
den Bundschuh auf die Fahnen han  
gemalt, die Pflugscharn scharf  
zu Schwertern umgeschmied't  
und auf den Vierfrucht-Feldern Kampf  
den Lebensherrn gemacht.*

*Den Thomas Müntzer, Bauernführer, hat's  
den Kopf gekost't, doch sein Verstand  
dem Bauernvolk gefiel, selbdritt der Papst,  
der Kaiser und der Hitler han's  
auswischen wolln, und wer noch heut  
zu denen hält, der kreischt, da  
fünfhundert Jahre später jetzt  
der Bundschuh hat gesiegt.*

Klaus Geißler

## Die erste umfassende Lyrik-Anthologie in unserer Republik

*Günther Deicke und Uwe Berger: „Deutsches Gedichtbuch“*

*Aufbau-Verlag, Berlin 1959*

Vorige Weihnachten legte der Aufbau-Verlag eine Ausgabe vor, die nach Umfang und Ausstattung aus dem reichen Literaturangebot der Jahreswende besonders hervorstach: das „Deutsche Gedichtbuch“, herausgegeben von Günther Deicke und Uwe Berger. Zum ersten Male seit dem Bestehen der Deutschen Demokratischen Republik wurde eine umfassende Anthologie deutscher Lyrik veröffentlicht. Bisher erschienen lediglich Textsammlungen für kürzere Zeiträume, etwa von Goethe bis zur Gegenwart, oder für spezielle Genres, wie das Deutsche Balladenbuch. Auch unsere neue Lyrik von 1949 bis 1959 wurde zum zehnten Jahrestag der Republik in einer schönen Ausgabe präsentiert. Nunmehr aber lassen sich achthundert Jahre literarischen Lebens, vom Frühling des Minnesangs bis zur sozialistischen Dichtung der Gegenwart, im Zusammenhang überblicken.

Das „Deutsche Gedichtbuch“ ist eine Ausgabe für den Leser von heute – das heißt, ein Buch für den neuen Leser, der in den Kämpfen unserer Tage Partei zu nehmen weiß. Die neue Leserschaft, die an einem solchen Gedichtband ihren Blick weitet, aus ihm Kraft und Zuversicht schöpft – das ist die deutsche Arbeiterklasse mit ihren Verbündeten. Es ist deshalb nur folgerichtig, daß *ibr* Standpunkt die Anthologie bestimmt.

Bedeutet das eine Beschränkung in der Auswahl des Gedichtbandes? Bereits ein erster Überblick läßt eine solche Befürchtung unbegründet erscheinen. Es entsteht ein so eindrucksvolles Bild der deutschen Lyrik, daß erst bei genauerem Studium

die einschränkenden Bemerkungen der Herausgeber wieder ins Gedächtnis treten. Von der Gattung her sollten Epigramme, Fabeln und Balladen möglichst ausgeschaltet werden – doch finden sich Musterbeispiele des Epigramms bei Logau und Angelus Silesius, Zeugnisse der Ballade von Bürger bis Hermlin. Auch die – vollkommen berechnete – Betonung des diesseitigen Gehalts in der Dichtung hat zu keiner wesentlichen Einengung geführt. Wenn es sich der Auseinandersetzung mit den Problemen seiner Zeit stellt, ist – von den Barocklyrikern bis zu Else Lasker-Schüler – auch das aus christlichem Ethos gewachsene Kunstwerk aufgenommen.

Die Frage nach den Auswahlprinzipien ist die erste, die an das vorgelegte Material zu richten ist. Die Herausgeber veröffentlichten nicht nur einen repräsentativen Querschnitt deutscher Gedichte oder eine Blütenlese des Kostbarsten, sondern aus allen Epochen (bis auf die so wenig fruchtbare Zeit des 14. und 15. Jahrhunderts) wurden überaus vielfältige lyrische Aussagen aufgenommen. Die Dichter, deren Leistung Jahrhundertlang erreichte – Walther von der Vogelweide, Gryphius, Goethe, Hölderlin, Heine und Keller –, sind jeweils mit etwa zwanzig ihrer schönsten Gedichte vertreten. Nach den im Vorwort ausgesprochenen Grundsätzen aber bestimmen die sozialistischen Schriftsteller das Bild der letzten fünfzig Jahre. Deicke und Berger haben auch hier sorgsam ausgewählt und das noch nicht genügend Bewährte unserer jungen Lyriker weggelassen. Dennoch ergibt sich mit Wei-

nert, Fürnberg, Kuba und Hermlin, mit Arendt, Maurer und Huchel, mit Brecht und Becher eine „Opulenz“ sozialistischer Dichtung, die in Erstaunen setzt.

Vergleicht man unseren Band mit den seit 1950 erschienenen westdeutschen Sammlungen „Ergriffenes Dasein“, herausgegeben von Hans Egon Holthusen, und „Flügel der Zeit“ (Curt Hohoff), so läßt sich eine bemerkenswerte Feststellung treffen. In den beiden Anthologien sucht man vergeblich nach Arendt, Becher, Fürnberg, Hermlin, Kuba, Maurer und Weinert. Lediglich Brecht und Huchel sind aufgenommen, wobei Brechts Emigrationsgedichte mit unmittelbar politischen Themen weitgehend umgangen werden. Indem beide Bücher die sozialistische Lyrik als „engagiert“ ablehnen, bieten sie ein verzerrtes Bild der literarischen Entwicklung in unserem Jahrhundert. Es ist auch bezeichnend, daß von Karl Krolow im Deutschen Gedichtbuch das „Gedicht für den Frieden“ und die Verse „Für mein Kind“ aufgenommen sind, in der Anthologie „Ergriffenes Dasein“ aber ein „Selbstbildnis mit der Rumflasche“ – was nicht gegen den Autor, aber allerdings gegen die westdeutschen Herausgeber spricht. Weil Deicke und Berger die Auseinandersetzung mit der gesellschaftlichen Wirklichkeit in ihrer umfassendsten Form als Kriterium ihrer Auswahl betrachten, geben sie einen objektiven Ausschnitt der Entwicklung in Literatur und Leben. Und gerade weil sie eine klare sozialistische Position beziehen, wird ihr Gedichtbuch nicht „tendenziös“ in dem Sinne, daß wesentliche Seiten der lyrischen Erfassung von Natur und Gesellschaft unterschlagen würden. So finden wir von den in der Bundesrepublik lebenden Lyrikern Wilhelm Lehmann mit einer beachtlich großen Auswahl, weiterhin Karl Krolow, Günter Eich und Georg von der Vring. Indem es auch die humanistische Stimme westdeutscher Dichter im Konzert der deutschen Lyrik erklingen läßt, erweist sich das Gedichtbuch als eine wahrhaft nationale Anthologie.

Die Auswahl ist umfassend und im

ganzen glücklich zu nennen. Volkslieder geben wesentliche Einblicke in die soziale Struktur der verschiedenen Jahrhunderte und bereichern das Gesamtbild der Literaturgeschichte. Der Leser stößt in dem großen Reigen schöner deutscher Lyrik auch auf einige „Entdeckungen“, wie Raimunds „Hobellied“ oder Tiedges „Elegie auf dem Schlachtfeld von Kunersdorf“. In unserem Jahrhundert beeindrucken von wenig Bekanntem die selten gedruckten antifaschistischen Gedichte Berthold Viertel und Theodor Kramers „Requiem für einen Faschisten“. Natürlich muß mancher Wunsch nach besonders geliebten oder charakteristischen Gedichten unerfüllt bleiben. Gewiß hätte Spervogels „Weistu wie der igel sprach?“ noch aufgenommen werden können, Brentanos „Wiegenlied“, „Sommerbild“ und „Herbstbild“ von Hebbel, Freiligraths „Von unten auf“, von Weerth „Sie saßen auf den Bänken“, Bechers Riemenschneider-Sonett und manches andere. Doch es hat jeder Freund der Literatur ja im Grunde seine eigene Anthologie, und man darf gegenüber der verdienstlichen Leistung der Herausgeber nicht unbescheiden sein. Mit Recht fehlen im zwanzigsten Jahrhundert Stefan George, dessen aristokratische und ästhetizistische Lyrik nur noch wissenschaftliches Interesse verdient, und der hoffnungslose Nihilismus eines Gottfried Benn. So sehr sich der Germanist mit beiden wird beschäftigen müssen – in einem „Deutschen Gedichtbuch“, das für die breite Öffentlichkeit bestimmt ist, haben beide keinen Platz. Dagegen schmerzt, daß Erich Kästner vergessen worden ist. Schwierigkeiten des Verlagsrechts können wohl nicht die Ursache gewesen sein, sonst hätte – wie bei Ringelnatz – eine Anmerkung die erwünschte Auskunft gegeben.

Für die Reihenfolge der Dichter wurde das chronologische Prinzip gewählt, mit der Einschränkung, daß literaturgeschichtliche Gruppierungen möglichst berücksichtigt werden sollten. Dabei war allerdings nicht zu umgehen, daß bei manchem

Schriftsteller große „Sprünge“ sichtbar wurden. Von den drei abgedruckten Gedichten Gerhart Hauptmanns ist das erste im Jahre 1880, das letzte 1945 entstanden – fünfundsechzig Jahre sind nun auf drei Seiten vereinigt! Doch bringt diese grundsätzliche Entscheidung eine sinnvolle Gliederung in den Hauptepochen. Nicht immer ergibt sich eine so zwanglose Aufeinanderfolge wie bei Trakl, Heym und Stadler; aber auch Werfel – Huch – Hesse oder Tucholsky – Weinert stehen mit vollem Recht nebeneinander. Dennoch hat eine zu streng aufgefaßte Chronologie in mehreren Fällen eine empfindliche Störung in der Reihenfolge der Lyriker verursacht. Nach den Geburtsjahren stehen hintereinander Johannes R. Becher (1891), Gertrud Kolmar (1894), Theodor Kramer (1897) und Bertolt Brecht (1898). Aber warum Becher und Brecht auseinanderreißen? Die Thematik ihrer Dichtungen und ihr politischer Lebensgang widersprechen dem aufs eindringlichste. Ebenso wenig zwingend ist die Einordnung von Berthold Viertel's Stalingrad-Gedicht zwischen Ernst Toller und Kurt Tucholsky, deren früher Tod beide nur den Vorkriegsfaschismus darstellen ließ. Annette von Droste-Hülshoff rangiert nach den Achtundvierzigern, obwohl sie bereits im Revolutionsjahr stirbt und mit der ganzen Thematik ihres Dichtens vor ihnen eingeordnet werden muß. Ebenso kommt Gottfried Keller nach Theodor Storm und Klaus Groth so spät in der Reihe, daß er von der Jahrhundertmitte und von der Nähe Goethes weggerückt wird. Seume sollte nicht zwischen Hölderlin und Novalis stehen. Solche Gliederung nach literaturgeschichtlichen Gesichtspunkten, selbst wenn sie vom Chronologischen abweicht, könnte die äußere und innere Kontinuität der Epochen und die Verwandtschaft ihrer Hauptvertreter besser sinnfällig machen, als es in den angeführten Beispielen geschieht.

Wie vielfältig ist die Thematik dieser Gedichte aus acht Jahrhunderten; wie unterschiedlich behandeln die Dichter oft

die gleichen Motive! Vergleicht man das Verhältnis des Menschen zur Natur allein bei Gottfried Keller, Wilhelm Lehmann und Johannes R. Becher, so treten drei grundverschiedene, wiewohl sämtlich humanistische Tendenzen zutage: bei Keller die selbstverständliche Einheit des schaffenden Menschen mit der Natur, bei Lehmann der Mensch als Vollendung alles Biologischen, bei Becher der kosmische Triumph des sozialistischen Menschen. In der Anrufung Deutschlands von Hutten über die Dichter des Dreißigjährigen Krieges, über Hölderlin und Heine bis Becher offenbart sich ein vielfältig nuancierter Patriotismus – trauernd im Barock, hymnisch fordernd bei Hölderlin, von der geschichtlichen Notwendigkeit wissend bei Becher. Diese Gedichte gewinnen ihren poetischen Reiz nicht zuletzt dadurch, daß sie eine bestimmte deutsche Landschaft besingen, dadurch dem vaterländischen Gedanken Halt geben, ihn konkretisieren und eben deshalb nicht ins Provinzielle abgleiten. Reizvoll auch, die Wiegenlieder von Claudius bis Brecht miteinander zu vergleichen. Noch viele wesentliche Entwicklungsstränge ließen sich verfolgen, etwa die Festigung des plebejischen Bewußtseins bis Heine und Weerth. Gerade wenn wir die unübertrifften klare Stellung Weerths zur Industrie als Maßstab setzen, dann vermissen wir als einen wesentlichen Gegenstand unseres Jahrhunderts die Großindustrie. Vor allem das Verhältnis des von der Ausbeutung befreiten Menschen zu seinem Werk findet nicht den rechten Platz im „Deutschen Gedichtbuch“, das in der Thematik der letzten Jahre hier noch reicher, vielfältiger hätte sein können.

Die Betrachtung der Texte wirkt naturgemäß eine ganze Reihe von Einzelfragen auf. Die Herausgeber waren auf Gründlichkeit und Genauigkeit bedacht; sie haben deshalb für die mittelhochdeutschen Gedichte und für die Lyrik seit Liliencron die Quellen angeführt. Für die dazwischenliegenden Jahrhunderte fehlen leider solche Hinweise, das macht dem Re-

zensenten einen Vergleich sehr schwer, da er nicht wissen kann, welche Ausgabe Deicke und Berger ihrem jeweiligen Text zugrunde gelegt haben. In einigen Fällen läßt sich beim besten Willen kein Nachweis führen, ob die hier vorliegende Textgestaltung einwandfrei ist.

Die Lyrik des 12. bis 14. Jahrhunderts wird mittelhochdeutsch wiedergegeben; sparsame Worterklärungen unter den Texten erleichtern das Verständnis. Dieser Entscheidung kann nur zugestimmt werden. Allerdings ist zu fragen, ob das Vertrauen in die Einfühlung des Lesers nicht doch zu viel voraussetzt. Es wird manchem nicht möglich sein, Konjugationsformen oder gar Kontraktionen wie *nident*, *lânt*, *neic*, *phlac* ohne weitere Erläuterung aus dem Zusammenhange zu erschließen. – In der gleichen Weise werden die Gedichte Klaus Groths niederdeutsch wiedergegeben, während die Barocklyrik in unserer Ausgabe ihren Lautstand weitgehend beibehält, aber in der normalisierten Schreibweise unserer Zeit erscheint.

Im einzelnen bleibt manches auszustellen. Das beginnt bei den sehr häufigen Abweichungen in den Kommata, überhaupt in der gesamten Zeichensetzung (gehäuft z. B. in Goethes „Elegie“, auch bei einigen Gedichten Schillers). Gewiß lag oft eine Berechtigung zum Ändern vor, weil die Lyriker früherer Jahrhunderte ihre Zeichen nach heute veralteten Regeln setzten. Aber die Verbesserung geht oft so weit, daß sich damit auch der Sinn der Verse verschiebt. Immerhin finden sich solche Abweichungen sogar bei Becher und Fünberg. In einigen Fällen hätte der Text sorgfältiger verglichen werden können. „Die schlesischen Weber“ fluchen dem „Gotte“, nicht dem „Götzen“; in Heines „Die Nacht am Strande“ „gärt“ das Meer, während es bei Deicke-Berger „gähnt“. Vergleicht man Gottfried August Bürgers „Lenore“ oder „Liebeszauber“, so stimmen die kritische Ausgabe von Berger und das Lesebuch „Sturm und Drang“ (Weimar 1954) in den Texten überein.

Unser „Deutsches Gedichtbuch“ und die Bürger-Ausgabe in der „Bibliothek Deutscher Klassiker“ (für die Lore Kaim und Siegfried Streller verantwortlich zeichnen) stimmen ihrerseits wieder überein, haben aber völlig abweichende Texte gegenüber beiden erstgenannten Werken. Man fragt sich angesichts solcher Unterschiede, woher die Herausgeber ihre Bürger-Gedichte genommen haben.

Einige Versehen enthalten auch die Titel. Hölderlins Gedicht „Der Tod fürs Vaterland“ erscheint als „Die Schlacht“; bei Hofmannsthal wird der Titel eines Einzelgedichts über die ganze Gruppe gesetzt (es muß genau heißen: Terzinen I Über Vergänglichkeit); umgekehrt erscheint ein Gruppentitel bei Loerke als Überschrift eines Einzelgedichts („Die ehrwürdigen Bäume“ bezeichnen die Gruppe, das hier abgedruckte Gedicht heißt „Die Geister“). Durch Zusammenziehung zweier Strophen des Originals werden manche Gedichte empfindlich gestört. Treffen unglücklicherweise mehrere solcher kleinen Entstellungen in einem Gedicht zusammen, so ist der Reiz des lyrischen Kunstwerks dahin. Das trifft auf eine Reihe von Hölderlin-Gedichten zu, auch auf einige der Annette von Droste-Hülshoff.

Um aus dem endlosen Assoziieren der Volkslieder, aber auch aus dem Barock und der Romantik die wertvollen Strophen zu bewahren, sind Kürzungen oft notwendig. Meist geben die Herausgeber darüber auch in den Anmerkungen Rechenschaft. Es muß jedoch fragwürdig erscheinen, nur jeweils zwei oder drei Strophen eines Gedichts auszulassen – selbst wenn sie künstlerisch schwächer sind, wie zum Beispiel in Herweghs „Bundeslied“ oder dem Volkslied vom Schnitter Tod. Auch drei Gedichte Walthers von der Vogelweide sind gekürzt worden, ohne daß der Grund einzusehen wäre.

Die Literaturnachweise seien hier nur gestreift; sie sollen ja ohnehin nur für die jüngste Zeit die verwendeten Texte an-



geben. Immerhin sind sie auch hier noch lückenhaft (z. B. bei Maurer und Huchel).

Bei Arendt findet sich der Verweis auf seinen Band „Trug doch die Nacht den Albatros“, Berlin 1951. Vergleicht man nun Arendts Gedicht „Die fremden Herden“ mit der angegebenen Vorlage, so ergibt sich nach Vers- und Strophenzahlen ein so unterschiedliches Bild, daß es sich nur um eine zweite Fassung handeln kann. Wozu dann der genaue Nachweis, wenn das „Deutsche Gedichtbuch“ eine völlig andere Textgestaltung zeigt?

Das Beispiel Arendt leitet bereits zu den Anmerkungen über. Diese sind eine wesentliche Hilfe für Worterklärungen, Erläuterungen biographischer und geschichtlicher Umstände. Es gibt auch viele ausgezeichnete Anmerkungen – zu Toller, Weinert oder Fürnberg –, doch sind sie insgesamt zu unterschiedlich (Rilke ist dafür das krasseste Beispiel) und in einigen Fällen unzuverlässig: Kürzungen werden nicht immer angegeben, so bei Brentano, Novalis und Freiligrath (sein zehnstrophiges „Requiescat“ tritt unter dem Titel „Ehre der Arbeit“ als zweistrophiges Gedicht auf!); Weerths eigene Anmerkung

zu den „Hundert Männern von Haswell“ ist weggelassen. Bei Raimund sollte erwähnt werden, daß sein „Hobellied“ dem „Verschwender“ entnommen ist.

Diese Bemerkungen sollen den unbestreitbaren Wert der Anthologie nicht herabsetzen. Sie bleibt eine notwendige und begrüßenswerte Neuerscheinung. Die Kritik soll aber dazu beitragen, daß alle Texte korrekt und ohne Entstellungen abgedruckt werden. Das „Deutsche Gedichtbuch“, das sich ein hohes Ziel gesetzt hat, muß in jedem Betracht verlässlich sein.

In vergangenen Jahrzehnten gab es gediegene Anthologien deutscher Dichtung, die Dutzende von Auflagen erreichten und zu wirklichen Hausbüchern wurden. Die von Günther Deicke und Uwe Berger vorgelegte Sammlung kann eine solche Tradition neu begründen, sie kann zu einem Hausbuch für den sozialistischen Leser werden. Daran mitzuarbeiten, sind wir alle aufgerufen. So sollen auch die kritischen Hinweise des Rezensenten als der Versuch verstanden werden, für weitere Auflagen das noch Unvollkommene zu überwinden.

Werner Zirwick

## **Soldat, Bauer und Rebell**

*Richard Scheringer: „Das große Los. Unter Soldaten, Bauern und Rebellen“  
Rowohlt Verlag, Hamburg 1959*

Schon die Bedingungen, unter denen der Plan zu diesen Memoiren gefaßt wurde, sind außergewöhnlich: „Man bringt mich in die Zelle zurück und schließt hinter mir ab. Es ist Zeit genug zum Nachdenken und zum Träumen. Es ist nach meiner Berechnung das zweiundzwanzigste der Gefängnisse, Zuchthäuser und Lager, deren wohlthätigen Innenbetrieb ich bisher als Gefangener kennenzulernen die Ehre hatte.“

Diesmal war es ein Gefängnis der Bun-

desrepublik, und die Anklage lautete auf Hochverrat, denn Richard Scheringer hatte als Mitglied der KPD an einem Programm mitgearbeitet, das sich die nationale Wiedervereinigung zum Ziele setzte.

Jedoch nicht nur die Entstehungssituation drückt diesen Erinnerungen den Stempel des Ungewöhnlichen auf. Vor allem ist es die Aussage dieses Buches, die so ganz anders ist als die der zahlreichen Memoiren, die westdeutsche Verlage in den letzten Jahren herausgebracht haben.

Scheringers Erinnerungen zeichnen sich schon dadurch aus, daß er in rückhaltloser Offenheit sich selbst und dem Leser gegenüber von den Fehlern spricht, die er und mit ihm viele seiner jetzigen Leser in den letzten Jahrzehnten begangen haben. Im Gegensatz zu einer ganzen Reihe von Memoirenautoren versucht er nicht zu beschönigen oder gar zu vertuschen, wenn er sein Leben zu Protokoll gibt.

Scheringers Aufzeichnungen sind ein bedeutendes Dokument, weil sie – und das kann bei einem politisch Aufgeschlossenen wie auch Aktiven nicht anders sein – sich nicht darauf beschränken, individuelle, nur für den Verfasser wichtige Erlebnisse wiederzugeben, sondern im Rückblick auf ein bewegtes Leben zugleich die Geschichte einer Periode der deutschen Entwicklung, eine kritische und Partei ergreifende Auseinandersetzung mit den gesellschaftlichen Ereignissen sind. Und das ist es doch wohl, was ein Erinnerungsbuch für einen großen Leserkreis interessant und gewinnbringend macht.

Richard Scheringer sieht sein Leben in dessen Gebundenheit an die gesellschaftliche Entwicklung und beurteilt es selbst danach, wie es ihm gelang, den gesellschaftlichen Forderungen des Tages historisch gerecht zu werden. Er ist bemüht, sein Leben und seine Zeit von marxistischer Position aus kritisch und selbstkritisch zu untersuchen. Diese Position sich zu erkämpfen und sie konsequent zu vertreten ist ihm nicht leicht geworden.

In eine Offiziersfamilie hineingeboren, erzogen und gebildet in einem bürgerlichen Gymnasium, ist er in den Jahren nach dem ersten Weltkrieg für die nationalistischen Phrasen von der „nationalen Revolution“ besonders aufgeschlossen, zumal er als Jugendlicher die Besetzung des Rheinlandes durch amerikanische und französische Truppen erlebt und selbst an Aktionen gegen separatistische Gruppen teilnimmt. Dies zwingt ihn schließlich dazu, seine Heimat zu verlassen, und treibt ihn in die Arme der Schwarzen Reichswehr. Dort festigt sich sein Entschluß,

Berufsoffizier zu werden. Als Leutnant der Reichswehr entwickelt Scheringer eine rege politische Aktivität – für Ideale allerdings, die ebenso bedenklich wie wirr sind: Schaffung einer großen „nationalen Bewegung“ gegen das Versailler Diktat, gegen die Erfüllungspolitik, für den Sturz der derzeitigen Regierung.

Diese Konzeption ist es, die ihn veranlaßt, auch die Naziartei auf ihre Brauchbarkeit für die „nationale Revolution“ zu prüfen. Seine Fühlungnahme trägt ihm einen Prozeß wegen „Zersetzung der Wehrmacht“ ein; denn noch ist die Reichswehr in einen Machtkampf mit den Faschisten verstrickt, und noch gibt es republikanische Dienststellen, die es wagen, gegen Nazis vorzugehen.

Eineinhalb Jahre Festungshaft sind das Ergebnis für Scheringer. Er verbüßt die Strafe in Gollnow. Hatte ihn bereits der Prozeß vor dem Reichsgericht den Nazis gegenüber kritischer werden lassen – in diesem Prozeß schwört Hitler den berücktigten „Legalitätseid“ –, so werden ihm in Gollnow von dreißig kommunistischen Mithäftlingen endgültig die Augen geöffnet. Ein Gespräch mit Goebbels und mit Hitler bestärkt ihn in seinem Entschluß: noch während seiner Haft übergibt er der kommunistischen Reichstagsfraktion eine Erklärung gegen Hitler, die mit den Worten schließt: „... und reihe mich als Soldat in die Front des wehrhaften Proletariats ein.“

Sein Bekenntnis zur revolutionären Arbeiterbewegung trägt ihm wiederum Festung ein, zwei Jahre und sechs Monate. Inzwischen erobern die Nazis die Macht. Gegenüber allen Versuchen der Faschisten, ihn durch hohe und höchste Funktionen zu ködern, bleibt Scheringer standhaft. Vielmehr beginnt er sofort nach seiner Entlassung mit der antifaschistischen Arbeit: Er schafft sich eine Verbindung zur illegalen KPD, die jedoch bald abreißt; er versucht, unzufriedene „Nationale“ gegen Hitler zu sammeln, und hilft mit, gefährdete Antifaschisten über die Grenze zu bringen. Verfolgungen durch die Na-

zis bleiben nicht aus, aber er kann ihnen entgehen, da er den braunen Machthabern als „Landwirt“, der er inzwischen geworden ist, nicht mehr so gefährlich erscheint.

Eine gewisse Krise in seinen politischen Ansichten löst der Abschluß des deutsch-sowjetischen Nichtangriffspaktes aus. Die alte Illusion bestimmter Reichwehrkreise von einem Zusammengehen der Sowjetunion und Deutschlands gegen die Versailler Mächte wirkt sich hier aus – eine Illusion, deren Absurdität ihm sehr bald durch die Ereignisse des zweiten Weltkrieges, vor allem durch den Überfall auf die Sowjetunion klar wird. Als Offizier tut Scheringer sein möglichstes, um ein totales Chaos bei Kriegsende vermeiden zu helfen.

Gleich nach seiner Rückkehr aus der amerikanischen Kriegsgefangenschaft stellt er alle seine Kräfte in den Dienst eines demokratischen Neuaufbaus, muß aber bald erfahren, daß Kommunisten – er ist Mitglied der KPD geworden – in führenden Funktionen der westlichen Besatzungszonen nicht erwünscht sind. Nicht nur, daß man ihn als Staatssekretär sehr bald wieder entläßt, man versucht auch, ihn als Fragebogenfälscher zu kompromittieren.

Richard Scheringer aber läßt sich nicht beirren. Als Landesvorsitzender der KPD in Bayern, als Mitarbeiter des Gesamtdeutschen Arbeitskreises für Landwirtschaft, als aktives Mitglied der Friedensbewegung tritt er für die deutsche Verständigung ein. Und eben das ist es, was ihn noch einmal auf die Anklagebank

bringt. Gleich zu Beginn des Buches findet sich eine die westdeutsche Situation kennzeichnende Szene. Richard Scheringer fragt den ihn vernehmenden Landgerichtsdirektor: „Warum ist das ‚Programm der nationalen Wiedervereinigung Deutschlands‘ erst jetzt Gegenstand eines Hochverratsverfahrens? Es ist doch schon vor zwei Jahren herausgegeben und überall veröffentlicht worden.“

„Ja, wissen Sie“, sagt der Herr Landgerichtsdirektor nach kurzem Zögern zu mir, „damals waren wir noch nicht soweit.“

Jetzt ist man also soweit, genauer: wieder soweit! Aber Menschen wie Richard Scheringer werden zu verhindern wissen, daß die klerikal-faschistische Reaktion Deutschland in einen dritten Weltkrieg stürzt. Die Verfolgungen durch Bonn haben Richard Scheringer nicht zu erschüttern vermocht. Der Richtigkeit seiner schwer erworbenen Weltanschauung gewiß, vermag er im Rückblick auf sein Leben und im Ausblick auf die Zukunft zu sagen: „Heute erst wissen wir, wenn auch angesichts einer neuen, zweijährigen Gefängnisstrafe: es ist doch das große Los gewesen! Nein, nicht weil der Boden auch auf den Felstrippen des Jura immer wieder Ernten brachte, sogar sehr viele gute Ernten... Aber es war ein Leben mit viel Liebe, viel Freundschaft, vielen Kindern, über Irrtum und Schuld hinweg in Richtung auf das große Ziel, einmal, in einem sozialistischen deutschen Vaterland ‚mit freiem Volk auf freiem Grund zu stehen‘.“

*Erwin Kohn*

## **Das Glück ist nicht heimatlos**

*Wolfgang Held: „Die Nachtschicht“, Volksverlag Weimar, 1959*

Seine Name ist neu auf dem Büchermarkt. „Unser Leben hält auch für mich noch hundert Geschichten bereit“, sagt

er zuversichtlich im Nachwort. Das ist ein Versprechen, und es macht neugierig auf diesen Erstling.

Sieben selbständige Kurzgeschichten hat Wolfgang Held in diesem Bändchen durch eine Haupthandlung miteinander verknüpft und so zu einem einheitlichen Ganzen zusammengefügt. Diese Struktur mit den scharf hervortretenden Einschnitten erlaubt es dem Autor, auf knappem Raum viele verschiedenartige Probleme zu berühren, große Räume und Zeitabstände zu überbrücken, ohne die Handlung zu überladen.

Die immer wieder hervortretende und langsam fortschreitende Haupthandlung ist gewichtig genug, um alle Teile zusammenzuhalten: Der Schichtmeister einer volkseigenen Landmaschinenfabrik hat sich zu entscheiden, ob er dem Rufe seiner Frau folgt, die von einer Reise nach Westdeutschland nicht zurückgekehrt ist und ihn statt dessen auffordert, die Koffer zu packen und nachzukommen, oder ob er seine Ehe aufs Spiel setzen und der Republik treu bleiben will. Diesen Konflikt trägt der Schichtmeister im Laufe einer Nachtschicht aus. Die Arbeit und die Begegnung mit seinen Kollegen während der inneren Auseinandersetzung helfen ihm, die richtige Entscheidung zu treffen.

Leider hat Wolfgang Held die Konfliktsituation Artur Milans in der Exposition nicht kräftig genug gezeichnet, nicht stark genug motiviert. Der Leser erfährt nicht, welche Gründe Milans Frau bewegten, ihren Mann nach Westdeutschland zu rufen. Vermutlich ist sie den Verlockungen der Schaufensterfassade erlegen. Aber warum glaubt ihr Mann, sie werde sich von ihm trennen, wenn er ihrer Aufforderung nicht folgt? Diese (nicht motivierte) Annahme aber hat zentrale Funktion, denn auf sie stützt Wolfgang Held den ganzen Konflikt. Schade, daß er uns gerade bei der Gestaltung dieses durchgehenden Hauptkonflikts den Prozeß seiner Lösung zur Hälfte vorenthält, sie nur auf der Seite Milans vorbereitet, ja als nur von ihm abhängig erscheinen läßt. So hofft man zwar am Ende des Bändchens, daß es

ihm gelingen wird, seine Frau wieder zu sich – und damit zu uns – herüber zu ziehen, aber diese Hoffnung kann sich nur auf Milans Entscheidung gründen, weil wir die Frau außer durch den (negativen) Brief nur in einer Szene kennenlernen, die keine Anhaltspunkte für ihr späteres Verhalten bietet.

Wolfgang Held schildert nämlich in der ersten eingeschachtelten Kurzgeschichte, wie Milan sich im Herbst 1945 trotz Hunger und Not weigert, eine der damals üblichen Hamsterfahrten zu unternehmen, weil „wir so aus dem Dreck nie herauskommen“.

Mit der Charakterisierung der Hauptfigur erfüllt die Episode aus der Hamsterzeit an dieser Stelle, am Anfang des Buches, ihre Funktion: sie bereitet Milans späteres Verhalten vor. Zur Motivierung der – am Schluß als Gewißheit hingestellten – Lösung des Hauptkonflikts auf Seiten der Frau kann diese Episode nichts beitragen, denn die Frau erscheint darin verschüchtert und unterwürfig, während der Mann als die aktive, bestimmende Kraft der Familie auftritt, als ein ehrlicher Arbeiter, den später auch die „Chance mit den 750 Westmark (Monatsgehalt) und der Werkwohnung“ nicht locken wird. Durch diese Eingleisigkeit geht der Klammer, die gerade durch den nationalen Aspekt ihres Konflikts besonders geeignet wäre, den Episodenzyklus zur Handlungseinheit zusammenzuschließen, leider ein Teil ihrer Bindekraft verloren.

Die Entwicklung der Haupthandlung, unterstützt durch die eingestreuten Kurzgeschichten, zeigt Artur Milans Verbundenheit mit seinem Betrieb, mit dem Kollektiv, mit dem sozialistischen Aufbau. Die Wirklichkeit selbst, mit der er konfrontiert wird, liefert ihm die Antworten, die in die Erkenntnis münden: Diese Republik und ihre Menschen zu verlassen wäre Verrat.

Den wichtigsten Anteil an der Entscheidung des Schichtmeisters hat ein Mitglied der Partei der Arbeiterklasse,

der Genosse Bruno Minde. Er greift ein, wo er Ungeordnetes, Unbewältigtes sieht, und läßt auch Artur Milan mit seinen Sorgen nicht allein. Zu Recht hat Wolfgang Held gerade diese Figur herausgehoben, nach Artur Milan am stärksten in die Handlung einbezogen. Bruno Minde ist für Artur Milan das Maß, an dem er sein eigenes Verhalten mißt; er hat an der Lösung des Konflikts indirekten, aber auch direkten Anteil. Die Geschichte, in der Bruno Minde Ruth Wachter, die wegen eines unbedachten Vergehens gegen das Volkseigentum straffällig geworden war, in die Dreherei holt und dem Mädchen damit die Tür zu einem neuen Leben öffnet, ist die beste des Buches.

In allen Geschichten werden wichtige gesellschaftliche Probleme gestaltet. Dabei geht es in vielen Varianten um die Überwindung falschen Verhaltens oder falscher Positionen. Der Schieber Krauß wird in der Gefängniszelle von einem durch Schieber geschädigten Mann beschämt, so daß er nach der Entlassung zum erlernten Schweißerberuf zurückkehrt. Der Vater Bruno Mindes überwindet sich auf Veranlassung des Sohnes, den „Tausend-Überstunden-Acker“, der den Arbeitern den Feierabend raubt, abzugeben. (Leider fehlen im Gedankenmonolog des Alten gerade die entscheidenden Passagen der Wandlung.) Der zum Westen übergelaufene Dreher May findet mit Hilfe des Kellners Prutke, eines passionierten Menschenkenners, nach lehrreichen Erfahrungen mit der kapitalistischen Ausbeutung den Weg zurück in unsere Republik und wird durch Artur Milan vom Bummelantentum geheilt. Der kleine Hugo beschämt seinen Vater, Egon Felsner, der noch immer sein Ritterkreuz aufbewahrt. Und der junge Felix Kern geht zur Volksarmee, obwohl die Verlobte ihn deswegen verläßt. (Wert und Wirkung der Entscheidung wären hier noch stärker gewesen, hätte Wolfgang Held die Auseinander-

setzung mit der Verlobten *vor* die Verpflichtung gelegt.)

Artur Milan dienen diese Geschichten zur Lehre, daß es aus allen Schwierigkeiten einen Ausweg gibt, und zur Warnung, sich vor einem falschen Schritt zu hüten. „Die krummen Wege kann man nur einem vorwerfen, der darauf zusteuert oder sie nicht verlassen will, aber nie einem, der schon auf der richtigen Straße marschiert!“ hatte Milan selbst einmal gesagt, nun hat er zu entscheiden, ob er auf der richtigen Straße bleiben will.

Durch die Aufnahme der Episode erweitert Wolfgang Held den Aspekt des Hauptkonflikts, charakterisiert er die subjektive Entscheidung des Schichtmeisters als gesellschaftlich bedeutend. Die innere Auseinandersetzung Artur Milans wird dadurch gefördert und entschieden, daß sie sich nicht isoliert, im stillen Kämmerlein, sondern während der Arbeit vollzieht. Das Betriebsgeschehen wird zum subjektiven Konflikt in Beziehung gesetzt, bekommt innere und äußere Handlungsfunktion. (Allerdings sind einige Vorgänge, zum Beispiel Gespräche über Schminken, Arbeitsschutzbelehrung und Unfall, kaum mit der Handlung verknüpft.)

Die Frage „... was soll ich denn hier ohne Hilde?“ wird beantwortet. Artur Milan erkennt, daß die Arbeit, die Gemeinschaft mit den Arbeitskollegen, das gegenseitige Aufeinanderwirken, alle diese vielen Beziehungen des Lebens in der sozialistischen Gesellschaft das Glück des Menschen ausmachen. Ja, Artur Milan trennt das Glück in der Bedrängnis seiner Situation geradezu von der Liebe: „Glück muß immer erkämpft werden... Soll ich es mit meiner Ehe bezahlen?“ – Seine Erfahrungen lehren ihn, das Falsche dieser Alternative zu erkennen.

Nach der Lektüre des anregenden Erstlings ist man gespannt auf die nächste Arbeit, die Wolfgang Held uns vorlegen wird.



## Bemühungen und Versuche

Bodo Uhse: „Gestalten und Probleme“, Verlag der Nation, Berlin 1959

„Bemühungen und Versuche“ nennt Bodo Uhse seine Sammlung von Aufsätzen und Reden, Kritiken und Essays. Diese Bezeichnungen deuten bescheiden darauf hin, daß es sich bei den ausgewählten Stücken literarischer Publizistik um solche Formen der Mitteilung handelt, in denen die Beziehung der Schriftsteller zur Wirklichkeit direkt und unmittelbar dargelegt werden kann; tatsächlich ist dies bei dieser Sammlung in ganz außerordentlichem Maße der Fall. Der „rote Faden“, von dem Uhse in seiner Vorbemerkung sagt, daß ihn der Leser „in dem bunten Durcheinander“ schon entdecken werde, ist ja eben die permanente Auseinandersetzung des Autors mit der jeweiligen geschichtlichen Situation – auch eine Auseinandersetzung mit sich selbst, die, wie Uhse bemerkt, „ebenso sehr der Selbstverständigung wie der Bewußtmachung“ dient: Das kritisch-erzieherische Anliegen verschmilzt mit dem Autobiographischen. Solcherart bietet die Sammlung eine gute Gelegenheit, den Werdegang eines Menschen zu verfolgen, der in schwierigen Kämpfen nicht nur zu einem hervorragenden sozialistischen Schriftsteller wurde, sondern der auch seinen Weg zur Arbeiterbewegung in einer Zeit fand, da die Arbeiterklasse selber auf Leben und Tod mit ihrem schlimmsten Feind, dem deutschen Faschismus, zu ringen hatte. Damit vermittelt der Band gleichzeitig ein Stück Geschichte und Kulturgeschichte und gewährt auf lebendige Art Einblick in die jüngste Vergangenheit.

„Trotz alledem!“ ist der Titel des ersten Beitrages – eines Entwurfes für die Einleitung einer 1933 illegal in Deutschland zu verbreitenden antifaschistischen Anthologie. Dieser Ruf könnte das Motto für all die dokumentarisch wichtigen

literarischen Bekundungen des Autors im Exil sein, die im ersten Teil des Buches versammelt sind. Nichts ist in ihnen zu spüren von Resignation, Müdigkeit oder gar Verzweiflung. Ob es der „Pariser Brief“ 1936 ist, den Uhse nach Moskau richtete, ob es sich um die Ansprache handelt, die 1937 für den deutschen Freiheitssender in Valencia geschrieben wurde, ob es um den leidenschaftlichen Appell an den proletarischen Internationalismus nach dem Besuch eines mexikanischen Buchladens 1942 geht – immer kann der Leser nicht nur das kämpferische Herz des Verfassers schlagen hören, er erkennt auch die prinzipielle kulturpolitische Bedeutung des Wortes dort, wo es im Sinne Friedrich Wolfs zur Waffe wird.

Hier ist eine Literatur, die dokumentarischen Wert besitzt! Die Zeit des antifaschistischen Kampfes und der Emigration war eine große Zeit der progressiven deutschen Dichtung. Uns sind aber nicht nur die großen Werke teuer, die damals entstanden (unter ihnen bekannte Romane des Autors), sondern uns interessieren auch die allgemeinen und besonderen Bedingungen des Schaffensprozesses dieser Bücher, die ja nicht in vornehmer Stille und Abgeschlossenheit entstanden, sondern in der Not, in der Unruhe, oft sogar in bitterem äußerem Elend. Aus diesem Grunde ist es an der Zeit, daß jene Schriftsteller, die zur alten Garde unserer Literatur zählen, so wie Bodo Uhse darangehen, in alten Manuskripten zu blättern, zu sichten, und neu zu fassen, was heute noch faßbar ist. Jüngere Generationen wachsen heran, die an die Erlebnisse der älteren herangeführt werden müssen, ja, die jene Erlebnisse nachempfinden sollen als historisch notwendige Erfahrungen für das Entstehen einer

demokratischen, sozialistischen Kultur. In dieser Hinsicht sind also Uhse kleine Stücke beispielhaft und aufschlußreich, keineswegs veraltet oder nur mit freundlicher Teilnahme am persönlichen Schicksal für den Leser interessant, wie so manches, was spätbürgerliche Autoren aus ihren Erinnerungsmappen bieten. Im Gegenteil, der „Blick zurück“, wie Uhse formuliert, wird zu einem Blick in das Gegenwärtige und Zukünftige, gerade weil die kleinen Stücke so konkret und genau auf die jeweilige Situation bezogen sind. Hoffen wir, daß dieses Exempel unter den älteren Schriftstellern Schule macht, daß auf diese oder andere Art von ihnen mitgeteilt wird, was gerade zu unserer Zeit, da sich in Westdeutschland offensichtlich die Kräfte der Reaktion regen, Mahnung und Dokumentation sein kann.

Aber nicht nur die Zeugnisse aus der Emigration machen den Band wertvoll. Auch einige interessante Berichte von persönlichen Begegnungen mit Menschen, die in der Front des gemeinsamen Kampfes standen, vermögen uns zu fesseln. Wie liebevoll, freundschaftlich, dabei ironisch charakterisierend ist etwa das Porträt, das Bodo Uhse im zweiten Teil („Probleme und Gestalten“) von unserem unvergeßlichen Max Schroeder entwirft! Natürlich, so war er, wird derjenige sagen, der den klugen, feinen und als Kritiker unerbittlichen Cheflektor des Aufbau-Verlages kennenlernen durfte; und was über Kisch, über den großen Meister Nazim Hikmet, über Thomas Mann, Bertolt Brecht, Fritz Cremer, John Heartfield und Joris Ivens mitgeteilt wird, ist nicht nur unseren Kunst- und Literaturstudenten nützlich. Denn Uhse besitzt das, was Essayisten und literarischen Porträtisten eigen sein muß, wenn sie auf ihrem Gebiet etwas leisten wollen: den Sinn für das Wesentliche, das am charakteristischen, oft anekdotischen Fall ablesbar sein kann, den Spürsinn für verborgene Beziehungen, die oft nur mit jähren Schlaglichtern zu erhellen

sind, das Wissen um die Tradition, um Kunstverstand und jenes Eigene, Unverwechselbare, was eine progressive geistige Leistung begleitet.

Wenn es schon schwer genug ist, auf kurzem Raum das Bild einer komplizierten Persönlichkeit anschaulich zu gestalten, so ist es fast noch schwieriger, eine Lebensarbeit in ihren historischen Bezügen knapp und zugleich tiefdringend zu analysieren. Der Rezensent gesteht, daß er nicht ohne Bedenken den Aufsatz über Thomas Mann (1955) zu lesen begann. Kann man denn auf etwa fünfzehn Seiten mehr als wiederholen, was andere bereits aussprachen von dem, was bei dieser Gelegenheit ausgesprochen werden muß? Bodo Uhse konnte mehr; nicht nur, daß er über den großen bürgerlichen Humanisten das sagt, was über dessen Lebensleistung objektiv zu sagen ist. Er versteht es auch, auf eigene Weise die künstlerische Originalität Manns so zu deuten, daß dem Dichter, nicht nur dem Denker Thomas Mann, voll entsprochen wird – gewiß konzentrierend, raffend, aber niemals von jener schematisierenden, amüsanten Oberflächlichkeit infiziert, die leider hin und wieder noch in manchen Nachrufen oder Vorworten anzutreffen ist.

Das persönliche Bekenntnis, das subjektive Empfinden eint sich mit objektiven Urteilen in einer zweckdienlichen, eleganten, niemals präziösen Sprache. Auch in dieser Hinsicht mag das Buch junge Autoren anregen. Anregen sollte sie auch der Bericht vom schweren Anfang des Schriftstellers Uhse, der in Kisch den Freund fand, der sich als der ärgste Feind des noch unreifen, unbeholfenen Anfängermanuskriptes des Kameraden erwies, aber alles tat, es verbessern zu helfen. Lernen aber können sie das Wichtigste, was dieses Buch aussagt: Daß nämlich künstlerisches Wollen mit einer vernunftterhellenden Parteilichkeit gepaart sein muß, soll Belangvolles für die nationale Kultur und Literatur errungen werden. Diese Parteilichkeit meint die dialektische Einheit von Handeln und

Schreiben, weil sie nur so der sozialistischen Gesellschaft wirklich zugute kommt.

Gewiß, das Fragmentarische des Bandes im ganzen und etlicher Stücke im einzelnen kann nicht übersehen werden. Gern würde der Leser hier oder dort die aufgeworfenen Probleme ausführlicher

dargestellt sehen. Wo aber das einzelne Stück Fragment im Sinne einer überlieferten Gattung ist, offenbart sich sein merkwürdiger Zug: Es reizt den Leser an, das Gedachte weiter zu denken. Wer wollte sich im vorliegenden Fall dieser Aufgabe entziehen?

Willy Walther

## Roman oder Reportage? Roman und Reportage!

Dieter Schlenstedt: „Die Reportage bei Egon Erwin Kisch“

Rütten & Loening, Berlin 1959

Bei Erscheinen des Kisch-Kalenders im Jahre 1955 hatte Dieter Schlenstedt in einer Rezension in der „Neuen Deutschen Presse“ auf die Widersprüchlichkeit der Meinungen über Einordnung, Gestaltung und Form der Reportage hingewiesen und die Dringlichkeit einer entsprechenden wissenschaftlichen Untersuchung konstatiert. Man griff daher mit besonderer Erwartung nach seiner Studie. Das Ergebnis seiner intensiven kritischen Analyse des umfangreichen Gesamtwerkes von Kisch ist in zweierlei Hinsicht interessant und beachtenswert.

Es ist die erste wissenschaftliche Kisch-Kritik, und sie vermittelt neben vielen bisher unbekannten biographischen Einzelheiten ein anschauliches, wissenschaftlich exaktes Bild vom ideologischen Reife-prozeß Kischs, von der Entwicklung seiner ideologisch-politischen wie auch seiner ästhetischen Anschauungen. Die Studie ist vor allem geeignet, dem jungen Journalisten und Nachwuchsreporter, für den Egon Erwin Kischs Reportage ein Erfahrungsschatz und Studienmaterial i- als wertvoller Wegweiser zu dienen und den Lernenden vor der Gefahr zu bewahren, über der stilistischen und kompositorischen Brillanz Kischscher Reportagen die andersartige Thematik Kischs und seine Stellung als Reporter zu vergessen; denn der Kisch von 1925, 1930

und später ist ein anderer als der von 1906, 1910 oder 1918 – nicht so sehr in der formalen Meisterschaft, wohl aber was die Bewußtheit anging, mit der er seine Reportagen verfaßte.

„Stauendes Anschauen‘ einer ‚sozial tiefer gelegenen‘, ihm klassenfremden Schicht . . ., das spontane Rebellentum (nicht die klassenbewußte Auflehnung) gegen eine Gesellschaft, in deren Schoß breite Schichten immer mehr verarmen, stellten ihn auf die Seite des Lumpenproletariats.“ Kisch gebrauchte in der Anfangsperiode die Darstellung des Asozialen als Mittel der Anklage gegen die Scheinordnung der bürgerlichen Gesellschaft, er fühlte sich als der bürgerliche Kritiker. Der ideologischen Unausgereiftheit entwuchsen seine theoretischen Ansichten: „Der Reporter hat keine Tendenz, hat nichts zu rechtfertigen und hat keinen Standpunkt. Er hat unbefangene Zeuge zu sein und unbefangene Zeugen-schaft zu liefern . . .“

Die Klassenschlachten und das politische Auf und Ab der zwanziger Jahre rissen ihn heraus aus der abwartenden und unentschiedenen Kritikerposition, zogen ihn selbst mit hinein in das revolutionäre Geschehen und führten ihn – nicht zuletzt durch die aktive Teilnahme am Kampf – zur bewußten Parteinahme für das Proletariat, für den Sozialismus. Jetzt

begriff er die Kunst als „ein Stück Wahrheit, gesehen durch revolutionäres Temperament“. „Wahrheit“, sagte er an anderer Stelle, „ist das edelste Rohmaterial der Kunst, Präzision ihre beste Behandlungsweise. In den Ländern, in denen die Freiheit darniederliegt und die Tyrannei herrscht, dominiert in der Literatur gefühlsbetonte Verschwommenheit, mystisches Schwärmen für Blut und Boden und dergleichen, weil kein Problem des Lebens angeschnitten werden darf. Uns aber stehen der Mensch und das Leben am höchsten. Ihnen, ihrem Sein und Bewußtsein soll unsere Literatur dienen!“

Er begann sich stärker auf die Darstellung des Verhältnisses der Menschen zu ihrer Arbeit zu konzentrieren und würdigte „die großen technischen Leistungen... als Schöpfung des werktätigen Volkes... Ausdruck der tätigen Kräfte des Volkes, seiner Allmacht bei der Veränderung der Natur“.

Die hier skizzierte Konfrontierung der Anschauungen und der Thematik des politisch unerfahrenen mit denen des ideologisch gereiften Kisch mag genügen, zumal die Kisch-Analyse ohnehin für Schlenstedt mehr das Mittel war zum Zweck, einen Beitrag zur Bestimmung der Gesetzmäßigkeiten des Reportagegenres zu leisten.

Der Autor wird seiner Absicht mit einer Reihe wertvoller Teiluntersuchungen gerecht (Bedeutung des Wirklichkeitsausschnittes in der Reportage, Beschreibung der Darstellungsmethoden, Berichtshaltung des Reporters, Wirkungskraft der Reportage), weist so am Einzelfall Kisch eine Reihe allgemeingültiger Momente nach – öffnet zugleich den Blick für neue und lohnende Ansatzpunkte – und gelangt schließlich folgerichtig zu einer Definition der Reportage als einem Mischgenre zwischen wissenschaftlicher Darlegung und künstlerischer Gestaltung.

Für Kisch ist die Reportage, wie Schlenstedt darlegt, ein Bericht aus der Wirklichkeit; je exakter in ihm die Wirklichkeit widerspiegelt wird, je gründ-

licher ihre Gesetzmäßigkeiten bloßgelegt, je wichtiger die Ausschnitte werden, die der Bericht erfaßt – desto besser ist die Reportage. Immer bildet das vorgefundene Material des untersuchten Lebensbereiches den Stoff der Reportage. Am literarisch gestalteten (in der Wirklichkeit existierenden) Einzelfall, den künstlerisch verarbeiteten, verdichteten – nicht erdichteten – dokumentarisch nachweisbaren „kleinen konkreten Tatsachen“ (Fučík) das Typische, das Wesen der sozialen Zusammenhänge deutlich werden zu lassen – das ist der Auftrag der Reportage.

Der Drang nach Wahrheit, die Forderung nach exakter Darstellung der Wirklichkeit – aber auch die Selbstbehauptung, die Abwehr gegen die Geringschätzung der Reportage als „minderwertige Literatur“ durch die bürgerliche Literaturbetrachtung – trieben Kisch (1929 in der tschechischen Zeitschrift Čin) zu der gleichermaßen überspitzten wie originellen und interessanten Prognose, der Roman habe keine Zukunft, vielmehr werde die Reportage die „literarische Nahrung der Zukunft“ sein, „weil einst die Menschen über die Welt nichts als Wahrheit lesen wollen“! Obwohl Schlenstedt anerkennt, daß Kisch – sein ihm bestens bekannter „Forschungsgegenstand“ also – die Reportage zu einem durchaus selbständigen literarischen und journalistischen Genre entwickelt und sie als „Kunstform und Kampfform“ ebenbürtig neben andere Formen gestellt hat, schließt er doch die Möglichkeit nicht aus, daß die Reportage auch „Vorstufe für eine umfassendere Darstellung, etwa für einen Roman“ sein kann. Überhaupt neigt er mehr zu der Auffassung, die Reportage als das „vom unerfahrenen proletarischen Schriftsteller“ geschriebene „Protokoll seiner Erfahrungen“ zu betrachten.

Man kann weder der Reportage noch dem Roman den Vorzug geben. Jede Form, jedes Genre erfüllt seine spezifische Funktion, hat bestimmte nur ihr eigene Möglichkeiten, aber auch Grenzen. Was die Reportage anbelangt, so ist ge-

rade sie imstande, einen breiten Leserkreis zu erfassen und zu beeinflussen, weil ihre Wirklichkeitsnähe und ihre dokumentarische Wahrhaftigkeit, die Glaubwürdigkeit des Details, ihre Wirkung auf den Leser nicht verfehlen.

Die Schlenstedtsche Studie ist in vielem die gedankliche Fortsetzung der vor Jahren geführten Diskussion von Schriftsteller- und Presseverband über die Reportage. Die gegensätzlichen Auffassungen über ihre Einordnung – hier Kunst, da Wissenschaft – sind zu einer wissenschaftlich exakten Synthese gebracht.

Über die von der Leipziger Fakultät für Journalistik publizierten Forschungsergebnisse und Lehrmeinungen über die Reportage (Lehrbrief Studienjahr 1956/57) geht Schlenstedt insofern hinaus, als er deutlich sichtbar macht, daß der echte, der sozialistische Reporter Mithandelnder, Mitkämpfer sein muß, daß eindrucksvolle, wirksame Reportagen nur aus der Teilnahme am gesellschaftlichen Kampf entstehen. Der theoretische Teil des Lehrbriefes verharrt hingegen in einer ästhetisierenden Betrachtungsweise der Reportage, unterschätzte ihre politische

Funktion bei gleichzeitiger Überbetonung ihrer ästhetischen Wirkung.

Schlenstedt gebührt das Verdienst, die Reportage – und zwar die sozialistische Reportage, die eindeutig abgegrenzt wird von den seichten Produkten kapitalistischer Sensations„reporter“ – aus der Vernachlässigung durch die Literaturwissenschaft herausgerissen zu haben, wenn auch seine Darlegungen – auch das muß gesagt sein – nicht immer eben sprachlich einfach und mühelos lesbar sind.

Die Studie Schlenstedts ist wertvoll für Forschung und Praxis. Sie bleibt es, auch wenn sie viele neuere Probleme der Reportage nicht löst, nicht lösen kann. Denn auch Kischs Reportagen müssen in der Zeit gesehen werden, in der sie entstanden. Kisch hat nie vor der Aufgabe gestanden, mit der Reportage in ideologische und ökonomische Prozesse eingreifen zu müssen, um sichtbare Veränderungen, *ökonomische Erfolge* auslösen zu helfen. Wie machen? Diese Frage der Reporter unserer Gegenwart ist noch keineswegs beantwortet. Hier eröffnet sich für Germanisten und Journalisten ein weites, interessantes Forschungsgebiet.

Kurt Böttcher

## Die Cronique scandaleuse des Volkes

„Das Volk – das lacht. Deutsche Schwänke des 15. und 16. Jahrhunderts“

Herausgeber: Günther Jäckel, Verlag Rütten & Loening, Berlin 1959

„Deutsche Schwänke“, Herausgeber: Günter Albrecht, Volksverlag Weimar, 1959

Das 16. und 17. Jahrhundert führen seit jeher ein dunkles Dasein in Literaturwissenschaft und Literaturkritik. Seit jeher? Das will sagen: in der (spät-)bürgerlichen Literaturhistorie, weil sie ihre Maßstäbe von einer idealistischen, abstrakten Schönheitsvorstellung, einem historisch unkonkreten Dichtungsideal borgte und weil sie mit einem vorgefaßten Begriff von der Dichtung an die Schöpfungen der Vergangenheit herantrat und sie daran

maß. Wir, die wir in der Dichtung die künstlerisch-ideologische Gestaltung des komplexen gesellschaftlichen Bewußtseins einer bestimmten Periode der historischen Entwicklung erkennen, wissen um ihre gesellschaftliche Bedingtheit und Funktion, wissen, daß jeder Entwicklungsstufe des menschlichen und gesellschaftlichen Bewußtseins, und damit auch der Dichtung selbst, nur ein gesellschaftshistorischer Begriff der Literatur entspre-



chen kann: die Trennung von Gesellschafts-, Ideologie- und Formengeschichte, von Inhalt und künstlerischer Gestaltung (die sich jede für sich aus den Grenzen und Möglichkeiten der zu erforschenden Zeit ergeben) führt bei literaturhistorischen Untersuchungen auf das Glatteis uferloser Spekulationen. Nach der Würdigung und wissenschaftlichen Aufmerksamkeit, welche die deutsche Aufklärung und Klassik als Gipfel bürgerlich-nationaler Kunstleistung durch uns erfahren hat, hat die marxistische Literaturwissenschaft auch die Aufgabe, an der Wiege unserer Dichterriesen prüfend und forschend zu verharren, um so die große Wende zwischen feudalem Mittelalter und bürgerlicher Neuzeit, den Aufbruch des kapitalistischen Bürgertums in seinem Ansturm gegen das verrottete Alte historisch gerecht zu würdigen. Renaissance, Reformation und der Große deutsche Bauernkrieg! Welch grenzenlose Verheißungen gebär das 16. Jahrhundert – und wie wurden sie zum Schweigen gebracht! Diese Zeit mit allen ihren Äußerungen, auch mit ihren literarisch-geistigen, sich anzueignen, ist eine nachzuholende Pflicht, deren Erfüllung uns durch Kenntnis und Erkenntnis auch zur verstandenen Höhe unserer heutigen Tagesaufgabe erheben kann.

Von den oft noch rohen Schätzen dieses Zeitraumes ist noch mancher zu heben. Nun ist wenigstens ein Teil dieses Literaturerbes, die Schwänke, unserem ganzen Volk neu erschlossen worden. Die zwei Ausgaben, über die hier kurz berichtet werden soll, machen sich das zur Aufgabe.

Was ein Schwank ist, bedarf keiner langen Erläuterung. Der Begriff hat sich mit dem Fortleben dieser Dichtung bis in unsere Tage im Volk eingewurzelt. Was unsere Herausgeber gesammelt und erläutert in Auswahl vorlegen, sind (unter Ausklammerung des dramatischen Schwanks) in erster Linie Prosaschwänke, jene aus einem Unterhaltungsbedürfnis des Volkes entstandenen schalkhaft-derben, lustig-frivolen, heiter-geselligen, aber auch gesellschaftlich-aggressiven Kurzerzählun-

gen – in ihrer Form vom Wortwitz über die Anekdote bis zur novellenartigen Gestaltung reichend. In ihnen kommen die antifeudalen und -klerikalen Anschauungen des Volkes, allerdings nicht selten getrübt durch die Brille der meist kleinbürgerlichen Autoren (mit ihrer charakteristischen Abwertung des Bauern), unmittelbar, echt und frisch zum Ausdruck. Solche Schwänke, wie vornehmlich das 16. Jahrhundert sie lieferte, sind deshalb ein Bestandteil der – von Lenin so benannten – „zweiten Kultur“, der Kultur der unterdrückten und ausgebeuteten Volksmassen in der Klassengesellschaft.

Ein Vergleich zwischen zwei Arbeiten desselben Themas, die unabhängig voneinander entstanden, ist immer interessant. Die Herausgeber gingen – bei gleicher Grundtendenz (nämlich die gesellschaftliche Bedingtheit und Funktion der Schwänke zu erfassen) – im einzelnen verschiedene Wege. Das zeigt sich bereits an der Auswahl. Albrecht beschränkt sich von vornherein auf die wirklichen Schwanksammlungen; auch klammert er die Versschwänke aus. Jäckel geht unbedenklicher vor: er löst aus zyklischen Schwankbüchern, die einen geschlosseneren Charakter besitzen, in denen also die Geschichten an eine Figur, Figurengruppe bzw. Lokalität gebunden sind (Esopus, Eulenspiegel, Clauert u. a.), einzelne Beispiele heraus; damit läßt er jenen ästhetisch-ideologischen Fortschritt (im Hinblick auf die Vorbildung bzw. Herausbildung einer eigenständigen deutschen romanhaften Gestaltung) außer acht, der zum Beispiel im „Lalebuch“ seine stärkste Ausprägung erhielt. Zugleich nimmt Jäckel Proben aus der „Zimmerschen Chronik“, die wesentlich feudal-adlig bestimmt ist, auf. Andererseits verzichtet er – meines Erachtens zu unrecht – auf die lateinsprachige Fazetienliteratur der Humanisten. Was den wichtigsten deutschen Fazetiendichter, Heinrich Bebel, betrifft, so darf nicht vergessen werden, daß dieser Bauernsohn ein sehr volksverbundener Mann war, der seine Stoffe

zum großen Teil dem deutschen Alltagsleben entnahm. Die Literatur dieser Zeit war nun einmal zweisprachig, und viele progressive Leistungen der Humanisten sind nicht in deutscher Zunge veröffentlicht. Im ganzen erscheint die Auswahl Albrechts, der auch die erste Ausgabe des „Rollwagenbüchleins“ (1555) vollständig abdruckt, vielseitiger und umfassender, gesellschaftlich klarer umrissen, die von Jäckel schmäler, auf heutige Wirkung berechnet. Letzteres zeigt sich auch im Fortlassen der Moralen bei Jäckel. Gewiß, sie lesen sich meist hölzern, langweilen den auf Unterhaltung eingestellten Leser; aber sie verraten manches Interessante über die ideologische Haltung und Absicht des Erzählers.

Was beide Ausgaben im wesentlichen unterscheidet, ist die vordergründige Tendenz zur allgemeinverständlichen Modernisierung bei Jäckel, und die Betonung des Historisch-Bedingten bei möglichst geringfügigen Zugeständnissen an den heutigen Leser bei Albrecht. Das beweisen nicht allein die Auswahl und die Behandlung der Moralen, sondern auch die sprachliche Erneuerung (Jäckel geht weiter als Albrecht, der, unter Beibehaltung der Syntax, eigentlich nur die Wörter erneuert); das zeigen aber auch die jeweiligen Einleitungen, von denen jede für sich ihre Vorzüge besitzt. Jäckels gewandte, lebendige Darstellung geht aufs Populäre, auf die plastische Erfassung des Allgemeinen; er strebt nach Darlegung des Wesentlichen, ohne jedoch Beweise anzutreten. Dabei gelingen ihm – allerdings in vergrößernder Vereinfachung – glänzende Schilderungen von oft gut beobachteten gravierenden Symptomen der allgemeinen Entwicklung (Wechsel der

Kulturzentren und der Trägerschicht der Literatur, Verhältnis der Alltags- zur Literatursprache, charakteristische Merkmale des Schwanks u. a. m.). Albrecht hingegen verliert sich oft im Detail; darunter leiden dann zuweilen Anschaulichkeit und Klarheit. Dennoch gelingt Albrecht, was Jäckel gar nicht erst versucht: die Erfassung und Dokumentation (durch Zitate usw.) der besonderen künstlerischen und ideologischen Leistungen bzw. Eigenarten der einzelnen Schwankdichter und damit die Darlegung der stufenweisen Entwicklung der deutschen Schwankliteratur (zum Beispiel erwähnt Albrecht die geschäftlichen Interessen der Buchdrucker an den Schwanksammlungen, was manches in einem ganz anderen Licht erscheinen läßt usw.).

Jäckel seinerseits spricht lediglich von zwei Wellen der Schwankdichtung, ohne näher darauf einzugehen (der Hinweis auf den Augsburger Religionsfrieden erscheint mehr als fraglich). Bot sich nicht für beide Herausgeber die organische Vereinigung beider Methoden der Darstellung bzw. Interpretation? – Leider geht keiner von ihnen auf die Frage nach Leistung und Grenzen der Schwankliteratur für die Herausbildung des Realismus ein (obwohl Jäckel das Moment des undialektischen Beharrens und der schematischen Typik im Schwank streift).

Kritische Hinweise sollen helfen, nicht Verdienste schmälern: Wir haben den Herausgebern für ihr mühevolleres Werk zu danken! Sie haben mit Sorgfalt und Liebe breiten Leserkreisen ein wertvolles Stück guter literarischer Tradition in die Hand gegeben – zur vernünftigen Lektüre, zum Fröhlichsein und Lernen.

## Ein Jahr nach Bitterfeld

Ein Jahr nach der Bitterfelder Konferenz führte der Deutsche Schriftstellerverband in Berlin einen Erfahrungsaustausch durch, der zugleich der Vorbereitung der Kulturkonferenz diente. Es wurde festgestellt, daß die Auffassung, der Schriftsteller könne in einen Betrieb quasi als Zoobesucher gehen oder um den ach so unkultivierten Arbeitern ein bißchen von seiner Kultur abzulassen, im allgemeinen überholt und abgetan ist. So sagte Werner Ilberg, der mit zwei Brigaden des KWO Berlin arbeitet: „In beiden Brigaden gibt es nicht ein einziges Parteimitglied, und ich bin mit Befürchtungen hingegangen. Aber dann war ich außerordentlich überrascht und erfreut, denn ich mußte feststellen, daß das Bewußtsein, das Verantwortungsgefühl beider Brigaden schon weiterentwickelt ist, als ich erwartet hatte. Dabei handelte es sich bei der einen Brigade um Mädchen zwischen sechzehn und einundzwanzig Jahren.“

Martin Viertel erzählte als bezeichnendes Erlebnis aus den letzten Tagen: „Einer der Kumpel, die in unserem Arbeitertheater spielen, hatte kürzlich einen harmlosen Unfall; trotzdem mußte er ins Krankenhaus. Am Sonntag wollten wir in einem unserer Betriebe auftreten. Unser kranker Kumpel bat mich, bei seinem Arzt zu erwirken, daß er für die Zeit der Aufführung frei bekäme. Ich rief also den Arzt an, und der Arzt wandte sich an seinen Patienten: ‚Was ist das für eine Aufführung?‘ – ‚Na, vom Arbeitertheater.‘ – ‚Arbeitertheater?‘ Darauf der Kumpel: ‚Das kennen Sie wohl gar nicht?‘ – ‚Nie gehört.‘ Da fragte ihn unser Kumpel ganz entrüstet: ‚Na, Sie beschäftigen sich wohl überhaupt nicht mit Kultur?‘ Das wäre zur Zeit der Bitterfelder Konferenz noch nicht möglich gewesen. Damals hat sich

bei uns dafür etwas anderes zugetragen. Auch in unseren Bergbaubetrieben bildeten sich sozialistische Brigaden. Auch unsere Kumpel wollten ihren Frauen ihre Arbeitsplätze zeigen, aber die Schachtleitung konnte nicht zulassen, daß sie mit einführen. ‚Gut‘, sagten die Kumpel, ‚treffen wir uns abends zum Brigadeabend mal so, wie wir sonst morgens in den Schacht fahren, und spielen ihnen vor, wie unser Arbeitstag aussieht. Es sind ja unsere Frauen, die unten im Zuschauerraum sitzen.‘ Und so spielten sie ihren eigenen Arbeitstag. Dabei merkten sie, daß es mit dem Vormachen allein nicht getan ist, daß man auch eine Geschichte dazu braucht. Der nächste Schritt war also, daß sie von selbst zu schreiben angingen. Hier zeigt sich, wie sich die theoretische Voraussicht unserer Partei mit der Praxis deckt. Zu Anfang sah das manchmal freilich noch ziemlich primitiv aus. Sie sagten: ‚Du schreibst die erste Szene, du die zweite, die dritte, die vierte, und zum Schluß baun wir alles zusammen.‘ Und kaum waren sie fertig, da meldete sich die Nachbarbrigade zum Wort: ‚Ihr habt jetzt eure Entwicklung bis zum Abschluß des Brigadevertrags dargestellt. Wir werden schreiben, was sich danach abgespielt hat, denn wir haben zwei Jahre zusammengearbeitet, wir haben sehr gut verdient, aber als wir unseren Vertrag machen wollten, haben wir festgestellt, daß wir uns überhaupt nicht kennen. Hör dir an, was los ist: Wenn ihr jetzt in der Brigade sozialistisch leben wollt, sagt von einem die Frau, das ist ganz schön, aber meinen Mann könnt ihr in Ruhe lassen, der ist auch so schon in Ordnung. Er pflegt zu Hause die Kinder, macht sauber, hilft mir, wo er kann. An meinem Mann gibt es gar nichts mehr zu verbessern. Und nach sechs Wochen kom-

men wir dahinter, daß alles stimmt, aber die Frau geht in der Woche dreimal zum Skat.' Da gibt es natürlich keine großen ästhetischen Debatten, ob das typisch ist, ob das eine positive Frau ist und so weiter. Das beschäftigt uns, heißt es, das wollen wir spielen, denn das müssen wir lösen.

Viele kommen zu mir und bitten um Rat, wie zum Beispiel: „Kannst du nicht sagen, wie man eine Szene aufbaut? Ich habe da eine Figur, die brauche ich nicht mehr. Wie kriege ich die jetzt von der Bühne weg?“ Bei den Proben unseres Arbeitertheaters hätte ein Außenstehender wahrscheinlich oft nicht sagen können, ob am Regiepult über das Stück oder über die Produktion gesprochen wird, so eng haben sich für unsere Kumpel die Probleme der Kultur mit den Fragen verbunden, um deren Lösung sie tagtäglich ringen.“

Dieser Beitrag löste viel Beifall, aber auch manches skeptische Kopfwiegen aus. Doch mag das Beispiel der Wismut-Kumpel auch noch nicht für Zehntausende stehen, in zwei Punkten ist es charakteristisch: Mit der Bildung der sozialistischen Brigaden und Arbeitsgemeinschaften erwacht auch das Bedürfnis nach künstlerischer Betätigung. Der Schriftsteller, der heute in einen Betrieb geht, wird nicht mehr in die Verlegenheit geraten, sich als Missionar, als Prediger in der Wüste zu fühlen. Im Gegenteil, er wird mit vollen Händen geben und nehmen können und rasch das Gefühl gewinnen, fester im Leben zu stehen als vorher. „Was ich in Tropfen gegeben habe, das ist in Strömen zu mir und meiner Arbeit zurückgeflutet“, sagte Edith Bergner. Wolfgang Held führte aus: „Durch das Schreiben gerät der Mensch leicht in die Gefahr, aus dem großen Kollektiv zu rutschen. Für mich wurde das sofort anders, als ich in die Brigade kam. Buchbesprechungen, gemeinsame Theaterbesuche und so weiter, das alles habe ich auch gemacht. Aber da gab es noch etwas anderes, das war für mich viel wertvoller: daß die Brigade sich zusammensetzt und –

beispielsweise – die Zensuren der Kinder durchspricht. Wie jedes Brigademitglied muß ich natürlich die Zeugnisse meines Sohnes vorlegen, und da gibt es dann recht interessante Diskussionen: ‚Wie kommt es denn, daß dein Junge in Russisch eine Vier hat, und in Rechnen eine Drei? Wie kümmerst du dich denn um deinen Sohn, Genosse Schriftsteller?‘ Das war mir sehr peinlich. Ich konnte mich auch nicht damit herausreden, daß ich an Sitzungen, Versammlungen und Tagungen teilnehmen müsse. Ich bin Brigademitglied geworden, und das heißt, ich lerne, mit ihren Maßstäben zu messen und gemessen zu werden. Ich bin weder Dreher noch Fräser geworden, das würde die Brigade gar nicht zulassen oder verlangen. Aber ich habe ein Wort mitzureden, wenn sich beispielsweise bei der Quartalsabrechnung herausstellt, daß meine Brigade den Plan nicht erfüllt hat.“

Jan Koplowitz erzählte von „seiner Brigade“, zu der er auf der Bitterfelder Konferenz Kontakt gefunden hat: „Als ich das erste Mal zu ihnen in den Betrieb kam, kriegte ich einen Schreck. Ich kenne die Kumpel am Hochofen der Maxhütte, aber die hier, das waren Gestalten, vor denen ich zunächst ein bißchen Angst hatte. Sie waren deftig und rauh in ihren Sitten, doch so voll von unbändigem Leben, daß ich mich einfach mit ihnen anfreunden mußte. Aber im Betrieb waren sie als ‚Starbrigade‘ verschrien, weil sie in allen Zeitungen erwähnt wurden, denn sie hatten als erste die Seifert-Methode eingeführt, sich für Neuerermethoden eingesetzt und waren deshalb mit Bürokraten, Bremsern und Ehrgeizlingen zusammengestoßen. Die verantwortlichen Funktionäre im Betrieb brachten es nicht fertig, zu sagen: ‚Das ist eine Brigade, die das Neue vertritt. Orientiert euch an ihr!‘ Statt zur gegenseitigen Hilfe in den Brigaden aufzurufen und zu helfen, wählten sie den leichteren Weg: sie übergaben die Brigade bei den Vorschlägen für eine Auszeichnung mit dem Titel ‚Brigade der sozialistischen Arbeit‘. Außerdem wurden

die fünf Besten, die alle mitgerissen hatten, versetzt und fortgelobt: Der schreibende Arbeiter Fritz Wengler zur ‚Jungen Welt‘ als Redakteur der Spalte Arbeiterjugend, der Brigadier auf die Bezirksparteischule, ein dritter zum Meisterlehrgang, der vierte zur Volksarmee, der fünfte auf die ABF. ‚So‘, hieß es im Betrieb, ‚jetzt ist es aus mit ihnen, jetzt gehen sie in die Binsen.‘

Da geschah etwas, das mich beglückte. Die ‚Rumpfabrigade‘ kam zu mir und sagte: ‚Nun gerade nicht! Wir kommen raus aus dem Tief. Und unser Brigadetagebuch führen wir auch weiter. Es wird wieder das Beste in Berlin. Wir können schließlich auch Leute delegieren. Wir haben den Klaus auf einen Korrespondentenlehrgang geschickt, ohne langen Amtsweg.‘

In der Zwischenzeit habe ich mich mit Wengler zusammen um das Tagebuch gekümmert. Da sind Stoffe drin, die einem Schriftsteller für lange Zeit Arbeit geben können. Gemeinsam haben wir einige Erzählungen geschrieben, die im ‚Neuen Deutschland‘, in der ‚Tribüne‘ und in anderen Zeitungen gedruckt worden sind. Und heute hat die Brigade ihre Krise hinter sich; sie hat wieder einen Kern, der alle anderen mitreißt, und steht aufs neue im Kampf um den Titel. Seit einem Jahr erlebe ich, was in dieser Brigade vorgeht, fühle, freue und Sorge mich mit ihr. Und ich hoffe auch mit ihr, daß sie diesmal den Titel erringt. Verstehen Sie, wie sehr man als Schriftsteller mit den Interessen, den Problemen, den Sorgen einer Gruppe Menschen verwachsen kann, die im Betrieb der tonangebende sozialistische Motor ist?“

Wolfgang Neuhaus zog aus seiner Betriebspraxis die nachstehende Schlußfolgerung: „Ich kam zur Brigade ‚Nikolai Mamai‘, als sie gerade den Aufruf erlassen hatte, der inzwischen berühmt geworden ist. Die Brigade Mamai war so überlaufen von Journalisten, Rundfunkreportern, Fernsehreportern, die mit Stock und Hut und Schirm zwischen den Schmelzöfen herumstanden, daß ich in die Nachbarbrigade ‚Einheit‘ ging und dem Brigadier erklärte:

‚Wenn ihr noch einen zum Arbeiten braucht...‘ Inzwischen ist ein Jahr vergangen. Die Reportage, die ich damals hätte schreiben können, hätte nicht viel getaugt. Erst jetzt, nach der Arbeit im Betrieb, nach dem Leben in der Brigade, nach der genauen Kenntnis der Probleme, der Konflikte, sehe ich wesentliche Dinge, die ich früher nie hätte sehen können. Und ich bin gewiß, daß die Arbeit sich auf meine weitere literarische Tätigkeit sehr fruchtbar auswirken wird. Ich kann an den vielen neuen Stoffen, die ich dort gefunden habe, messen, welch ungeheuren Sprung wir gegenwärtig in der Industrie machen. Für einen jungen Schriftsteller ist es geradezu lebensnotwendig, jetzt dabei zu sein, das mitzerleben.“

Aus dem Kreis der schreibenden Arbeiter, die zu dieser Tagung eingeladen waren, berichtete der Kollege Robert Lange über den Zirkel im Magdeburger Ernst-Thälmann-Werk: „Die Themenstellung ist frei, das heißt, jeder kann schreiben, was ihm am besten liegt. Und wir finden das gut so. Im Zirkel wird vor allem die kleine literarische Form gepflegt. Wir achten auch darauf, daß die Arbeiter sich hauptsächlich auf Konflikte und Geschehnisse konzentrieren, die unmittelbar ihrem Erlebnisbereich entstammen, daß sie also ihre Umgebung tiefer begreifen, indem sie sie literarisch gestalten. Nirgends prallt beim Aufbau des Sozialismus das Alte und das Neue so unmittelbar aufeinander, wie gerade am Arbeitsplatz.“

Der Kollege Kraul, für die Arbeiter des Wernigeroder Elektromotorenwerkes nur „der Fritz, zu dem sie mit den absonderlichsten Fragen kommen können“, ist schon seit 1956 Leiter eines Kulturbund-Literaturzirkels. Er weiß das Gewicht der Bitterfelder Konferenz wohl zu schätzen: „Der alte Zirkel ging ein, weil kein Nachwuchs kam. Ich habe das nicht einmal bedauert, denn es waren nur solche drin, die aus der guten Kinderstube schon ein gewisses Verhältnis zur Literatur hatten; aber an die Arbeiter war so nicht heran-



zukommen. Erst nach der Bitterfelder Konferenz war die Atmosphäre da, der Rückhalt: Jetzt geh hin und such deine Kumpel. Das glückte, aber es glückte nicht von heute auf morgen. Auch mir nicht, obwohl ich als Bibliothekar allein in unserem Betrieb achthundert lesende Arbeiter gut kannte. Jetzt haben wir einen Zirkel von zwölf Menschen, von denen elf Arbeiter sind. Und das Verblüffende daran ist, daß sie jede Woche mit einer neuen Arbeit kommen, unabhängig davon, ob sie gleich zu verwenden ist oder ob sie sieben-, achtmal umgearbeitet werden muß.“

Auch Wolfgang Held sprach zu diesem Thema: „Der Mensch des Sozialismus muß ein Mensch sein, der schöpferisch tätig ist, der, wenn er fünf Stunden gearbeitet hat, ein Gutteil seiner Freizeit darauf verwendet, sich schöpferisch zu betätigen, zu malen, zu schreiben oder zu komponieren. Der Sinn der Bewegung schreibender Arbeiter kann nur sein, mit der Heranbildung dieses schöpferischen Menschen jetzt zu beginnen. Dabei genügt es nicht, daß aus einem Werk wie dem unseren, mit zehntausend Beschäftigten, sich etwa fünfzig qualifizieren, etwas besser und vielleicht sogar gut schreiben lernen. Die Bewegung schreibender Arbeiter muß eine Massenbewegung werden. Bei uns in Sömmerda gab es zunächst einen Zirkel mit zweiunddreißig Mitgliedern. Aber heute haben wir etwa dreihundert schreibende Arbeiter. Und das haben wir durch die Brigadetagebücher erreicht. Wir haben durchgesetzt, daß die Tagebücher nicht von einem Brigademitglied, sondern von der ganzen Brigade geschrieben werden. Vor einiger Zeit sahen die Eintragungen noch ziemlich mager aus: ‚Plan erfüllt, fünfhundert Aufbaustunden.‘ Heute liest man schon: ‚Gestern hatten wir Brigadeabend. Gepaßt hat uns nicht, daß der Kollege Schmidt, der verheiratet ist, erst am nächsten Morgen um sechs nach Hause kam, obwohl bei uns schon um elf Schluß war. Und das Mädchen, mit dem er den ganzen Abend getanzt hat, war auch erst um diese Zeit zu

Hause. Es würde mich‘, schreibt der ‚Chronist‘, ‚und die Brigade sehr interessieren, was er dazu sagt.‘ Das gab einen Krach! Der Sozialismus, hieß es, dürfe nicht so weit gehen, daß die Brigade ihre Nase in die Privatangelegenheiten von Kollegen steckt.“

Dies wirft einige Fragen auf, die die Schriftsteller unmittelbar angehen: Wo sind ihre guten Ratschläge für die Antwort, für die Rechtfertigung, die dieser Kollege seiner Brigade ins Tagebuch schreiben soll? Mehr noch: Zeigt sich nicht erst hier, wie weit wir hinter der Entwicklung zurück sind? Wie spät wir das Gesicht dem Betrieb zugewandt haben? Und schließlich: Was nützt uns eigentlich die Feststellung, Brigadetagebücher seien keine literarischen Meisterwerke? Held fährt fort: „Unseres liegt selten im Schrank. Es geht in der Brigade von Hand zu Hand, es ist schon sehr schmutzig und auch nicht gerade sauber geschrieben. Es ist kein Repräsentationsstück, aber es wird mit großem Eifer gelesen und ist der Gegenstand ständiger Auseinandersetzungen. Dabei wimmelt es von grammatischen und orthographischen Fehlern. Auf die erste Seite hat der Brigadier geschrieben: ‚Dieses Buch schreiben wir Arbeiter. Wir sind weder Advokaten noch Schriftsteller. Daran muß man denken, wenn man die Fehler sieht, die wir machen!‘“ K. M.

Werner Lindemann

## Ländliche Episoden

### Größe

In einem mecklenburgischen Dorf wollte ein Bauer Mitglied der LPG werden. Da fragte ihn ein anderer höhnisch: „Weißt du eigentlich, wie groß man sein muß, wenn man bei denen Mitglied werden will?“

Der Bauer, der merkte, daß er verulkt werden sollte, gab keine Antwort. Der andere aber fuhr fort: „Einen Meter fünf- undsechzig.“

„Und warum?“

„Um über das Unkraut gucken zu können, das die auf ihren Feldern haben...“

Der Bauer überlegte kurz. Dann sagte er: „Nein, mein Lieber, zwei Meter muß man groß sein – damit man über seine eigene Hofmauer blicken kann.“

### Der Verantwortliche

An einem Novembormorgen gingen einige Medizinstudenten dem Vorwerk eines volkseigenen Gutes entgegen. Sie waren als Erntehelfer gekommen und sollten nun mit der Sortiermaschine Kartoffeln auslesen.

Auf dem Mietenplatz sahen sie, daß zuerst die Siebe der Sortiermaschine erneuert werden mußten; die waren stellenweise durchgerostet, saßen aber fest und ließen sich nicht herausnehmen.

„Da geht ein Landarbeiter“, sagte einer der Studenten. „Ich werde ihn rufen.“

Der Landarbeiter kam heran. Auch er zerrte vergeblich an den Sieben. „Dreckzeug, völlig eingeroftet“, fluchte er. „Kein Wunder, die Maschine steht ja auch Tag und Nacht hier herum. Kein Mensch kümmert sich um sie. So was hätte man früher beim Baron erleben sollen!“

Die Männer waren für einige Augenblicke ratlos. Dann sagte ein Student zum anderen: „Geh doch bitte zum Betriebsleiter. Er möchte den Verantwortlichen für den Mietenplatz herschicken.“

„Was? Den Verantwortlichen?“ wetterte der Landarbeiter. „Der Verantwortliche, der bin ich.“

### Kredite

Als am 17. Juni 1953 Faschisten und Opportunisten einen Putschversuch unternahmen, um die Arbeiter-und-Bauern-Macht zu stürzen, geschah in einem mecklenburgischen Dorf folgendes:

Die Bauern der LPG hatten sich in der Dorfschenke zusammengefunden und beschlossen, keinerlei Provokationen zu dulden.

Da torkelte ein betrunkenener Einzel-

bauer in die Gaststube und randalierte: „Jetzt ist es aus mit euch. Die LPG wird aufgelöst. Die Regierung muß abtreten.“

Der LPG-Vorsitzende, ein ruhiger, beherrschter Mann, fragte den Krakeeler: „Warum soll denn die Regierung abtreten?“

„Weil sie mich total verschuldet hat.“

„Wieso verschuldet?“

„Durch Kredit.“

Der Vorsitzende trat an den Betrunkenen heran und sagte: „So, total verschuldet... durch Kredit? Aber du bist ja total betrunken! Wie hast du denn den Schnaps gekauft, wenn du kein Geld hast?“

Der Bauer stutzte einen Augenblick. Dann sagte er kleinlaut: „Auf Kredit.“

### Argumente

Ein altmärkischer Landarbeiter – einst Schweineknecht auf dem Junkergut, jetzt Schweinemeister im Volksgut – hatte Besuch aus dem Westen. Er führte seinen Gast durch die Ställe, berichtete ihm, daß er mit seiner Frau zusammen etwa tausend Mark im Monat verdiene und daß er im kommenden Jahr statt sechzehn achtzehn Ferkel pro Sau „produzieren“ wolle.

Der Gast, selbst ein Bauer, wunderte sich darüber und sagte: „Wie wollen Sie das schaffen?“

„Durch gute Pflege“, antwortete der Schweinemeister. „Ich habe eine Zentralheizung in meine Ställe gelegt. Und wenn ich friere, dann frieren meine Schweine auch. Also mache ich Dampf.“

„Wohnen Sie denn im Stall?“

„Ja, ich habe über dem Stall eine schöne Wohnung.“

„Eine Wohnung im Stall?“ sagte der Gast und schüttelte den Kopf. „Dann ist ja bei Ihnen alles noch wie früher beim Baron; da wohnten die Knechte auch im Stall.“

„Nein“, sagte der Schweinemeister. „Der Stall und die Schweine gehören nicht mehr dem Baron.“

## Tschechow und Feuchtwanger

Die Untersuchung der literarischen Wirkung Anton Tschechows, des großen russischen Novellisten und Dramatikers, in Deutschland, vor allem die Erforschung seines Einflusses auf deutsche Schriftsteller ist über oberflächliche Feststellungen und Vermutungen, die sich bei näherer Prüfung als wenig stichhaltig erwiesen, bisher nicht wesentlich hinausgekommen. Dabei gibt es Beziehungen offenkundiger Art, wie etwa zu dem jungen Gerhart Hauptmann, und solche, die bisher so gut wie unbeachtet geblieben sind, aber für die literarische Forschung von großem Interesse sein dürften. Zu diesem Kreis der Tschechowfreunde gehörte auch Lion Feuchtwanger.

In einem Brief an den Verfasser dieser Bemerkungen teilte Feuchtwanger am 17. April 1955 über seine Bekanntschaft mit Tschechows Werk mit, daß er im Jahre 1908 oder 1909, als er in München lebte, von dem russischen Schriftsteller Aschkinasy auf Tschechow aufmerksam gemacht wurde. „Er rühmte mir vor allem eines seiner Stücke, ‚Der Kirschgarten‘, und da ihm mein Deutsch Eindruck gemacht hatte, schlug er mir vor, zusammen mit ihm dieses Buch zu übersetzen. Ich sprach nur wenige Worte Russisch; Aschkinasy konnte sich deutsch sehr gut verständlich machen, aber er war sich bewußt, daß das nicht genügte, um einen Dichter zu übersetzen. So übersetzten wir dann zusammen und diskutierten jeden Satz so lange, bis ihm und mir auch die letzte Nuance wiedergegeben schien.“

Die Übersetzung erschien 1912 im Verlag Georg Müller in München. Allerdings zeichnete als Übersetzer Aschkinasy allein; Feuchtwanger konnte sich später nicht mehr erinnern, warum damals sein Name weggeblieben ist. Das Buch trägt folgenden Vermerk: „Nach der Einrichtung des Moskauer künstlerischen Theaters übersetzt und eingeleitet von Siegfried Asch-

kinasy.“ Feuchtwanger schreibt, daß das Stück in dieser Fassung zuerst im Berliner Lessing-Theater gespielt worden sei, doch geht eine solche Aufführung weder aus den Bühnenspielpänen noch aus Zeitungsankündigungen hervor. Offenbar ist die geplante Aufführung nicht zustande gekommen. „Der Kirschgarten“ scheint nach den erreichbaren Unterlagen erst im Oktober 1916 in Wien in deutscher Sprache aufgeführt worden zu sein, denn diese Inszenierung wurde ausdrücklich als „Deutsche Uraufführung“ bezeichnet.

Tschechows letztes dramatisches Werk beschäftigte den deutschen Schriftsteller aber noch eine ganze Reihe von Jahren. 1916 veröffentlichte er in Siegfried Jacobsohns „Schaubühne“ (Nummer 34) eine eingehende Besprechung des Stückes, die in vielem noch heute Gültigkeit besitzt und von Feuchtwanger auch in seine 1956 herausgegebene Sammlung „Centum opuscula“ aufgenommen wurde. Feuchtwanger erkennt im „Kirschgarten“ nicht nur den Verfall einer Familie und den Niedergang eines Adelsnestes, sondern auch das Symbol der Vergänglichkeit überhaupt: „Aber tiefer als sie alle sieht Tschechow den Kirschgarten. Recht hat ihm Lopachin, der den Garten als Terrain sieht, recht die Ranewskaja, die das Symbol ihrer Jugend und Reinheit, einer herrlichen und herrenhaft selbstverständlichen Vergangenheit in ihm erblickt, recht der schwärmerische Student, dem er zum Symbol blutiger Despotie wird . . . Er formt den sterbenden Kirschgarten mit stillem und schwermütigem Lächeln zum Gleichnis vom Sansara, von der Relativität und der Vergänglichkeit alles Irdischen, das dem Weisen wie dem Narren zerfließt.“ Feuchtwanger gibt seiner Bewunderung für dieses Stück und seinen Verfasser unverhohlen Ausdruck: „Immer von neuem erstaunt man über den sicheren Takt dieses Dichters, der alles Unterstreichen, je-

des laute Wort vermeidet und dessen halbe Töne, dessen verdämmernde Bewegungen so ungleich beredter sind als das überlaute Geschrei und die übertriebenen Gesten handfester Dramatiker.“

Bei dieser ausführlichen Beschäftigung mit Tschechows letztem und ausgereiftem Drama ist es nicht verwunderlich, daß sich ein Niederschlag davon auch in Feuchtwangers Werk nachweisen läßt. Hierauf hat der Dichter selbst aufmerksam gemacht; auf die Frage, ob er glaube, Einflüsse Tschechows erlebt zu haben, antwortete er: „Ich selber bin, glaube ich, von Tschechow nur in einem einzigen Stück beeinflusst, in dem Schauspiel ‚Der Amerikaner‘.“

In der Tat ist Tschechows Patenschaft bei diesem wenig bekannten Feuchtwanger-Stück nicht zu übersehen. Das Werk, dessen vollständiger Titel „Der Amerikaner oder Die entzauberte Stadt“ lautet, wird im Untertitel als „Eine melancholische Komödie in vier Akten“ bezeichnet. Er erschien 1921 im Drei-Masken-Verlag, München; der Copyright-Vermerk stammt bereits aus dem Jahre 1920. Die Handlung dieses Stückes spielt kurz vor dem ersten Weltkrieg in den Ruinen von Cortecchio, dem antiken Thyrsopolis in Süditalien. Die Ruinenlandschaft, die von kunsthistorischer Bedeutung ist, gehört zum Besitz des Marchese Giovan Maria Cortecchia und ist genauso verschuldet wie der Kirschgarten der Ranewskaja. Wie diese findet auch der Marchese seinen Lopachin – den Kaufmann Don Filippo, der, von der Poesie und dem Kunstwerk der antiken Baudenkmäler unbeeindruckt, die Ruinen abtragen, das Land aufteilen und allerlei Nützliches tun will: „Kanäle anlegen, das Fieber vertreiben, den kleinen Hafen ausbauen, Wasser schaffen, Licht, Hotels, Fremdenverkehr, Industrie.“ Diesem Vorschlag steht der Marchese ebenso verständnislos gegenüber wie die Ranewskaja dem Anerbieten Lopachins, den Kirschgarten abzuholzen und zu parzellieren. Aber dem Marchese wird noch ein anderer Ausweg geboten: die

Hypothek soll prolongiert werden, falls sich der Marchese bereit erklärt, für das Parlament zu kandidieren, das heißt, seinen adligen Namen für die Interessen kapitalkräftiger Hintermänner herzugeben. Nach längerem Widerstreben ist der Marchese dazu auch bereit. Da aber enthüllt sich Filippo als Gegenkandidat. Sein Angebot, die Kandidatur zurückzuziehen, falls sich die Marchesina, die schöne Beatrice, ihm dafür gewogen zeigt, wird selbstverständlich zurückgewiesen, und so geht Filippo siegreich aus dem Wahlkampf hervor. Damit ist das Schicksal des Besitztums besiegelt. Während aber bei Tschechow die Katastrophe unabwendbar ist und Axtschläge das Ende des Kirschgartens verkünden, gibt es bei Feuchtwanger eine interessante Schlusspointe: Aus Liebe zu Beatrice läßt Filippo die Ruinen nicht abreißen, sondern restaurieren.

Schon aus dieser kurzen Inhaltsangabe werden die Parallelen zu Tschechows „Kirschgarten“ ebenso deutlich wie einige Abweichungen, die sich aus der Transponierung des Stoffes in eine andere Umwelt wie auch aus den Auffassungen des Autors ergeben. Der Einfluß Tschechows aber ist unbestreitbar. Er spiegelt sich nicht nur in der Ähnlichkeit des Sujets, auch die Figuren zeigen viele Parallelen. Die Ähnlichkeit Don Philippos mit Tschechows Lopachin ist offensichtlich. Ist Lopachin der Sohn eines Mannes, der unter den Vorfahren der Ranewskaja als Leibeigener fronte, und der nun, reich geworden, triumphierend den Kirschgarten ersteigert, so stammt auch Filippo aus den Reihen der einstigen Untergebenen des Gutsherrn, er ist der von den „Herrschaften“ verachtete Sohn eines „Galeeringauners“. Nun aber, da er im Ausland sein Glück gemacht hat und als „Der Amerikaner“ zurückkehrt, sieht er sich in die Lage versetzt, alles aufkaufen und seine finanzielle Überlegenheit ausspielen zu können.

Wie die Ranewskaja ist auch der Marchese der Vertreter einer abtretenden

Klasse, der sich in der veränderten Umwelt nicht mehr zurechtfindet und das Land seiner Väter verläßt; wie „Der Kirschgarten“ endet auch Feuchtwangers Stück mit einem Aufbruch: der Marchese und seine Tochter siedeln nach Rom über.

Eine detailliertere Untersuchung würde sicher noch weitere Ähnlichkeiten der beiden Stücke nachweisen können, so etwa die sparsame Handlung, den weitgehenden Verzicht auf dramatische Effekte oder die musikalische Untermalung entscheidender Stellen, wenn beispielsweise das automatische Klavier als Symbol der modernen Technik und des Kaufmannsgeistes in dem Augenblick von dem klassischen Dudelsack abgelöst wird, als Filippo seinen Entschluß ändert und auf die Zerstörung der Ruinen verzichtet.

So zeigt sich an einem interessanten Beispiel, daß der Einfluß des großen Russen auf die deutsche Literatur stärker ist, als man bisher vermuten konnte. Der vergleichenden Literaturforschung bietet sich hier ein lohnendes Feld.

## Ein Brief nach Moskau

*Der im folgenden wiedergegebene Brief bezieht sich auf einen Beitrag von Nyota Thun, den wir in unserem Januarheft veröffentlichten.*

Lieber Genosse Ilja Fradkin!

Da haben wir nun in Moskau von allem Möglichen gesprochen, nur grade von einem Thema nicht, das mir damals wie heute recht am Herzen gelegen hätte. Und so erfahre ich erst jetzt aus dem Bericht unserer Moskauer Korrespondentin Nyota Thun über die ausführliche Diskussion, die Sie mit Tamara Motyljowa über die Frage des „revolutionären Expressionismus“ geführt haben, in der Sie zu ähnlichen Folgerungen kommen wie ich, ohne sicherlich die paar Seiten zu kennen, die ich vor einem Jahr anläßlich des Jahrestags der Novemberrevolution in der „Jungen Kunst“ schrieb. Ich vermute, daß diese Diskussion dazu bei-

getragen hat, den „linken Expressionismus“ heute wenigstens als Ausdruck einer revolutionären Stimmung unter den fortschrittlichsten bürgerlichen Dichtern, die sich vor allem um die Zeitschrift „Aktion“ scharten, anzusehen. Ich habe ja während des ganzen Krieges der „Aktion“ sehr nahegestanden, habe sogar in der Zeit zwischen dem November 1918 und dem April 1919 dort in der Redaktion und in der berühmten Aktionsbuchhandlung gearbeitet; da kann man schon mitreden. Und es freut uns besonders, daß auch die von Otto Gotsche ins Leben gerufene Arbeitsgruppe zur Erforschung der proletarisch-revolutionären Literatur Deutschlands an uns paar Leute, die von damals noch übriggeblieben sind, gedacht hat. Wir sind nicht mehr viele, da wird es Zeit zu sprechen, nun, da die Großen dahin sind – Georg Heym, der uns am frühesten verließ, und der wichtigste, unser Johannes R. Becher; er starb nicht lange nach seinem Gegenspieler Gottfried Benn, den seine Dekadenz am Ende zu den Nazis trieb und schließlich zum Barden des Adenauer-Regimes werden ließ. Viele wirklich Fortschrittliche, die in dem kleinen, uns sogar an die Front geschmuggelten Blättchen schrieben, sind ja schon im ersten Kriege geblieben: Alfred Liechtenstein, Ernst Wilhelm Lotz, Ernst Stadler, der arme Jakob van Hoddis, der von den Nazis ermordet wurde, und viele andere, deren Namen vergessen sind. Da waren dann solche wie mein ehemaliger „Kriegskamerad“ Zuckmayer, dessentwegen ich nach Heidelberg ging, weil er im Kriege wirklich auch in unserem Sinne ein guter Kamerad gewesen war, der aber mit seiner Dichterei immer weiter abrutschte, bis er schließlich mit dem fröhlichen Weinberg bei den Ullsteins landete und (um in den USA um gut Wetter zu bitten) öffentlich all seinen Jugendsünden abschwur und sich zu dem NATO-Ideologen Spaak bekannte. Damit glitt er weiter auf der Renegatenbahn ab als seine Darmstädter Freunde Carlo Mierendorff und Theo Haubach, die in Heidelberg auch



zu unserem Kreise gehörten und von denen wenigstens Mierendorff wacker für einen fortschrittlichen Expressionismus eintrat („Hätte ich das Kino –!“), während Haubach eigentlich nie so recht bei uns gestanden hat und später als Adlatus von Carl Severing und Hoersing sehr bald zum offenen Gegner wurde. Zu denen gehörte auch Hans Schiebelhuth, einer der begabtesten Lyriker der Nachkriegszeit („Wegstern“), der später als Übersetzer Thomas Wolfes bekannt wurde, eine reiche Amerikanerin heiratete und sehr jung starb.

Nun muß gesagt werden, daß wir, wie der zum Renegaten gewordene Pfemfert, in vielen Dingen arge Sektierer waren und alles, was sich nicht strikt bei uns hielt, ablehnten. Also natürlich zuerst solche Burschen wie den Erfinder des „Deutschen Herrenhauses“, Kurt Hiller, dann aber besonders die Sturmleute, die wie ihr Protagonist August Stramm sich als kriegsbejahende Hauptleute zeigten, wenn sie nicht, wie der verquatschte Otto Nebel, überhaupt Psychopathen waren. Damals im Kriege hatten einige den Kriegskurs des Sturm nicht mehr mitgemacht: Albert Ehrenstein, der alte Ferdinand Hardekopf, der schnurrige Samuel Friedländer-Mynona. Auch Ehrenstein, der vor ein paar Jahren in den Staaten elend verhungert ist, hatte mit unserer und seiner Vergangenheit so wenig zu tun wie andere, die auch in den USA geendet haben.

Etwas anderes war, daß wir keine literarische Bedeutung nur um ihrer selbst willen anerkannten, wenn sie nicht durch Parteinahme für uns, das heißt für die Politik der „Aktion“ (und die stand, wie man damals sagte, immer noch etwas links von sich selber) sich ihre Rechtfertigung erwarb. Manchmal mögen wir recht gehabt haben, manchmal unrecht; wobei wir natürlich unsere Erlebnisse im täglichen Klassenkampf hatten, wo es mit den Literaten bittere Enttäuschungen gab. Nicht nur Zuckmayer wollte bald mit dem Klassenkampf nichts mehr zu tun haben,

auch Kasimir Edschmid, der Patron der „Dachstube Darmstadt“ und des „Tribunals“ von Mierendorff, erwies sich recht bald (das hatten wir schon im Kriege begriffen) als Karrierist und aufgequollener Spießier. Aber es gab natürlich auch bedeutende Schriftsteller, mit denen wir damals nicht zusammengehen konnten, weil sie das harte Gesetz des Klassenkampfes nicht anerkennen wollten und erst lange Zeit später, manche erst nach den bitteren Erfahrungen der Nazizeit, wieder zu uns stießen. Eine so konsequente, gradlinige Entwicklung, wie sie unser Johannes R. Becher genommen hat, der kurze, strahlende Aufstieg Ludwig Rubiners, des „Menschen in der Mitte“, sind immer selten gewesen. Aber gerade sie sind es doch, um derentwillen wir uns heute noch unserer Aktionszeit in Ehren erinnern dürfen. Daß es mit Pfemfert allzu bald nach den Jahren der Revolution schnell bergab ging, daß er in den schwersten Jahren des Aufstiegs der Kommunistischen Partei durch seine Spaltertätigkeit dazu beitrug, die Bildung einer kommunistischen Massenpartei zu erschweren – mehr, als man eigentlich seiner eigenen Bedeutung zuerkennen möchte, denn er war alles andere als ein bedeutender politischer Führer –, das haben wir bald einschen müssen, und es hat manchem, auch mir, viel Umwege aufgezwungen.

Es waren unsere Lehrjahre. Wir mußten erst urteilen, das Nur-Radikale vom Richtigen und Guten unterscheiden lernen und erkennen, daß es unter denen, die wir schon endgültig für Abtrünnige hielten, noch immer Bundesgenossen gab. Erst langsam mußte man auch lernen, daß oft zwischen politischen Fehlern und literarischem Qualitätsverlust ein notwendiger Zusammenhang bestand – daß es aber genug Leute gab, die gute Schriftsteller und später brauchbare Bundesgenossen waren, die sogar zweifellos aus dem fortschrittlichen Expressionismus hervorgegangen waren, ohne jemals entschieden für eine Partei – geschweige denn für die

Arbeiterklasse Partei genommen zu haben. Daß Thomas Mann (von seinem Bruder ganz abgesehen) ein großer Schriftsteller war, haben wir nie in Zweifel gezogen. Selbst dem Alfred Döblin verziehen wir viel. Aber mit Leonhard Frank waren wir, trotz der herrlichen „Räuberbande“, eine ganze Weile recht böse, und mit dem späten Werfel kann ich mich, ehrlich gesagt, bei aller Liebe zu seinen ersten Gedichten noch heute nicht abfinden. Trösten wir uns, auch die wissenschaftliche Literaturgeschichte braucht ja für ihre Urteile lange Zeit. Neugierig bin ich, wann uns solche Schriftsteller wie der arme Kafka wieder lesbar sein werden. Anderes, Trakl zum Beispiel, steht wohl längst jenseits von Gut und Böse im Schatten literarischer Anthologien. Aber manches, was Karl Kraus gesagt hat, möchte man heute noch einmal nachlesen.

Rudolf Kayser, einer von denen, die den Expressionismus ganz ohne Vorzeichen um 1910 aus der Taufe gehoben hatten, wollte ihn schon 1920 zu Grabe tragen: fünf Jahre später gab es noch einmal einen Schwanengesang des Kunsthistorikers C. G. Heise, der mit seiner Hundertmarkzeitschrift „Genius“ den Expressionismus sozusagen hatte zur Klassik erheben wollen. Aber Becher dichtete doch weiter und bewies sich immer mehr als Revolutionär; Döblin, der Anfang 24 mit „Berge, Meere und Giganten“ die schaurige Vision einer Gegenutopie gegeben hatte (Angst vor der Technik und den Kräften der entfesselten Natur und Unglaube an das im Osten aufdämmernde Neue), schrieb 1928 seinen Franz Biberkopf-Roman „Berlin–Alexanderplatz“, von dem wir glaubten, er sei uns recht nah gekommen. Aber damals entstanden schon die ersten proletarischen Romane: Grünberg, Bredel, Marchwiza waren mit einemal da, und der Bund Proletarisch-revolutionärer Schriftsteller begann seine Arbeit. Einer seiner Gründer, sogar seiner Initiatoren, war Johannes R. Becher.

Ob es jemals möglich sein wird, ob sich ein Verleger finden wird, wenigstens das

Wichtigste, das heute noch Bestand hat, in einem kleinen Bändchen herauszugeben? Natürlich dürften das nicht nur die Aktionslyriker sein, mindestens gehören heute einige von den Sturm-Mitarbeitern dazu, die, wie Erich Arendt, im Kampfe gegen den Faschismus zu uns gestoßen sind, auch manches aus den Sammlungen von Pinthus, von Rudolph Kayser, von Ludwig Rubiner. Noch leben ein paar von den damaligen Verlegern und Herausgebern: vor allem Wieland Herzfelde und sein Bruder John Heartfield, die noch im Kriege die „Neue Jugend“ herausbrachten (eigentlich für die ersten Zeichnungen von George Grosz), und der alte Heinrich F. Bachmayer, der erste Verleger Bechers und Herausgeber der „Revolution“ (schon 1914, vor dem Kriege). Als Ergänzung zu den Sammlungen der eigentlich proletarisch-revolutionären Literatur, die jetzt bei uns veröffentlicht werden, scheint mir das nicht unwichtig zu sein.

Vor allem aber sollten wir Alten, die noch die Erinnerung an die ganze Zeit haben, das für unsere jüngeren Kameraden und Genossen aufschreiben. Und das ist ja nicht nur Literatur...

Seien Sie herzlichst begrüßt von Ihrem  
*I. M. Lange*

## Verbonnter Tucholsky

Kurt Tucholsky wäre am 9. Januar dieses Jahres siebzig Jahre alt geworden. „Was wäre, wenn...“ ist nicht nur der Titel eines Aufsatzes, in dem der Autor die Schrecken des Nazireiches vorausgesagt hat, sondern eine Frage, die sich die bürgerlichen Zeitungen Westdeutschlands oft gestellt haben: Was wäre, wenn Tucholsky noch lebte, wenn er zurückgekehrt wäre aus den Jahren der Verfolgung, des Umherirrens, der Enttäuschung, der Verzweiflung?

Und die Herren Kulturredakteure von Hamburg bis München – leider geht es nicht, daß man Tucholsky einfach totschweigt wie so viele andere – drehten hin und drehten her, und siehe da, sie

rüftelten sich aus, daß Tucholsky ja eigentlich ein ausgewachsener Antikommunist gewesen sei. Uns gehört er daher, so posaunten sie, und nicht denen da drüben in der Soffjetzone. Und da macht es fast gar nichts aus, daß Tucholsky Jude war; man braucht obnehin noch ein Alibi, denn in Sachen Antisemitismus blicken die Engländer allzu oft über den bundesdeutschen Gartenzaun, und auch das übrige westliche Ausland ist schnell verschnupft. Ansonsten hat Tucholsky natürlich meistens geirrt. Überhaupt gilt alles, was Tucholsky geschrieben hat, für damals und nicht für heute. Heute ist alles ganz anders, besser natürlich, viel besser... Und würde Tucholsky heute leben, wäre er ein begeisterter Anhänger der Bundeswehr, wäre wahrscheinlich selbst „Staatsbürger in Uniform“.

In der Taschenbuchreihe „Rowohlt's Monographien großer Persönlichkeiten in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten“ erblickte nach Kleist, Shakespeare, Gorki, Büchner, Zola, Balzac und vielen anderen auch Kurt Tucholsky das Licht der bundesdeutschen Wirklichkeit. Dieser Reihe stand man zunächst ein wenig skeptisch gegenüber; schuld daran waren die ungewöhnliche Aufmachung und die unkonventionelle Darstellungsweise, nämlich eine Mischung von Zitaten, Illustrationen und biographischem Bericht. Aber die Skepsis war unbegründet, denn die Verfasser erwiesen sich als Kenner der Materie, und die zahlreichen Illustrationen hatten dokumentarischen Wert und rundeten die Darstellungen ab. Aber alles, was man lobend über diese Reihe im Allgemeinen sagen kann – womit nicht gemeint ist, daß alle bisher erschienenen Bändchen gleichermaßen gut sind –, gilt für den Tucholskyband im besonderen nur im Hinblick auf die recht interessanten und teilweise unbekannten Photographien. Aber der Text!

Zunächst fällt auf, daß Tucholsky selbst sehr wenig zu Wort kommt. Mit den Selbstzeugnissen ist es also nicht weit her. Statt dessen bezichtigt der Autor, Klaus-Peter Schulz, in dreisten Äußerun-

gen und scharfen Attacken Tucholsky der politischen Ignoranz. Er fängt ganz harmlos an: Kindheit; mangelnde Nestwärme; erste literarische Erfolge; Konflikt mit dem verrotteten Schulbetrieb wilhelminischer Prägung; Arbeit an der „Schaubühne“, später „Weltbühne“; Weltkrieg, Kriegsende und Beginn der Republik in Deutschland und so weiter, und meint schließlich: „Immer, wenn Tucholsky sich mit dem Wesen des Militärischen auseinandersetzt, wird seine Kritik leicht schrill und mißtönend. Tucholsky wird im Hinblick auf alles Militärische stets zu einem Fanatiker der Ideologie, und noch dazu einer falschen.“ Tucholskys Aufsatz, in dem er sich zum Pazifismus, d. h. zur Abkehr vom preußisch-chauvinistischen Militarismus bekennt, sei, so behauptet der Verfasser der Monographie, „im Affekt hingeschrieben“, und er behauptet das nicht ohne Grund, gilt es doch, den Beweis zu führen, daß Tucholsky heute zur Straußschen Bundeswehr „ja“ sagen würde, denn: „Lassen wir dahingestellt, ob Tucholsky heute, lebte er noch, an seinem bedingungslosen Pazifismus und seiner ebenso bedingungslosen Antipathie gegen alles Militärisch-Soldatisches festhielte – daß er es nicht täte, ist zumindest nicht unwahrscheinlich.“ Heute, so soll nun der naive Bundesleser folgern, heute allerdings, im Zeitalter der Atomwaffen, kann man nur noch bedingungslos zu den Raketen-einheiten der NATO-Bundeswehr stehen und – CDU wählen; denn Tucholskys Abneigung gegen den Militarismus war letzten Endes nur „im Affekt“ geboren.

Schulz zitiert die Antwort, die Tucholsky der Zeitschrift „Die Literarische Welt“ im Jahre 1928 auf die Frage gab, was er tun würde, wenn er die Macht hätte. Tucholsky stellte dabei neun Forderungen, unter anderem Sozialisierung der Bergwerke, Sozialisierung der Schwerindustrie, Aufteilung des Großgrundbesitzes und eine radikale Personalreform in der Justizverwaltung. Mißvergnügt meint der Verfasser der Monographie dazu:

„Die in den hier abgedruckten Äußerungen zum Durchbruch kommende Ungerechtigkeit eines flammenden Temperaments überschreitet das erlaubte Maß.“

So wird Tucholsky unversehens zum Ästhetizisten, zum Wald- und Wiesenpoeten, zum Sonnenaufgäbesinger, was nach Schulz der „sicherste Beweis für dessen Unvergänglichkeit“ ist. Und außerdem war Tucholsky, so behauptet Schulz, ein Gottsucher, womit er in seinem Versuch, Tucholsky zu verfälschen und als Kronzeugen für die Bonner Aufrüstung zurechtzuputzen, tatsächlich das „erlaubte Maß“ überschreitet.

Hoffen wir, daß sich Ernst Rowohlt, der Freund Tucholskys, dem Tucho „einer der liebsten Autoren“ war, durch die Gesamtausgabe der Werke Tucholskys, die der Verlag gegenwärtig vorbereitet, von diesem Geist, der Schulz heißt, nachhaltig distanziert.

*Alexander Raub*

*Karl Störenfried (Westdeutschland)*

## Das Neueste aus Katholien

### Der Großfürst von Katholien

Wenn man nach Mongolien will, kommt man gleich bei Podolien in das Land Katholien. Es zerfällt in Ober-, Unter-, Nieder-, Mittel-, Alt-, Neu- und Überkatholien, sowie in Groß- und Klein-, Vorder-, Hinter-, Nord-, Süd- und Westkatholien. (Ostkatholien fällt begreiflicherweise fort.) Dann gibt es hauptsächlich noch Hoch- oder Stockkatholien. Dort ragt der Mons catholinus oder Katholinischer Berg in den tief violetten Klerikalhimmel. Auf seinem Gipfel erhebt sich der Tempel des Jupiter catholinus. Oberpriester ist Seine Infantilität, der Herr Großfürst von Katholien. Er bewacht den Eisernen oder Heiligen Vorhang nach dem Grundsatz: Divide et impera, auf deutsch: Deutschland muß wiedervereinigt werden.

Der Großfürst, Princeps Magnificus, der auch den Ehrentitel Amicus Amicorum trägt, renomiert, regiert und diktiert von

seinem goldenen Großkatheder, Cathedra Aurea Magnifica, aus. Jeden Morgen schlägt er unter feierlichem Räuspern den Index Catholinus auf, die Heilige Schrift des Großfürstentums, und verliest mit majestätischer Stimme den Wahlspruch: „Mehr scheinen als sein“ oder „Wer angibt, hat mehr vom Leben“.

Die Religion der Bewohner ist großfürstlich-orthodox oder überkatholisch. Ihre Sprache bildet eine Mischung von Kirchenlatein und rheinischem Platt.

In Katholien gibt es nur Kreuzwege, selbst die Telegrafmasten sind in Kreuzform ausgestaltet, und die Lokomotiven stoßen nichts als Weihrauchwolken aus. Die Grundlage des hoch- oder überkatholischen Glaubens ist der Mythos von der Welterschöpfung. Gott schied die Welt in Germania Alterna oder die Westzone und Germania Subalterna oder die Ostzone. Und was Gott geschieden hat, soll der Mensch nicht zusammenfügen. Also sprach Seine Infantilität, der Herr Großfürst von Katholien, und griff nach der Atombombe. Ehe er sie aber schleuderte, befragte er seine sieben Moraltheologen. Die kamen herbei, schnüffelten an der Atombombe und meinten dann auf katholisch: „Sie riecht gut christlich. Schleudern Sie sie!“ Und der Botschafter Monsignore Catholico gab noch seinen Segen dazu.

Der Großfürst erhob sich in voller Lebensgröße. In der Ferne erblickte er die Zwiebeltürme des Antichrist. „Wir werden die Zwiebeln der Gottlosigkeit ausrodern aus dem Eden der Schöpfung.“

Da der Großfürst unfehlbar ist, traf er natürlich. Wo die Atombombe platzte, verbreiteten sich überkatholische Weihrauchdüfte. Ganz Katholien wurde zur ewigen Seligkeit abgerufen.

### Schaumkonjunktur

„Tand, Tand ist das Gebilde von Menschenhand“ – das heißt, ins Bundesdeutsche übersetzt: „Schaum, Schaum, das ist des Bundeskanzlers Traum.“



Aus den Schaumkronen, die er abschöpfte, gelang es dem Bundeskanzler, das Palais Schaumburg zu erbauen. Dadurch war er unüberwindlich geworden. Der Schaum des Bundeskanzlers ist seine Hornhaut – seine Souveränität. Als berufsmäßiger Schaumschläger ließ er sich beim Hochkommissar melden und bat um Arbeit. „Well“, sprach der Hochkommissar, „du bist der geborene Bundeskanzler. Sollte der Endsieg wieder mal überkochen, schaumst du ihn einfach ab.“ Seitdem saß Dr. Adeneuer am Gestade des Rheins und schlug unermüdlich Schaum.

Schaumgeboren, wie Aphrodite, stieg die Bundesrepublik aus dem Schoße des Rheins. Schaumhaft war sie, so schaumhaft, daß sie sich von Hephästos aus dem Donezbecken den Keuschheitsgürtel nicht rauben ließ.

Dr. Adeneuer nutzte die Konjunktur und schloß an sein Palais eine Schaumweinfabrik an, mit deren Erzeugnissen er die ganze Welt belieferte. Sämtliche Potentaten und Ölmagnaten wurden vom Bonner Wirtschaftswunder benebelt. Wer immer es sich leisten konnte, ließ sich obendrein vom Bonner Experten einseifen. Und alle, die es sich leisten konnten, wollten es auch.

Der Hochkommissar war mit Meister Adeneuer hochzufrieden und empfahl ihn dem Präsidenten weiter. Seitdem mußte der Bundeskanzler jede Woche nach Washington fliegen und den Präsidenten einseifen.

Er war im Begriff, alle Welt einzuseifen, und konnte daran denken, sich selbst die Schaumkrone aufzusetzen. Das geschah im Palais Schaumburg. „Seht, er kommt, mit Schaum gekrönt!“ sang der Kirchenchor. Jetzt hatte die Schaumgeborene endlich ihren schaumgekrönten Beschützer.

Bloß im schottischen Industrierevier lebte ein unbestechlicher Kernseifenfabrikant. Der war nicht für Schaumseife. Er

fuhr nach Bonn und lehnte es höflich, aber bestimmt ab, sich auch einseifen zu lassen. Er machte dem Meister Vorhaltungen wegen unlauterer Konkurrenz. „Mit Ihren Seifenblasen werden Sie uns noch ruinieren!“ warnte er ihn. „Das ist ja unerhört!“ donnerte und blitzte der Bundeskanzler. „Jetzt aber raus, Mac!“

Meister Adeneuer ist ein herzensguter Mensch, aber er kann keinen Widerspruch vertragen. Er begann so heftig zu schäumen, daß er erkrankte, und es ist zur Stunde noch nicht erwiesen, wie es ihm morgen ergehen mag.

## Geistiger Austausch

Nach Angaben des Frankfurter Börsenblattes für den Deutschen Buchhandel bezieht die Bundesrepublik in diesem Jahr aus der DDR schögeistige Bücher und schögeistige Zeitschriften im Werte von 100 000 Verrechnungseinheiten. 400 000 Verrechnungseinheiten sind für Bierdeckel vorgesehen. Bitte schön: Auch Bierdeckel dienen letzten Endes dem Konsum geistiger Produkte.

## Vorerst so

Nach einem Leseabend mit Heinrich Böll in Germersheim am Rhein fand ein offizieller Empfang der Stadt und des Volksbildungswerkes statt, zu dem auch einige höhere Offiziere der Bundeswehr eingeladen waren. Die Militärs blieben dem Empfang fern. Warum? Eine örtliche Tageszeitung hatte kurz vorher autobiographische Notizen des Schriftstellers veröffentlicht, in denen es unter anderem hieß: „In diesen sechs Jahren (des zweiten Weltkrieges) vertiefte sich das, was eine bloße, im Elternhaus eingepflichtete Abneigung gewesen war, zu der Überzeugung: Es gibt nichts Sinnloseres als Krieg und Militär.“

Dies zahlten die Herren Offiziere dem Schriftsteller heim, so gut sie konnten!



## Informationen

Anläßlich seines 65. Geburtstages wurde Alfred Kurella mit dem Karl-Marx-Orden geehrt.

Leninpreisträger für Literatur wurde in diesem Jahr Michail Scholochow.

Für seine Verdienste um die Entwicklung einer sozialistischen Nationalkultur erhielt Kuba die Ehrendoktorwürde der Philosophischen Fakultät der Universität Rostock. Walther Victor wurde für seine langjährigen Bemühungen um die Popularisierung unseres literarischen Erbes von der Universität Greifswald ebenfalls durch Ernennung zum Ehrendoktor gewürdigt.

Beim Preisausschreiben des Ministeriums für Kultur zur Förderung des literarischen Gegenwartsschaffens 1959 wurden folgende Autoren ausgezeichnet:

Gruppe B: Fred Reichwald (Erzieher im Examen), Hans-Jürgen Steinmann (Die größere Liebe), Irmtraud Morgner (Das Signal steht auf Fahrt), Gottfried Herold (Die Gewittermacher), Herbert Friedrich (Rappbodetalsperre), Horst Salomon (Lieder der Freundschaft), Karl Rudi Griesbach (Marikke Weiden), Joachim Bagemühl (Nacht der Entscheidung), Uwe Wand (In einer Nacht).

Gruppe A: Helmut Preißler (Stimmen

aus den sozialistischen Brigaden), Franz Hannemann (Noch sind im Kornboden Mäuse), Waldo Bahmann (Per aspera ad astra, daraus drei Geschichten und eine Ballade), Uwe Berger (Aus der Gedichtsammlung „Die Gemeinsamkeit“: „Schwere Arbeit“, „Rückkehr aus dem Vogtland“ und „Ankündigung“), Johannes Arnold (Tausend Hände).

Außerdem erhielt eine Anzahl weiterer Schriftsteller Förderungsprämien.

Die Bezirksleitung des Deutschen Kulturbunds Neubrandenburg hat zu einem Wettbewerb um die beste Dorfchronik und das beste Tagebuch über die sozialistische Umgestaltung der Landwirtschaft aufgerufen.

In Stalinstadt wird gegenwärtig ein Hüttenfestspiel vorbereitet, das zum erstenmal in der Woche vom 13. bis 21. August anläßlich des zehnjährigen Bestehens von Stalinstadt und des Eisenhüttenkombinats zur Aufführung gelangt.

Lion Feuchtwangers letzter Wohnsitz, das Haus am Paseo Miramar in Pacific Palisades, California, und die umfangreiche Privatbibliothek des Dichters sind kürzlich von der Universität Los Angeles in Obhut genommen worden.

---

### Zu unseren Beiträgen

Dem Beitrag Hans Kochs „Brot und Rosen“ liegt ein Referat zugrunde, das er auf der Vorstandssitzung des DSV am 21. April 1960 gehalten hat.

Der Beitrag „Bork emigriert“ von Wolfgang Joho ist der vom Autor gekürzte Auszug aus dem ersten Teil des Romans „Es gibt kein Erbarmen“, der Ende dieses Jahres im Aufbau-Verlag erscheinen wird.

Günter de Bruyn ist 34 Jahre alt. Er arbeitet als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentralinstitut für Bibliothekswesen. „Renata“ ist seine erste belletristische Veröffentlichung; andere Erzählungen von ihm werden demnächst in der Reihe „Treffpunkt heute“ im Mitteldeutschen Verlag erscheinen.

Die Erzählung „Der Springer mit den langen Ohren“ ist der Anthologie „Schwarz und Weiß“ entnommen, die im Sportverlag anläßlich der im Herbst 1960 in Leipzig stattfindenden 14. Schacholympiade erscheint.

Arno Reinfrank lebt in England.

## NEUERSCHEINUNGEN

### Belletristik

*Uwe Berger*: Der Erde Herz. Gedichte.  
(Die Reihe, 36.) Aufbau-Verlag, 72 S.

DM 1,95

*Günter de Bruyn*: Hochzeit in Welzow  
(Treffpunkt-heute-Reihe). Mitteldeutscher  
Verlag, etwa 80 S.

DM 1,-

*Jakob Julius David*: Die Hanna. Zehn  
Erzählungen. Herausgegeben von Peter  
Goldammer. Aufbau-Verlag, 392 S.

DM 8,40

*Maxim Gorki*: Briefe. Eine Auswahl. Aus  
dem Russischen von Gudrun Düwel. Auf-  
bau-Verlag, 392 S.

DM 12,-

*Erik Neutsch*: Die Regengeschichte  
(Treffpunkt-heute-Reihe). Mitteldeutscher  
Verlag, etwa 80 S.

DM 1,-

*Annemarie Reinbard*: Sieben Körner Reis.  
Dietz Verlag, 276 S.

DM 5,60

*Maximilian Scheer*: Hassan und der  
Scheich. Ein orientales Spiel. Hörspiel.  
(Die Reihe, 32.) Aufbau-Verlag, etwa 80 S.

DM 1,95

### Literaturgeschichte und -theorie, Dokumentation

*Marianne Lange*: Zur sozialistischen Kul-  
turevolution. Dokumente. Bd. I. Aufbau-  
Verlag, etwa 544 S.

DM 7,50

*Manfred Wekwertb*: Theater in Ver-  
änderung. Aufbau-Verlag, etwa 160 S.

DM 6,30

*Bodo Ubse, Eduard Claudius*: Abriß der  
Spanienliteratur. Herausgegeben vom Kol-  
lektiv für Literaturgeschichte im Verlag  
Volk und Wissen. Etwa 212 S.

etwa DM 3,70

*Hans Richter*: Gottfried Kellers frühe  
Novellen. Herausgegeben von H. Kauf-  
mann und H. G. Thalheim. Rütten & Lo-  
ening, etwa 200 S.

etwa DM 6,90

## ZEITSCHRIFTEN- UND ZEITUNGSSCHAU

*Künstlerisches Schaffen als „Denken in  
Bildern“*, von Wadim Koshinow, „Sowjet-  
literatur“ H. 3. 60/S. 148

*Prinzipientreue und Objektivität*. Wesens-  
züge einer marxistisch-leninistischen Lite-  
raturkritik, von W. Iwanow, „Presse der  
Sowjetunion“ 24. 4. 60/S. 1026

*Kommunismus und Kunst*. Über Laien-  
und Berufskunst, von A. Jegorow, „Presse  
der Sowjetunion“ 24. 4. 60/S. 1022

*Probleme des zeitgenössischen Romans*.  
Diskussion im Gorki-Institut für Weltlite-

ratur in Moskau, von Nyota Thun,  
„Kunst und Literatur“ H. 4. 60/S. 405

*Die zeitgenössische Romankonzeption von  
„Nackt unter Wölfen“*, von Erich Kühne,  
„Junge Kunst“ H. 4. 60/S. 33

*Notizen über die Literatur von der Zu-  
kunft*, von Juri Rjurikow, „Sowjetliteratur“  
H. 4. 60/S. 135

*„Weiße Flecken tilgen!“* Gedanken über  
die Arbeit unserer Theater auf dem Lande,  
von Gerhard Ebert, „Sonntag“ 1. 5. 60/S. 9

„Neue Deutsche Literatur“, Monatsschrift für Schöne Literatur und Kritik. Aufbau-  
Verlag, Berlin W 8, Französische Straße 32, Fernsprecher 22 54 21. Redaktion: Berlin  
W 8, Friedrichstraße 169/170, Fernsprecher 22 07 31 25. Nachdruck nur mit Genehmigung  
und Quellenangabe gestattet. Zuschriften, die den Inhalt der Zeitschrift betreffen, sind  
an die Redaktion, Zuschriften in Fragen des Vertriebs und Bezugs sind an den Verlag  
zu richten. Für unverlangt eingehende Manuskripte kann keine Gewähr übernommen  
werden. Anzeigenannahme durch den Verlag. Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. I gültig.

Druck: 1/16/or Märkische Volksstimme, Potsdam. Lizenz-Nr. 5259. A 584